

Nach dem Kriege.

Nach dem Kriege.

Fortsetzung von „Unter Preußens Fahnen".

Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.



Dritter Band.

Berlin.
Verlag von A. Sacco Nachfolger.

1867.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



I.

Die Rückkehr.

Um die Zeit der Reise Hugo's von Mohrfeldt nach Deutschland sah der politische Himmel in Mitteldeutschland wieder sehr bewölkt aus und es gab Viele, die mit großer Bestimmtheit behaupteten, daß sich ein wohl noch stärkeres Gewitter als im vorigen Jahre zu entladen im Begriffe sei. Hugo wußte dies natürlich schon durch die Zeitungen, aber er fand, sobald er die deutsche oder preußische Grenze überschritten, doch eine viel größere Aufregung vor, als er sich gedacht hatte, und gerade um diese Zeit waren die Verwickelungen, die sich dieses Mal zwischen Frankreich und Preußen ergaben, erst, wenigstens vor der Oeffentlichkeit, in ein drohendes Stadium getreten.

Seit Beginn des Jahres schon hatte sich das anfänglich wenig beachtete, dann immer bestimmter auftretende Gerücht verbreitet, Frankreich mache Ansprüche auf die Erwerbung des an seiner Grenze liegenden Großherzogthums Luxemburg, und wenn auch das Wort König Wilhelm's von Preußen, „er werde kein Dorf von deutscher Erde abtreten oder sich entreißen lassen," die auftauchenden Befürchtungen eine Weile beschwichtigte, so ließ sich bald doch nicht mehr übersehen, daß in jenem Theile Deutschlands wirklich französische Agitationen stattfanden.

Das Herzogthum Luxemburg, mit 47 Quadratmeilen und

zweimalhunderttausend Einwohnern, war ehemals eine Provinz der österreichischen Niederlande gewesen und 1795 von Frankreich besetzt und demselben einverleibt worden; nachdem aber die preußischen Truppen im Jahre 1813 die Franzosen vertrieben und den Erbstatthalter der Niederlande Prinz Wilhelm von Oranien wieder eingeführt hatten, wurde Luxemburg im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 mit dem Königreiche der Niederlande vereinigt; danach verblieb das Land bei Deutschland und wurde bei dem Bundestage durch eine Stimme vertreten, der König der Niederlande nahm den Titel eines Großherzogs von Luxemburg an und räumte in verschiedenen Verträgen der Jahre 1815, 16 und 17 dem Könige von Preußen das Mitbesatzungsrecht der Hauptstadt und wichtigen Grenzfestung ein. Der am 12. März 1817 zwischen Holland einerseits und Oesterreich, Preußen, Rußland und England andererseits abgeschlossenen Vertrag setzte fest, daß ersteres von der französischen Kriegsentschädigung sechszig Millionen Franks erhalten solle, um seine an Frankreich grenzenden Landestheile zu befestigen und in diesem Zustande zu erhalten, und Artikel V. dieses Vertrages bestimmte wörtlich: „Seine Majestät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, tritt dem Könige von Preußen das Recht ab, den Gouverneur und Kommandanten von Luxemburg zu ernennen, und willigt darein, daß sowohl von der ganzen Garnison, sowie von jeder Waffe $^3/_4$ aus preußischen, $^1/_4$ aus niederländischen Truppen besteht.“ Im Frankfurter Territorial-Receß vom 20. Juli 1819 wurde die gemeinschaftliche Garnison so eingetheilt, daß davon $^2/_3$ auf Preußen, $^1/_3$ auf Holland kam.

In Folge der Auflösung des alten deutschen Bundes durch den Krieg von 1866 gab nun in einem Theile der Bevölkerung von Luxemburg, sowie in der niederländischen Regierung die Abneigung, in den neugestifteten norddeutschen Bund zu treten, sich kund, und die letztere hatte dies, wie später Graf Bismark in einer Sitzung des norddeutschen Parlaments eröffnete, schon im Oktober der preußischen gegenüber ausgesprochen, die darauf

keine entscheidende Antwort gegeben hatte. Zum Zollvereine gehörte das Ländchen bereits.

Der König der Niederlande, der sich durch sein Ausscheiden aus dem alten Bunde nun für berechtigt hielt, frei über sein Großherzogthum zu verfügen, und das preußische Besatzungsrecht dadurch für aufgehoben erachtete, ließ sich jetzt mit dem Kaiser Napoleon III. auf Unterhandlungen wegen des Verkaufs von Luxemburg ein, was, anfänglich verheimlicht und bestritten, doch zur öffentlichen Kenntniß gelangte und von den Luxemburgern selbst sehr verschiedenartig aufgenommen wurde. Es fanden sich dort unleugbar, besonders in den unteren Klassen, große Sympathien für Frankreich, dieselben wurden von französischen Agenten noch angeschürt, man rief ganz offen Vive la France! und Vive Napoleon! — auf den Anschluß an Frankreich bezügliche Plakate wurden verbreitet, und unverholen äußerte sich der Haß gegen die preußische Besatzung.

Ebenso unleugbar waren auch große militairische Rüstungen in Frankreich, die freilich mit der nothwendigen Sicherstellung gegen die ansehnliche Machtvergrößerung Preußens erklärt wurden, aber doch auch andere Pläne zu verrathen schienen.

Daß die bedeutenden Waffenerfolge und die schnelle Vergrößerung Preußens in Frankreich Eifersucht und Mißbilligung erregt hatten, ist nicht zu verwundern; man sah darin eine Gefahr für sich selbst, die Volksstimme im Allgemeinen billigte nicht die Entthronung der deutschen Fürsten, und überdies sehnte sich die französische Armee danach, das Unglück, das ihr in Mexico widerfahren war, durch eine glänzende Waffenthat schnell wieder in Vergessenheit zu bringen; von den behaupteten sogenannten Rheingelüsten wollen wir gar nicht sprechen. Kurz, es war immer Gährungsstoff genug vorhanden, und die beiderseitige Tagespresse war, was sie sich in den letzten Jahrzehnten besonders zur Aufgabe bei solchen Gelegenheiten gemacht zu haben scheint, eifrigst bemüht, die glimmenden Funken der eifersüchtigen Leidenschaft beider Völker zur Flamme anzublasen. In Frank-

reich schrie man nach Krieg, um das stolze, willkürliche Preußen zu demüthigen und alte Träume von Vergrößerung und Ruhm zu verwirklichen, in Deutschland verschwur man sich hoch und theuer, keinen zollbreit von dem großen Vaterlande abtrennen zu lassen, und war besorgter als jemals für die Ehre der preußischen Armee, die man durch den eventuellen Abzug von Luxemburg für im höchsten Grade gefährdet erklären wollte. Zu einer solchen Ereiferung ist eine Nation gewiß berechtigt, wenn sie nur nicht blos zu reden, sondern auch zu handeln weiß.

Die Unterhandlungen der Kabinete blieben nun natürlich einstweilen noch geheimer, und die Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten auf eine Interpellation im norddeutschen Reichstage bezüglich der Luxemburger Frage, daß darüber noch gar keine Unterhandlungen zwischen Preußen und Frankreich stattgefunden hätten, beruhigte die gereizte öffentliche Stimmung und die allseitigen Befürchtungen, daß wieder ein großer Krieg vor der Thür stehe, keineswegs.

Unter solchen Verhältnissen betrat Hugo wieder sein Vaterland und nahm in der ersten größeren Stadt, die auf seiner Reiseroute lag, der Garnison seines Regiments, einen kurzen Aufenthalt, weil er mehrere seiner alten Kameraden wiederzusehen und zu sprechen wünschte und auch seine dienstlichen Meldungen zu erledigen hatte.

Der Erste, den er aufsuchte, war sein treuer alter Freund und Bataillons-Kommandeur, Major von B—, mit dem er während seiner Anwesenheit in Kurland schon einige Briefe gewechselt hatte, ohne darin indessen sein Verhältniß zu Feodora zu berühren. Der biedere alte Herr hatte zwar anerkennen müssen, daß der Wunsch des Obersten von Mohrfeldt, dessen Sohn möge Langenau übernehmen und den militairischen Dienst quittiren, ganz gerechtfertigt und vermuthlich zu Hugo's Glücke gereichend sei, aber jedenfalls die bevorstehende Trennung von dem ihm liebgewordenen jungen Manne schmerzlich empfunden.

„Ich darf aber um so weniger egoistisch sein und Ihnen

abrathen, dem Wunsche Ihres Herrn Vaters nachzukommen," hatte er geschrieben, „als ich selbst daran denken muß, mich nächstens zur Ruhe zu setzen. Nicht daß ich für meine Person das Bedürfniß danach fühlte, — denn, Gott sei Dank, bin ich noch vollständig gesund und rüstig — aber ich habe mir jetzt die höchste Pension, die ich überhaupt erhalten kann, erdient, so daß ich für die Bedürfnisse meiner Familie genügend zu sorgen vermag, und große Avencementsaussichten habe ich nicht mehr, denn ich bin für meine Charge schon ein bischen hoch in die Jahre gekommen; den Oberstlieutenantstitel wird mir Seine Majestät wohl noch in Gnaden mit dem Abschiede bewilligen."

Hugo las wohl zwischen den Zeilen heraus, daß der Major diesen Entschluß nur mit innerem Widerstreben gefaßt habe, und er wußte ja auch, daß Jener mit Leib und Seele Soldat sei; daher war er besonders begierig, aus seinem Munde zu vernehmen, welchen Eindruck die neuen Kriegsaussichten auf ihn gemacht haben würden.

Was ihn selbst anbetraf, so war er noch vollständig unentschlossen. Im Auslande besprach man die Luxemburger Frage zwar auch mit Interesse, sie machte aber doch nicht eine so große Sensation wie in Deutschland, und Hugo war deshalb noch nicht ganz in das Klare über ihre Bedeutung gekommen; überhaupt trat sie ja auch gerade um diese Zeit erst, zu Ende März, in drohenderer Gestalt auf.

Seine letzten Erlebnisse auf Herrendorf hatten ihn in der That wieder wankend in seinen Absichten gemacht; aber sollte er jetzt noch auf dem Wege, den er bereits betreten hatte, wieder umkehren, wenn nicht die dringlichsten Gründe dafür eintraten? Noch war ja der Krieg nicht entschieden; in diesem Falle würde er nicht gezögert haben, in sein Regiment wiedereinzutreten, wozu er übrigens auch verpflichtet gewesen wäre.

Major von B— war nicht von dem Tage seines Eintreffens benachrichtigt worden, daher sehr überrascht, als er seinen Besuch empfing; daß diese Ueberraschung eine höchst freudige

war, verrieth sich deutlich genug in seinen Mienen und der Herzlichkeit, mit der er seinen ehemaligen Adjutanten umarmte.

„Haben Sie die Kriegstrompete gehört und sind schnurstracks zu Ihrer Fahne geeilt, um sie für's Erste nicht wieder zu verlassen?" rief er ihm entgegen. „Ja wahrhaftig, daran erkenne ich meine Pappenheimer! Mir geht's auch wie einem alten ausrangirten Kavalleriepferde, das ein Attackesignal gehört hat, — spitzte schon wieder die Ohren und habe das Abschiedsgesuch, das schon fertig war, einstweilen wieder in den Papierkorb geworfen. Freut mich herzlich, mein lieber Hugo, daß Sie wieder da sind; wir werden schon zu arrangiren wissen, daß Sie die Stellung als Adjutant beim Bataillone wieder antreten, sobald wir ausmarschiren."

„Haben wir denn schon die Mobilmachungsordre bekommen?" fragte Hugo, erstaunt über das Feuer des alten Herrn.

„Das nicht, wir erwarten sie aber täglich, stündlich. 's ist ja eine Heidenwirthschaft da unten in Luxemburg, wird alle Tage bunter. Sie können sich darauf verlassen, daß wir bald marschiren."

Hugo kannte schon solche sanguinische Hoffnungen eines alten Soldaten, der seine Lust an dem freien Leben im Kriege findet oder dessen Ehrgeiz dort nach Befriedigung sucht, und erwiederte lächelnd, bis der Mobilmachungsbefehl ertheilt sei, gedenke er noch seinen Urlaub zu benutzen und seine Reise nach Dresden fortzusetzen; im Nothfalle könne er ja immer in Zeit von noch nicht achtundvierzig Stunden zur Stelle sein.

Als der Major fand, daß sein junger Freund, den er doch auch immer als passionirten Soldaten kennen gelernt hatte, noch so starke Zweifel in den nahen Ausbruch des Krieges setzte, wurde er bedeutend kleinlauter, blieb aber doch dabei, daß er in einer so bedrohlichen Zeit lieber noch nicht um seinen Abschied einkommen wolle.

Mit der Familie des würdigen Herrn war Hugo schon bekannt und wurde auch von dieser freundschaftlich aufgenommen;

vorzüglich aber legte der Major auf ihn Beschlag, um sich unter vier Augen ganz ungenirt mit ihm aussprechen zu können, denn er theilte ja das Geheimniß seiner Liebe zu Therese von Liebow und hatte mit der größten Besorgniß den Eindruck, den die Trennung von dieser auf Hugo's Gemüth gemacht hatte, beobachtet und selbst auf das Eifrigste, damals freilich vergeblich, versucht, zu der Heilung seines jungen Freundes beizutragen.

Daß der Kampf von diesem glücklich überstanden worden sei, hatten ihm schon die aus Kurland erhaltenen Briefe bewiesen, und zu seiner großen Freude und Beruhigung überzeugte ihn jetzt auch der Augenschein davon, denn Hugo hütete sich wohl, den neuen Fehlschlag seiner Hoffnungen mit Worten zu berühren oder nur merken zu lassen, weil er sein Vertrauen in dieser Beziehung für ganz überflüssig hielt.

Nachdem er den Major noch mehrere Male während der zwei Tage, die er sich in K— aufhielt, um auch noch andere Bekannte zu sprechen und sich seinen Vorgesetzten vorzustellen, besucht und Beide sich genügend ausgesprochen hatten, nahm er mit dem Versprechen Abschied, auf die erste telegraphische Nachricht, die Jener ihm zukommen lassen wollte, falls das Regiment Marschbefehl erhielte, zurückkehren und seine alte Stellung als Adjutant wieder einnehmen zu wollen, und reiste, noch mehr von den trüben Gedanken, die er mitgebracht hatte, zerstreut, nach Dresden ab, an das sich für ihn auch sehr schmerzliche Erinnerungen knüpften, die er aber gewaltsam zu überwinden jetzt fest entschlossen war.

Auf seinem weiteren Wege, der ihn über Berlin führte, stattete er natürlich seinem besten Freunde einen Besuch ab. Wie den Lesern von „Unter Preußens Fahnen" schon bekannt ist, hatte Lieutenant von Wettstern, nachdem er von seiner schweren Verwundung in Trautenau so weit genesen war, daß er, wenn auch nicht in den Militairdienst zurücktreten, doch ein Amt versehen konnte, eine recht vortheilhafte Anstellung als Sekretair im Kriegsministerium erhalten und sich mit Minna von Hof-

leben, die seine erste und einzige Liebe gewesen war, verheirathet. Diese Ehe war, wie sich erwarten ließ, eine durchaus glückliche geworden, und Hugo fand eine Häuslichkeit, die, obgleich bescheiden, doch so angenehm war, daß er Wettstern beinahe darum beneidete und sich einer neuen Anwandlung von trüber Gemüthsstimmung nicht erwehren konnte, wenn er an seine schon zweimal getäuschten Hoffnungen dachte.

Dies suchte er indessen so gut als möglich zu verbergen, und Wettstern, sowie dessen junge Frau fanden ihn, zu ihrer großen Freude und Genugthuung, wirklich auf das Vortheilhafteste verändert und sorgten nicht mehr für seine Zukunft, wie damals, als sie sich das letzte Mal von ihm getrennt hatten.

Der ehemalige Lieutenant, der sich mit seiner jetzigen Stellung ganz zufrieden fühlte, hatte zwar immer noch nicht eine blühende Gesundheit wiedererlangt, versicherte aber auf Hugo's besorgte Fragen, daß er sich ganz schmerzensfrei und wohl befinde; zu seiner Nachkur war ihm für den Sommer eines der böhmischen Heilbäder verordnet und für diesen Zweck auch bereits Urlaub und genügende Unterstützung aus Staatsmitteln zugesichert worden; die beiden Freunde konnten sich also der Hoffnung hingeben, sich bald wieder sehr nahe zu kommen. Eine besondere Kriegssehnsucht empfand Wettstern auch durchaus nicht mehr, seitdem er verheirathet war, und er, sowie Minna, die sich von allen als barmherzige Schwester während des Krieges erlittenen Strapazen vollständig erholt hatte und jetzt wie eine Rose blühte und in ihrem Glücke ein stets heiteres, lächelndes Gesicht zeigte, gaben sich alle Mühe, ihren Freund zu überreden, daß auch er möglichst bald seinen Abschied nehme und sich eine so schöne, wenn auch, seinen Verhältnissen gemäß, glänzendere Häuslichkeit gründe, wie sie dieselbe gefunden hatten.

Natürlich konnte er nicht unterlassen, sich nach Dr. Reichardt zu erkundigen, der ja auch für ihn, obgleich er ihn persönlich nicht kannte, um Feodora's willen jetzt ein so hohes Interesse gewonnen hatte. Minna stand mit diesem alten Freunde noch

immer durch dessen Mutter und durch Briefe, die regelmäßig gewechselt wurden, in Verbindung; da sich der Doktor, seinem dem Grafen von Herrendorf gegebenen Versprechen getreu, indessen zu ihr nie über seine Liebe und gewissermaßen Verlobung ausgesprochen hatte, konnte es ihr auch nicht in den Sinn kommen, daß die Comtesse, deren Bekanntschaft Hugo gemacht, zu dem Doktor in so nahen Beziehungen stehe; Hugo selbst aber nahm sich sehr in Acht, sie oder Wettstern dies ahnen zu lassen, und da Beide bald bemerken mußten, daß er ihre scherzhaften Andeutungen auf seine Bekanntschaft mit Feodora sehr ernst aufnahm und nicht gern zu hören schien, unterließen sie dieselben, überzeugt, daß sie sich entweder in ihren Annahmen getäuscht hätten oder daß Hugo mit seinen Bewerbungen nicht glücklich gewesen wäre. Ueber den Doktor konnte Minna nun berichten, daß er noch in seiner Garnison am Rhein stehe, von wo aus er Berlin nur einmal auf kurze Zeit besucht hatte, um seine Mutter und sie zu sehen. Ihr gegenüber hatte er sich ruhig freundschaftlich gezeigt, und sie war, was sie freilich verschwieg, heimlich doch ein wenig verwundert darüber gewesen, daß er ihr Glück mit so ganz ungetrübter Freude angesehen zu haben schien und sich zu ihrem Gatten wie einem alten Freunde gestellt hatte.

Hugo blieb nur einen Tag lang in Berlin, um seine Verwandten nicht vergeblich auf sich warten zu lassen. Wie er in Dresden empfangen wurde, kann man sich leicht vorstellen; die aufrichtige Freude seiner Lieben verwischte schnell den höchst peinlichen Eindruck, den er empfunden hatte, als er an demselben Hotel vorüberfuhr, in dem er auf so bittere Weise für immer von Theresen geschieden war.

Hermann und Emma fand er als das glücklichste Paar, das bereits Aussicht hatte, um ein drittes Mitglied ihres Bundes vermehrt zu werden, und sein Vater, von dem er gefürchtet hatte, daß ihn die Trennung von der Tochter und das Alleinsein in die üble Laune versetzen würden, die man bei alten Leu-



ten so oft findet, zeigte sich im Gegentheil ganz heiter und glücklich über die Aussichten, die sich seinen Kindern eröffnet hatten.

Trotz wiederholter Bitten war der alte Herr nicht zu bewegen gewesen, das junge Ehepaar in sein Haus aufzunehmen, was dieses nur seinethalben gewünscht hatte; er blieb dabei und hatte wohl nicht ganz Unrecht, daß ein Dritter, wie nahe er auch stehen möge, ein solches Verhältniß immer störe, und da Emma es sich sehr angelegen sein ließ, nach wie vor für seine häuslichen Bedürfnisse zu sorgen, vermißte er auch keine der altgewohnten Bequemlichkeiten. Zur Zeit stand noch preußische Garnison in Dresden, und der Oberst hatte unter den älteren Offizieren derselben manchen Bekannten gefunden, mit dem er nach Herzenslust über ihm vertraute Verhältnisse plaudern konnte und bei dem er nicht auf widersprechende politische Ansichten zu stoßen fürchten mußte.

Die Nachrichten, die er von Hugo über den Vorfall mit dem Inspektor erhalten, hatten ihn wohl einigermaßen alterirt, er sich aber bald darüber wieder beruhigt; auch stand sein Entschluß fest, Langenau, von dem er so vortreffliche Schilderungen erhielt, nicht zu verkaufen.

Dabei kam er nun freilich wieder in einen Konflikt mit der Ansicht, daß sein Sohn dem Vaterlande seine Dienste schulde, wenn sich dasselbe in Gefahr befinde, und dahin schien es doch, den Luxemburger Verwickelungen zufolge, beinahe kommen zu sollen, denn der Oberst war ein zu erfahrener Soldat, um die Bedeutung eines Krieges mit Frankreich zu unterschätzen. Dieses Mal war er daher sehr für den Frieden gestimmt, obgleich er denselben um keinen Preis auf Kosten der preußischen Ehre wünschte, und tröstete sich damit, daß auch er werde Opfer bringen müssen, wenn es die letztere erheische. Ehe er noch Hugo gesprochen hatte, stand es also schon fest in ihm, daß derselbe wieder zu seinem Regimente zurückkehren müsse, falls der Krieg wirklich ausbräche, sollte er selbst sich auch an seiner

Stelle nach Kurland begeben müssen; bis diese Nothwendigkeit aber eingetreten, wünschte er, daß Hugo sich in der Ausführung der bisherigen Entwürfe nicht stören lasse.

Dahin einigten sich Vater und Sohn denn auch bald, und, um einige Zeit vorgreifend, wollen wir sogleich über die wohl noch in frischem Andenken stehende Lösung der Luxemburger Frage berichten. Nachdem nämlich die öffentliche Unruhe sich von Tag zu Tag gesteigert hatte und auch an den höheren, maßgebenden Orten die Differenz so bedenklich geworden war, daß fast nur noch eine Entscheidung durch das Schwert möglich schien, traten auf die Einladung des Königs der Niederlande die Gesandten der zunächst betheiligten und der Großmächte, welche die früher erwähnten Verträge abgeschlossen hatten, zu einer Konferenz in London zusammen, die am 7. Mai eröffnet und in der schon am 9. desselben Monats eine Einigung erzielt wurde, derzufolge das Großherzogthum Luxemburg als neutrales Gebiet bei den Niederlanden bleiben, die preußische Besatzung die Festung räumen und die Werke derselben geschleift werden sollten, welcher Vertrag genehmigt und am 11. Mai unterzeichnet wurde. Die Aufnahme, welche dieser Vertrag bei der öffentlichen Meinung in Deutschland fand, war natürlich keine sehr günstige.

Nachdem Hugo sich zum Besuche der Forst- und landwirthschaftlichen Akademie in Tharand angemeldet hatte und alles darauf Bezügliche in Ordnung gebracht worden war, verlebte er die Tage bis zum Beginn des Kollegien-Kursus in Dresden, woselbst er bei seinem Vater wohnte. Sein Urlaub reichte noch für einige Zeit hin und würde sich auch auf besondere Vorstellungen wohl verlängern gelassen haben, aber er wartete nur noch auf die Entscheidung über den Krieg, um dann einen bestimmten Schritt zu thun.

Sein Schwager Hermann und seine Schwester Emma machten dieselbe Bemerkung wie Wettstern und dessen Frau, daß er nämlich von seiner früheren Melancholie vollständig geheilt sei,

aber doch noch Etwas auf dem Herzen zu tragen scheine, das wohl in sehr naher Verbindung mit der Comtesse von Herrendorf stehen mußte.

Emma durfte als Schwester wohl schon den Versuch machen, der Sache möglichst auf den Grund zu gehen; was sie dazu bewog, war übrigens nicht müßige Neugierde, sondern warme geschwisterliche Theilnahme. Die Nachricht, die Hugo mitgebracht hatte, daß der Graf mit seiner Familie im Laufe des Sommers Dresden zu besuchen und die Bekanntschaft seiner Angehörigen zu machen gedenke, gab Veranlassung genug, viel von Feodora und deren Eltern zu sprechen und sich genau nach allen ihren Verhältnissen zu erkundigen.

Hugo hatte nun von der Comtesse zwar nur Lobendes zu berichten, aber er that dies doch mit einer Zurückhaltung, die Emma in Zweifel ließ, ob die Vermuthungen, die sie aus seinen Briefen geschöpft hatte, auch die richtigen gewesen seien; sie entschloß sich deshalb, ihn geradezu zu fragen, ob sie sich darin geirrt habe. Dies geschah allerdings im Tone des Scherzes, aber dennoch schien ihr Bruder sehr peinlich davon berührt zu werden, und die Antwort, die er ihr gab, daß er in einem rein freundschaftlichen Verhältnisse zu Feodora von Herrendorf stehe, war so ernst und bestimmt, daß sie die Hoffnungen, welche sie gehegt, vollständig aufgeben mußte; damit war denn Hugo ein für alle Male von den kleinen Neckereien befreit, die er schon im Voraus gefürchtet hatte.

Bald nach Ostern begab er sich nach Tharand, wo er sich eine kleine Wohnung gemiethet hatte, und begann sich nun eifrig seinem Studium zu widmen; dabei blieb ihm noch hinreichende Zeit, oft seine Verwandten in Dresden zu besuchen, das er auf der Eisenbahn in einer halben Stunde erreichen konnte; diese Gelegenheit benutzte er denn auch oft. Mit den übrigen Schülern der Akademie, die meistentheils bedeutend jünger als er waren, knüpfte er keine nähere Bekanntschaft an und lebte sehr zurückgezogen in dem kleinen Orte, der durch seine reizende Lage

beinahe weltberühmt geworden ist und sowohl dadurch als seine seit 1792 zum Bade eingerichteten mineralischen Heilquellen viele Fremde anzieht. Die Uniform trug er natürlich jetzt nicht mehr.

Wie schon gesagt, entschied sich in der ersten Hälfte des Mai die Luxemburger Frage zu einer friedlichen Lösung, und Oberst von Mohrfeldt nahm nun die erste Gelegenheit wahr, mit seinem Sohne die Feststellung von dessen Entschlüssen zu besprechen.

Allerdings war es Hugo doch etwas schwer um das Herz, als er nun sein Abschiedsgesuch, das sich nicht widerrufen ließ, einreichen sollte, aber es bedurfte dazu nicht mehr der Erinnerung des alten Herrn, daß dieser sein Versprechen dazu schon habe, sondern er selbst sah den Vortheil und die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein. Das Gesuch ging also an das Regiment und durch dasselbe nach Berlin ab, und einige Wochen später traf die königliche Genehmigung, sowie die Erlaubniß, daß er, ohne seine Rechte als preußischer Unterthan zu verlieren, in das Ausland gehen und daselbst leben könne, ein; für den Fall einer allgemeinen Mobilmachung der Armee hatte er sich verpflichtet, sofort zurückzukehren und sich dem nächsten Korps-Kommando zur Disposition zu stellen; den Charakter als Offizier behielt er natürlich, sowie auch die Erlaubniß, die Uniform der Armee zu tragen, von der er aber nur bei besonderen Gelegenheiten Gebrauch zu machen beabsichtigte.

Da Hugo entschlossen war, sein Studium fleißig zu betreiben, konnte wohl ein halbjähriger Kursus auf der Akademie für ihn genügen, die Kenntnisse zu sammeln, deren er bedurfte, und nach dem Schlusse desselben, im Herbste, wollte er sofort nach Kurland zurückkehren, um selbstständig die Bewirthschaftung von Langenau zu übernehmen und die mancherlei in Aussicht genommenen Verbesserungen zu treffen; sein Vater wollte ihn dann begleiten, indessen nur für kurze Zeit dort seinen Aufent-

halt nehmen; später, zum anderen Sommer, besuchten ihn wohl auch einmal Hermann und seine Schwester.

Nachdem Alles in dieser Weise geordnet und verabredet worden, war der Oberst sehr damit zufrieden. Er besuchte Hugo häufig in Tharand, dieser kam oft nach Dresden, und wenn das Verhältniß zwischen Vater und Sohn auch immer ein sehr liebevolles gewesen war, trotzdem sie bis dahin meistentheils durch weite Entfernung und lange Zeiträume getrennt worden, so nahm es jetzt den Charakter eines noch innigeren und freundschaftlicheren an.

Der Oberst hatte dessenungeachtet wohl noch Etwas auf dem Herzen, das Hugo anbetraf, denn dieser bemerkte wohl, daß er ihn oft ganz eigenthümlich ansah und unentschieden schien, ob er mit der Sprache herausrücken solle; gern wäre er dem alten Herrn entgegengekommen, aber er glaubte bereits zu errathen, was dessen Gedanken bewege, und das schien ihm gerade ein sehr unerquicklicher Stoff zur Unterhaltung.

Eines Abends aber, als der Oberst wieder nach Tharand zum Besuche herübergekommen war und Beide Arm in Arm einen Spaziergang durch einen der prächtigen und romantischen Waldgründe machten, wo sie jedem beobachtenden Auge und Ohre entzogen waren, begann Ersterer plötzlich:

„Ich habe schon öfter daran gedacht, lieber Hugo, und mich einer kleinen Besorgniß deshalb nicht erwehren können, daß Du Dich auf Langenau, obgleich Du, Gott sei Dank, dort gute Nachbarn gefunden hast, eigentlich doch recht einsam fühlen wirst."

„O lieber Vater," erwiederte der Lieutenant, der bereits begriff, wo Jener hinaus wolle, rasch, „mache Dir deshalb durchaus keine Bekümmerniß; zunächst wird mich die Bewirthschaftung des Gutes vollständig beschäftigen, denn Du weißt ja, daß dort noch sehr viel gethan werden muß —"

„Ja, ja," unterbrach ihn der Oberst, „daran zweifle ich nicht, aber ununterbrochene Arbeit ohne Erholung taugt auch nicht für den Menschen."

„Es wird mir keineswegs an Erholung fehlen; ich werde mich reichlich mit Büchern versehen —"

„Du würdest ganz aus der Art der Familie schlagen, lieber Sohn, wenn Dir Bücher allein genügen könnten; ich habe mein Lebtag nie viel von den Bücherwürmern gehalten und entsinne mich auch nicht, daß wir jemals einen Gelehrten in der Familie gehabt hätten."

„Fürchte Nichts," erwiederte Hugo lächelnd, „ich habe dazu ebenfalls keine Anlage. Ich meinte auch nur die leichtere Unterhaltungslektüre und gedenke mich auch nicht darauf allein zu verlassen. Leider darf ich nicht mehr hoffen, meinen guten Freund in Mitau wiederzufinden, aber bei der neuen Garnison wird es auch wohl noch ein paar Kameraden geben, die umgänglich sind."

„Obgleich ich nicht zweifle," wandte der Oberst unbefriedigt ein, „daß Du in der Wahl Deiner Bekannten immer sehr vorsichtig sein wirst, haben solche Junggesellenzusammenkünfte doch auch zuweilen ihre bedenkliche Seite, und dann ist Mitau immer ein paar Stunden weit von Langenau entfernt und Du wirst es nicht allzu häufig besuchen können."

„Nun, ich habe ja auch noch die Nachbarn, unter denen es viele liebenswürdige, für die Geselligkeit eingenommene Leute giebt."

„Ja, zum Beispiel die Herrendorf'sche Familie, der Du und wir Alle großen Dank schulden; das ist ein Umgang, den ich in jeder Beziehung nur billigen kann, und ich hoffe, daß Du ihn nicht vernachlässigen wirst. Aber das Alles ersetzt nicht die Zerstreuung und Behaglichkeit, die man im eigenen Hause findet, wenn man verheirathet ist."

Der Oberst hatte das Wort, das ihm so lange auf dem Herzen gelegen, einmal herausgebracht, und nun standen die Schleusen seiner Beredsamkeit offen; er hielt der Ehe eine lange Lobrede, ohne zu bemerken, daß Hugo's Gesicht dabei ziemlich

düster geworden war, und schloß dann mit der Nutzanwendung:

„Du thätest sehr gescheidt daran, lieber Sohn, Dich auch bald zu verheirathen."

„Dazu gehörte doch vor allen Dingen eine Braut," meinte der Lieutenant mit erzwungenem Lächeln.

„Nun, Du willst doch damit nicht sagen, daß es Dir daran fehlen könnte, wenn es Dir Ernst wäre, sie zu suchen? Du bist jung, gesund und jetzt reich, obenein — ohne väterliche Eitelkeit gesprochen — ein ganz hübscher Bursche, hast einen guten alten Namen — damit kannst Du schon Ansprüche machen und brauchst nicht die Erste Beste zu nehmen. Ich bin überzeugt, daß, wenn Du Dich in der Umgegend von Langenau ordentlich umgesehen hättest, Du schon eine ganz passende Frau gefunden haben würdest."

„Daß ich nicht wüßte!" murmelte Hugo.

„Mit dem Herrendorf'schen Hause, zum Beispiel, stehst Du ja schon in recht inniger Verbindung, wie ich aus Deinen Briefen und Deinen Erzählungen geschlossen habe, und die Comtesse, die Du Deine Freundin nanntest —"

„Ich nannte sie absichtlich so, mein Vater," unterbrach ihn der Lieutenant in nicht geringer Verlegenheit, „eben weil ich keine Aussicht habe, ihr einen anderen Namen geben zu können."

„Was heißt das? Glaubst Du, der Graf würde es sich nicht zur Ehre anrechnen, einen Mohrfeldt auf Langenau zum Schwiegersohn anzunehmen?" fragte der Oberst mit krauser Stirn.

„Das bezweifle ich gerade nicht, aber die Comtesse selbst —"

„Nun, sie ist ja noch nicht verlobt, wenigstens hast Du uns Nichts darüber mitgetheilt."

„Sie ist es auch nicht, so viel ich weiß, aber —"

„Nun, so bemühe Dich doch um sie, Dir kann es doch gar

nicht fehlen. Ich kenne das Mädchen zwar noch nicht persönlich, aber Ihr scheint mir ganz für einander geschaffen zu sein. Ich habe die Geldheirathen nie leiden mögen, und sie sind eines braven Mannes auch ganz unwürdig; wenn es sich aber so glücklich trifft, daß beide Theile Vermögen besitzen, habe ich Nichts dagegen einzuwenden. Obenein ist sie die einzige Tochter, die beiden Güter würden einmal einen hübschen Komplex geben; der alte Graf muß das schon längst eingesehen haben. Ich begreife nicht, daß Du selbst noch nicht daran gedacht hast."

„Vielleicht habe ich es schon gethan," sagte Hugo zögernd, „aber ich kann Dich versichern, daß es eine Thorheit von mir gewesen wäre, diesem Gedanken weiter nachzuhängen."

„Wieso?" fuhr der Oberst auf.

„Weil — weil mich Feodora von Herrendorf nicht liebt," antwortete Hugo mit einem unterdrückten Seufzer.

„Woher weißt Du denn das?" fragte der Oberst scharf, denn er trennte sich jedenfalls ungern von der Idee, die er wohl schon längst aufgefaßt hatte. „Hast Du sie denn schon darum gefragt?"

„Nein," sagte Hugo, dem das Gespräch immer peinlicher wurde, erröthend; „aber der Mann, der so Etwas nicht bemerkt, muß blind sein oder ein eitler Narr. Und dann — liebe auch ich die Comtesse nicht."

Man weiß, daß der Lieutenant mit der letzten Behauptung eine Lüge aussprach, die ihm sehr schwer wurde, die er aber für nothwendig hielt, um den Plan seines Vaters ein für alle Male zu zerstören, damit ihn derselbe nicht etwa wieder aufnähme, wenn der Graf mit seiner Familie nach Dresden käme.

„So?" meinte der alte Herr gedehnt und verdrießlich über die Enttäuschung. „Darin hast Du freilich Deinen eigenen Willen. Aber überlege Dir die Sache, Hugo; Du würdest mir eine große Freude machen, wenn ich Deine Zukunft auch in dieser Beziehung gesichert sähe. Hoffentlich bist Du Mann ge-

nug, um die alte Schwäche, die Dir und uns Allen, die wir Dir nahestehen, einmal so großen Kummer bereitete, vollständig überwunden zu haben."

„Das habe ich ganz gewiß gethan," erwiederte Hugo zuversichtlich, indem er seinen Vater fest anblickte.

Der Oberst schien durch diese Versicherung mehr beruhigt zu sein, aber man merkte ihm doch noch lange an, daß er die Hoffnung, die er in Bezug auf Feodora von Herrendorf gehegt hatte, noch nicht ganz verschmerzen konnte.

II.

Die Erholungsreise.

Obgleich der gerichtlichen Scheidung Theresens von Tannenburg keine eigentlichen Hindernisse mehr entgegenstanden, verzögerte sich der Ausspruch des Gerichts doch noch länger, als sie und ihr Advokat geglaubt hatten. Alle Welt wußte jetzt bereits, welchen Schritt sie gethan, jedenfalls aber verdachte man ihr denselben gar nicht — vielleicht trug dazu viel die Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu der Oberstin von Tannenburg als der nächsten Verwandten ihres Gemahls bei — und suchte ihr dies dadurch zu beweisen, daß man ihr vielfache Einladungen zu den Wintervergnügungen oder in engere, ihr von früher her bekannte Familienkreise zugehen ließ. Therese schlug indessen mit richtigem Takte alle diese Einladungen aus, indem sie sich damit entschuldigte, daß ihre Gesundheit immer noch nicht vollständig wiederhergestellt sei, und besuchte nur ziemlich häufig das Bergschloß, auf dem sie stets einer freundlichen Aufnahme gewiß war.

Selma war wirklich nicht länger als vierzehn Tage auf Glücksburg gewesen, denn wenn sie auch die Erlaubniß dazu erhalten haben würde, wußte sie doch, daß die Oberstin sie schwer entbehre, aber nachher kam sie mit der letzteren auch öfter zu kurzen Besuchen dorthin.

Als sie sich von Theresen verabschiedete, nahm sie eine bedeutend vortheilhaftere Meinung von derselben mit sich, als sie bisher gehabt hatte, theils eine Folge des Mitleidens, das ihr gutes Herz fühlte, theils des liebenswürdigen Benehmens der Freifrau; sie empfand sogar Freundschaft für dieselbe.

Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß die beiden Damen schon damals über eine für den Sommer zu unternehmende gemeinsame Reise gesprochen hatten, und dabei blieb Therese jetzt um so mehr, als sie sich nach der vollständigen Trennung ihrer Ehe auf einige Zeit den neugierigen Blicken der vielen Personen, denen sie in dieser Gegend bekannt war, zu entziehen wünschte.

Gegen Ende des Mai endlich erfolgte nach Erfüllung der letzten Förmlichkeiten der Ausspruch des Gerichts, der sie wieder ganz frei machte.

Was Therese darüber fühlte, verschloß sie fest in sich, denn selbst der Oberstin und Selma gegenüber hatte sie die Rücksichten zu nehmen, welche deren Verwandtschaft mit dem Rittmeister erforderte; sie drückten sich nur stumm und leise seufzend die Hände. In ihrem Innern aber hätte sie laut darüber aufjauchzen mögen, daß sie endlich von der Last befreit worden sei, die ihr Herz bald zu Tode gedrückt haben würde. Im Hintergrunde ihrer Seele lag aber noch ein anderer Gedanke, der ihr dieses Glück doppelt groß erscheinen ließ.

Schon seit dem Tage, an welchem der Rittmeister seine Verzichtleistung schriftlich erklärt hatte, war sie mit sich zu Rathe gegangen, welchen Gebrauch sie nun von der wiedererlangten Freiheit machen solle; auf der einen Seite winkten ihr alle Vergnügungen und rauschenden Freuden des Lebens, die sie mit ihrer Schönheit und ihrem Reichthum nach allen Seiten hin hätte ausbeuten können, und schon in der Jugend war dies ja immer ihr höchster Wunsch gewesen, ihn hatte sie dann auch verfolgt, bis sie Hugo von Mohrfeldt kennen lernte und die Neigung zu ihm diese Leidenschaft wenn auch nicht auslöschte, so doch wenigstens zurückdrängte. Wenn sie aber jetzt diesen

Weg einschlug, dann mußte sie auch die Erinnerung an das höchste Glück, das sich ihr einst, freilich nur für kurze Zeit, erschlossen hatte, auf immer mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllen, und sie, die noch vor Kurzem, als sie selbst gefesselt gewesen, geglaubt hatte, den Mann, der ihre Liebe zurückgewiesen, vergessen oder hassen zu können, kam auf einmal, als jene Fesseln wieder gefallen waren, zu der Ueberzeugung, daß sie sich sehr getäuscht habe.

Sie hatte zwischen sich und Hugo zwei Hindernisse gesehen, die ganz unüberwindbar schienen: seinen eigenen Willen und ihre Verheirathung; nachdem das eine nun gefallen war, drängte sich ihr der Gedanke an die Möglichkeit, auch das andere sei zu besiegen, auf und gewann schnell eine so leidenschaftliche Gewalt über sie, daß sie sich nicht mehr davon loszureißen vermochte. Wenn sie aber der Hoffnung, Hugo zu versöhnen und sich seinen Besitz doch noch einmal zu erringen, nachhängen wollte, dann mußte sie vor allen Dingen auch jenem anderen Begehren vollständig entsagen und ihm die Ueberzeugung von ihrer Reue und Buße geben, wenn sie Beide der Zufall zusammenführte oder er, wie sie sich heimlich zu schmeicheln begann, vielleicht gar jetzt noch ein wachsames Auge für sie hatte.

Dieser letztere Gedanke blieb nun auch in ihr der vorherrschende und maßgebende, und danach hatte sie auch bereits die Zeit seit der Trennung von ihrem Gemahle verlebt.

Jetzt wollte sie nun die projektirte Reise unverzüglich in's Werk setzen. An Selma's Begleitung dabei war ihr sehr viel gelegen, denn dieselbe mußte — sie dachte dabei hauptsächlich wieder an Hugo, in dessen Nähe sie sich sehnlichst zu begeben wünschte — jeden Verdacht fernhalten, daß sie in der Fremde Abenteuer suche. Diesen Zweck würde sie allerdings noch besser erreicht haben, wenn die Oberstin zu bewegen gewesen wäre, ebenfalls an der Reise theilzunehmen; dieser Antrag mußte ihr jedenfalls auch gemacht werden, damit sie sich nicht verletzt fühle, aber im Stillen wünschte Therese keineswegs die Begleitung der

alten Dame, deren Gegenwart sie bei der Verfolgung ihres heimlichen Planes doch vielfach hätte geniren und hindern können.

Auch Selma's wegen hatte sie anfänglich eine Bedenklichlichkeit. Sie wußte oder glaubte wenigstens zu wissen, daß das junge Mädchen Hugo geliebt habe und noch liebe; aber sie erwog Zweierlei, daß er nämlich diese Neigung niemals erwiedert habe und daß sich durch Selma vielleicht um so eher eine Annäherung werde anknüpfen lassen — ob der Letzteren Herz darunter abermals werde leiden müssen, bekümmerte sie weiter nicht.

Selma selbst war noch desselben Sinnes in Bezug auf diese Reise wie im Winter; sie hoffte davon wenigstens theilweise Zerstreuung ihres Kummers. Daß sie dadurch mit Hugo wieder zusammengeführt werden könne, kam ihr um so weniger in den Sinn, als Therese das Ziel ihres Ausfluges noch gar nicht bestimmt hatte; sie würde jedes Zusammentreffen mit ihm ängstlich vermieden haben.

Als nun Therese, im Einverständnisse mit dem jungen Mädchen, ihre Bitte, daß die beiden Damen sie begleiten möchten, der Oberstin vortrug, erklärte diese sogleich sehr bestimmt, daß sie sich nicht entschließen könne, auf längere Zeit ihr Haus zu verlassen, was aber Selma anbetreffe, so habe sie Nichts gegen deren Wünsche einzuwenden und halte die Erholung sehr zuträglich für sie. Dabei blieb es denn auch trotz aller Einwendungen, die Selma aufrichtig und Therese sich verstellend machten.

„Aber wohin gedenkt Ihr denn eigentlich zu reisen, liebe Kinder?" fragte die alte Dame natürlich.

„Zunächst nach Dresden," antwortete Therese rasch; „von da gehen wir wohl an den Rhein, und dann durch Süddeutschland zurück."

Mit Selma hatte sie noch nie über diese Reiseroute gesprochen. Jetzt schien sie ebenso wenig wie die Oberstin zu bemerken, daß das junge Mädchen bei dem Worte Dresden zu-

sammenschreckte und stark erröthete; den Grund dieser Ueberraschung verstand sie vollkommen und hatte dieselbe auch erwartet: Selma wußte ja, daß der Lieutenant von Mohrfeldt seine Verwandten in der genannten Stadt hatte, die Möglichkeit war also vorhanden, ihn dort zu treffen. Therese hatte sich eben so entschieden ausgesprochen, weil sie sonst Einwendungen fürchtete, die ihren ganzen Plan hätten zerstören können; daß das junge Mädchen solche jetzt nicht mehr zu machen wagen werde, war sie gewiß.

Dies geschah auch nicht. Selma beschwichtigte ihre Unruhe mit dem Gedanken, daß es doch, wenn man nur kurze Zeit in Dresden sich aufhielte, sehr unwahrscheinlich sei, Hugo gerade um dieselbe Zeit dort zu finden, im Hintergrunde hatte sie aber wohl den nicht ganz klaren Wunsch, es möge doch so sein.

Die Dauer der Reise setzte Therese auf sechs bis acht Wochen fest, und auch dazu ertheilte die Oberstin, die nicht im Mindesten an den Lieutenant von Mohrfeldt dachte, ihre Genehmigung.

Die Reisevorbereitungen wurden nun schnell getroffen; von ihrer Dienerschaft wollte die ehemalige Freifrau, die nach ihrer Scheidung wieder den Namen einer Frau von Liebow angenommen hatte, wie auch wir sie fortan nennen werden, nur Johann und Lina mit sich nehmen. Verheirathet war dieses Pärchen noch immer nicht.

An einem der letzten Maitage bestiegen diese vier Personen, nachdem die Oberstin einen zärtlichen Abschied von ihrer Nichte und auch einen recht herzlichen von Therese genommen hatte, den Eisenbahnzug in Olmütz und rollten rasch ihrem nächsten Reiseziele zu.

Therese wußte die Bewegung, die sie bei der Erinnerung, wie sie zum letzten Male diesen Weg gemacht hatte, empfand, ganz gut zu unterdrücken und erschien ihrer Begleiterin, die sich im Stillen ängstlicher Gefühle nicht zu erwehren vermochte, durchaus unbefangen und heiter. Nicht minder war dies das

Paar in der dritten Wagenklasse, das sich eine sehr freudenvolle Reise versprach.

Ohne Aufenthalt langte man in Dresden an, und Therese wählte dieses Mal ein großes Hotel in der Altstadt zum Absteigequartier.

Obgleich sie selbst die Stadt und deren Umgegend genau kannte, — sie hatte sich mit ihrem ersten Gatten vor Jahren einmal längere Zeit des Vergnügens wegen daselbst aufgehalten — erfüllte sie doch nur eine Verpflichtung gegen Selma, wenn sie mit derselben alle Kunstschätze und Naturschönheiten, an denen die sächsische Hauptstadt so reich ist, in Augenschein nahm. Was nur irgend sehenswerth war, besuchten die beiden Damen; es läßt sich aber bezweifeln, daß sie einen ungestörten Genuß daran fanden, denn Therese verfolgte bei diesen Partien nur den einen Zweck, die eine Hoffnung, die freilich eine sehr kühne genannt werden konnte: zufällig dem Lieutenant von Mohrfeldt zu begegnen, von dessen Aufenthalte und Ergehen seit der letzten Trennung sie auch nicht die geringste Kunde hatte; und Selma fürchtete dies gerade und blickte ebenso ängstlich als Jene erwartungsvoll umher.

Wer Dresden besucht, wird auch selten einen Ausflug nach dem reizenden Tharand versäumen, das ja auf so bequeme Weise und in so kurzer Zeit zu erreichen ist. Nur dieser Umstand war es, der Therese veranlaßte, ihrer jüngeren Freundin den Vorschlag zu einer Nachmittagspartie dorthin zu machen, und Selma hatte dagegen Nichts einzuwenden.

Obgleich man besser thut, den Weg durch den Plauenschen Grund, welcher nach Tharand führt, im Wagen zu machen, weil man seine romantischen Schönheiten dann mit mehr Muße als von dem im Fluge dahinrollenden Eisenbahnzuge aus beobachten kann, wählten die beiden Damen doch den letzteren.

Sie hatten vor der Abfahrt allein in einem Coupé Platz genommen, als noch ein alter Herr von sehr stattlichem Aeußern, in dem man leicht den ehemaligen Militair erkannte, wenn er

auch nicht mehrere Ordensbänder im Knopfloche seines Oberrockes getragen hätte, höflich grüßend einstieg.

Die Militairs der alten Schule, wie man so sagt, zeichnen sich gewöhnlich durch Galanterie gegen Damen aus; sie pflegen das freimüthige Wesen, das ihren Stand so gut kleidet, bewahrt zu haben und sind gewöhnlich Lebemänner, welche gern die Gelegenheit benutzen, einer hübschen Dame, wie in den Zeiten ihrer Jugend wohl oft geschehen ist, auf die unverfänglichste Weise etwas den Hof zu machen.

So nahm denn der alte Herr auch hier nicht lange Anstand, ein Gespräch mit Theresen anzuknüpfen, die ihm gerade gegenüber saß und in der, sowie in ihrer Begleiterin er die Fremden erkannt haben mochte. Einzelne besonders schöne Punkte zur Seite des Weges gaben ihm Veranlassung zum Gespräch, indem er sie auf dieselben aufmerksam machte; da sein Benehmen Theresen gefiel, ging sie gern auf diese Unterhaltung ein, in die auch Selma sich bald gezogen sah.

Besonders die Letztere betrachtete der alte Herr mit Blicken, die ein großes achtungsvolles Wohlgefallen ausdrückten, und in der That konnte das liebliche, jungfräuliche Antlitz ein solches auch bei Jedem erregen.

Die Unterredung drehte sich übrigens nur um sehr allgemeine Dinge und berührte kaum die persönlichen Verhältnisse der daran Theilnehmenden; nur erwähnte der alte Herr einmal leichthin, daß er seinen Sohn, der auf der Akademie in Tharand studire, einen Besuch abstatten wolle, und Therese bestätigte seine geäußerte Vermuthung, daß sie und ihre Freundin in Dresden fremd seien.

Von dem tief zwischen bewaldeten Höhen gelegenen Bahnhofe bei Tharand hat man noch ein Stück Weges bis zur Stadt auf der längs der Eisenbahn laufenden-Chaussee zu gehen, und es machte sich ganz von selbst, daß der Herr dabei in Begleitung der beiden Damen blieb; als sie aber die ersten Häuser der Stadt erreichten, zog er seinen Hut und empfahl sich artig,

wobei er Theresen seine Karte mit dem Hinzufügen überreichte, daß es ihm sehr angenehm sein würde, wenn sich während der Anwesenheit der Damen in der fremden Stadt, in der er schon seit Jahren wohne, eine Gelegenheit finden sollte, ihnen einen Dienst zu leisten. Das war wohl eine bloße Höflichkeit ohne weitere Absicht, und er wartete darauf auch nicht einmal eine Antwort ab, sondern entfernte sich.

„Ich glaube, daß wir eine Eroberung an dem alten Herrn gemacht haben," sagte Therese lachend zu Selma, „und wenn ich mich nicht täusche, hast Du den meisten Theil daran gehabt, denn seine Blicke verließen Dich unterwegs kaum; es ist daher auch nicht mehr als billig, daß ich Dir diese Karte übergebe. Aber so lasse doch hören, wer der von Deinen Reizen Bezauberte ist."

Sie sagte Das leichthin, ganz im Tone des Scherzes, und Selma nahm es auch ebenso auf; kaum hatte die Letztere aber einen Blick auf die kleine Karte geworfen, so wurde sie leichenblaß und ihre Hände begannen so stark zu zittern, daß sie das Papierchen zu Boden fallen ließ.

Therese, erschrocken über diese seltsame Bewegung ihrer Freundin, bückte sich schnell und hob die Karte auf. Sie las darauf:

„Oberst von Mohrfeldt."

Es läßt sich schwer sagen, welche von den beiden Frauen durch die Entdeckung, die sie gemacht hatten, — sie zweifelten nicht, daß dieser Oberst von Mohrfeldt kein Anderer als Hugo's Vater sein könne — mehr ergriffen worden war, denn bei Beiden äußerte sich dieselbe Bestürzung; sie wagten nicht einmal, sich gegenseitig anzusehen.

Mechanisch setzten Beide ihren Weg fort, denn sie fühlten mehr als sie sahen, daß sie auf der Straße Zeugen hatten, und Therese verbarg die Karte in ihrem Busen, als ob sie allein ein unbestreitbares Recht daran habe. Erst nach einer längeren Pause, in der es ihr gelungen war, sich einigermaßen zu fassen,

warf sie einen verstohlenen Seitenblick auf ihre Begleiterin, und die noch immer andauernde Verwirrung derselben erregte in ihr zunächst ein beinahe peinliches Gefühl, denn sie verrieth ihr ja nur zu deutlich, daß die Leidenschaft des jungen Mädchens für den Lieutenant von Mohrfeldt noch keineswegs erloschen sei. Damit gewann sie auch ihre ganze Selbstbeherrschung wieder, und ihre Stimme klang ziemlich ruhig, als sie sagte:

„Das ist ein merkwürdiger Zufall; bist Du nicht auch überzeugt, daß wir mit dem Vater Hug— — des Lieutenants von Mohrfeldt gesprochen haben?"

„Ich glaube mich zu entsinnen," erwiederte Selma schüchtern, ohne aufzublicken, „daß er einmal davon gesprochen hat, er habe hier in Dresden Verwandte."

„O das ist gewiß! Es kann gar kein Irrthum vorliegen."

„Aber jener Herr äußerte vorher auch," bemerkte Selma, die sich selbst überreden wollte, daß man sich dennoch getäuscht habe, „er wolle seinen Sohn besuchen, der hier auf der Akademie studire, und die Studenten sind doch jüngere Leute, die sich dem Forstfache oder der Landwirthschaft widmen."

Das war allerdings ein Bedenken, das auch Therese stutzig machte. Sie zog die Karte noch einmal hervor, um sich zu überzeugen, ob sie Beide nicht durch einen ganz ähnlichen Namen getäuscht worden seien, aber sie hatten richtig gelesen, und zum Ueberflusse fand sie auch noch, daß der Oberst auf der anderen Seite mit Bleistift seine ihr wohlbekannte Wohnung in der Königsbrücker Straße notirt hatte. Sie zweifelte also keinen Augenblick mehr, daß ihre erste Vermuthung richtig gewesen sei, da sie aber so schnell nicht darüber in's Klare zu gelangen vermochte, wie sie demgemäß ihr Benehmen einzurichten habe, beschloß sie, Selma's Bedenken vorläufig Recht zu geben.

„Es ist wahr," sagte sie, „der Name ist derselbe, aber in der Person müssen wir uns getäuscht haben; ich entsinne mich genau, daß der Lieutenant nur eine Schwester, aber keinen jüngeren Bruder hatte, der sich doch allein hier befinden könnte.

Warum sollten hier auch nicht noch weitläufigere Verwandte von ihm leben? — Wir würden zwar jedenfalls durch den alten Herrn die Bekanntschaft seines Schwagers und seiner Schwester machen können, aber dazu liegt wohl eigentlich kein Grund vor; meinst Du nicht?"

Therese sprach schon wieder ganz unbefangen, und Selma bestrebte sich, möglich dasselbe zu thun, als sie erwiederte:

„Nein, ich wüßte auch nicht, weshalb, da wir uns doch in Dresden nicht lange aufzuhalten gedenken."

„Wünschest Du denn, daß wir so bald unsere Weiterreise antreten?" fragte Frau von Liebow lauernd.

„O nein, ich überlasse die Bestimmung darüber ganz Dir."

„Nun gut, acht bis vierzehn Tage werden wir hier doch wohl noch verweilen," meinte Jene zum großen heimlichen Schrecken Selma's, die am liebsten sogleich weitergereist wäre.

Indessen wagte sie keine Einwendung zu machen, denn sie wußte nicht, wodurch sie dieselbe motiviren solle.

Therese dachte noch nicht einmal im Ernste daran, sich mit einem Aufenthalte von acht bis vierzehn Tagen in Dresden zu begnügen, wenn es sich bestätigen sollte, daß Hugo aus irgend welchen ihr noch unerklärlichen Gründen zur Zeit in Tharand sei. Mit glühender Ungeduld richtete sie ihr nächstes Bestreben darauf, darüber Gewißheit zu erlangen.

In der kleinen Stadt selbst konnte sie sich nicht gut danach erkundigen, denn dies hätte sowohl leicht Hugo zu Ohren kommen können, als auch Selma über ihre Absichten mißtrauisch machen müssen; sie nahm sich also zusammen und erwähnte des Lieutenants und seines Vaters gar nicht mehr.

Sie wußte selbst nicht, ob sie wünschen solle, noch an diesem Tage zufällig mit ihnen zusammenzutreffen, denn sie mußte sich ängstlich fragen, wie sich Hugo dann benehmen würde. Ihr wäre er vielleicht geradezu aus dem Wege gegangen, hätte sich gestellt, als ob er sie gar nicht wiedererkenne, — vorausgesetzt nämlich, daß die alte Liebe in ihm wirklich vollständig erloschen

sei, was sie kaum glauben konnte — aber auf Selma mußte er doch andere Rücksichten nehmen; so knüpfte sich vielleicht wieder eine Unterhaltung an, die sie mit allen Kräften benutzen wollte, ihm eine bessere Meinung von ihr beizubringen und die Fesseln von Neuem um ihn zu schlingen, die er so gewaltsam zerbrochen hatte.

Welche Macht traute sich eine schöne Frau nicht zu, die weiß, daß sie einmal geliebt worden ist? —

Wie sehnsüchtig sie sich aber auch nach allen Seiten umblickte und darüber ihrer Begleiterin oft die zerstreutesten Antworten gab, woraus diese wohl auf ihren Wunsch schloß, denn sie hatte sich durch die scheinbare Ruhe nicht täuschen lassen, so erblickte sie im Laufe des Tages doch weder den alten Herrn wieder noch dessen Sohn.

Auch auf der Rückfahrt war der Zufall nicht wieder so gefällig, Ersteren auf den Bahnhof und von da in dasselbe Coupé mit den beiden Damen zu führen, und mit sehr verschiedenen Empfindungen langten sie in Dresden an, Selma recht froh, daß die gefürchtete Begegnung nicht stattgefunden habe, Therese heimlich erzürnt gegen das Schicksal, das ihr diese Gunst verweigert hatte.

Beide hatten sich schon lange getrennt und zur Ruhe niedergelegt, als sie schlaflos noch Gedanken nachhingen, die sich auf denselben Gegenstand richteten und ihr Blut in die heißeste Wallung versetzten.

Selma konnte sich nicht fortleugnen, daß sie den heimlich geliebten Mann gar zu gern wiedergesehen hätte, und doch fürchtete sie sich davor, ihm zu begegnen und von ihm angeredet zu werden. Wohin hätte das auch führen sollen? Jedenfalls nur zu der traurigen, die alte Wunde von Neuem aufreißenden Bestätigung, daß er sie nicht liebe. Vielleicht mußte sie dann noch gar Zeugin davon werden, wie seine alte Leidenschaft für Therese, die ja jetzt wieder frei war, von Neuem entbrannte.

Bei dieser Vorstellung überlief sie eine glühende Hitze, ihre Pulse begannen fieberisch zu klopfen, und nur der eine sehnliche Wunsch beseelte sie noch: „Fort von Dresden — aus seiner Nähe!"

Es schien ihr unerträglich, noch acht bis vierzehn Tage in dieser steten Angst und Spannung auszuhalten, und sie war schon zu dem Entschlusse gekommen, Theresen gewaltsam zur Abreise zu drängen, nöthigenfalls allein nach Hause zurückzukehren, aber derselbe mußte doch wieder vor der Ueberlegung zurücktreten, daß sie sich dadurch in den Augen ihrer Freundin verrathen und vielleicht lächerlich machen werde.

Eine ebenso unruhige Nacht brachte Therese zu; sie überlegte hin und her, wie es ihr möglich werden könne, mit Hugo wieder in Verbindung zu treten, mochte daraus auch entstehen, was da wollte. Ihre Leidenschaft kannte fast keine Grenzen mehr und hatte bald alles Widerstreben ihres Stolzes überwunden. Sie fühlte, daß sie jetzt auf dem entscheidendsten Punkte ihres Lebens stehe und daß sie selbst von ihm nicht weichen wolle; sie mußte in dem bevorstehenden Kampfe siegen oder sterben.

Abzuwarten, daß der Zufall ihr Hugo in den Weg führe, wäre zu gewagt gewesen, um so mehr, als er nicht in Dresden selbst, sondern in Tharand seinen Aufenthalt genommen zu haben schien; die Augenblicke waren ihr zu kostbar, um sie mit bloßen Hoffnungen zu vergeuden — sie mußte handeln.

Nach langer Ueberlegung überwand sie endlich das peinliche Gefühl, die Dienstboten, auf die sie sich ja übrigens ganz verlassen zu können glaubte, in ihre Absichten blicken zu lassen, denn dies war nicht zu vermeiden, da sowohl Johann als Lina sie schon vor dreiviertel Jahren nach Dresden begleitet hatten und gemerkt haben mußten, daß sie in sehr nahen Beziehungen zu dem Lieutenant von Mohrfeldt stehe. Hier gab es aber keine andere Wahl.

Am anderen Morgen in aller Frühe schon, bevor sie Selma

noch wiedergesehen hatte, rief sie ihre Kammerzofe und ertheilte derselben, nachdem sie ihr das feste Versprechen abgenommen, gegen Jedermann, selbst Johann, darüber zu schweigen, den Auftrag, sich nach dem Hause in der Königsbrücker Straße, das ihr ja schon bekannt war, da sie damals den Brief ihrer Herrin an Hugo dahin getragen hatte, zu begeben und durch ein unter irgendwelchem Vorwande herbeigeführtes Gespräch mit dem Dienstmädchen oder einem anderen Bewohner in Erfahrung zu bringen, wo sich der Sohn des Obersten von Mohrfeldt zur Zeit befinde.

Dies war für ein so gewandtes Frauenzimmer wie Lina keine schwere Aufgabe, und diese unterzog sich derselben auch mit großer Bereitwilligkeit, da sie selbst neugierig war, welche neue Absichten ihrer Herrin sich nun entwickeln möchten.

Ihre Mission gelang auch vollständig. Als sie an der Gartenthür klingelte, öffnete ihr die ehrliche Anna, welche noch immer im Dienste des alten Herrn stand, da Emma sie bei ihrer Verheirathung nicht mit sich genommen hatte, um ihn nicht eines so treuen Dienstboten zu berauben, erkannte auch nicht das Mädchen in ihr wieder, das damals den Brief an den Lieutenant abgegeben hatte, und beantwortete alle ihre Fragen. Lina erkundigte sich zuerst nach einer anderen beliebigen Person, die gar nicht im Hause wohnte, that dann, als habe sie sich in dem Namen geirrt, ließ die aller Bewohner die Revue passiren und brachte endlich glücklich heraus, der Lieutenant habe seinen Abschied aus dem Militairdienste genommen, ein großes Gut in Kurland geerbt und studire augenblicklich in Tharand, von wo aus er oft nach Dresden herüberkomme.

Sie konnte also ihrer Herrin, die sie mit unbeschreiblicher Ungeduld erwartet hatte, die vollständigsten Nachrichten bringen. Vor Aufregung heimlich zitternd, hörte sie Therese an und belohnte sie in ihrer Freude reichlich.

Lina glaubte jetzt vollständig zu begreifen, um was es sich handle; dies bewiesen schon die ersten Worte, die sie bei ihrer

Rückkehr an Johann richtete, vor dem sie kein Geheimniß mehr behalten konnte.

„Wir können uns hier ganz gemächlich für den Sommer einrichten, Johann," sagte sie nämlich, sich mit gezierter Nonchalance, als ob sie ihren Worten sogleich die That folgen lassen wolle, auf einen Stuhl werfend.

„Was sagst Du da, Lina? Ich dachte, daß die Gnädige hier schon nicht mehr Ruhe habe und wieder die Koffer packen lassen wolle."

„Nichts da, mein guter Johann; wir bleiben hier. Ich will Dir die Zukunft gleich noch ein wenig weiter hinaus prophezeihen."

„Nun?" fragte der Bursche interessirt.

„Wir — das heißt: unsere Gnädige — sind nicht umsonst nach Dresden gereist; wir haben uns hier ein Rendezvous gegeben, das hoffentlich besser ausfallen wird als bei unserer letzten Reise, und zum Herbste machen wir Hochzeit."

„Wir Beide, Lina?" rief Johann überrascht.

„Du bist ein Narr, Johann — ich spreche ja im Namen unserer Gnädigen. Vielleicht kommt unsere Hochzeit dann aber bald hinterher, denn sie wird doch dann wohl endlich einmal in Ruhe auf Glücksburg bleiben."

„Frau von Liebow will sich schon wieder verheirathen?" fragte Johann ungläubig. „Hat sie denn noch nicht genug von ihrer Ehe mit dem Rittmeister?"

„Das war nur eine Konvenienzheirath, wie man zu sagen pflegt, jetzt kommt die Heirath aus Liebe — ja, aus alter Liebe, die bekanntlich nicht rostet. Der preußische Lieutenant ist wieder hier."

„Was Du sagst! — Also darum hat sie sich von dem Rittmeister scheiden lassen?"

„Jedenfalls sind wir hierher gereist, weil sie geschieden worden ist," entgegnete Lina. „Uns kann es übrigens nur lieb sein, wenn sie sich bald wieder verheirathet und auf Glücksburg

bleibt, denn damit kommen ja auch wir unserem ersehnten Ziele näher."

Die Zofe erzählte nun ausführlich, welchen Auftrag sie an diesem Morgen schon erhalten und ausgeführt hatte; die Folgerungen, die sie daraus zog, schienen auch Johann ganz einleuchtend.

Während das Pärchen sich darüber noch unterhielt, Johann zu dem Wankelmuthe der Frauen den Kopf schüttelte und Lina ihm zu beweisen suchte, aus diesem Beispiele der Gnädigen ergebe sich gerade die Treue der Frauen, die immer wieder zu ihrer ersten Neigung zurückkehrten, hatten sich Therese und Selma beim Frühstücke zusammengefunden.

Dem jungen Mädchen sah man leicht an, daß es eine schlechte Nacht zugebracht habe, doch schien dies Therese, welcher die Freude über die erhaltenen Mittheilungen wieder Farbe und Leben gegeben hatte, gar nicht zu bemerken; im Geheimen war sie ärgerlich auf Selma und empfand wieder einen Anklang von der Eifersucht, die sie schon einmal auf sie geworfen hatte.

Es lag nicht in ihrem Plane, dieser ein Wort von der Gewißheit, welche sie sich verschafft hatte, zu sagen; deshalb erwähnte sie des alten Herrn, den Beide gestern getroffen, nur ganz kurz und meinte dabei mit der größten Unbefangenheit, sie habe sich durch ruhiges Nachdenken immer mehr überzeugt, daß der Lieutenant sich nicht in Tharand befinden könne, unzweifelhaft werde er in seiner weit entfernten Garnison sein.

Selma sagte gar Nichts mehr dazu, aber sie kam bald mit der schüchternen Frage heraus, ob denn in und bei Dresden noch viel Bemerkenswerthes zu sehen sei, worauf Therese ihr einen förmlichen Tageskalender für Partien, die man nothwendig noch machen müsse, entwarf, der gar kein Ende nehmen zu wollen schien.

„Aber wenn wir das Alles sehen wollen," wandte Selma ein, „dann können wir noch wochenlang hier in Dresden bleiben."

„Wir werden uns möglichst beeilen, liebes Kind; da wir einmal hier sind, wäre es doch eine Thorheit, nicht Alles, was sich uns bietet, genießen zu wollen.“

Selma schwieg, denn sie fürchtete weitere Erörterungen. Sie war jetzt fest überzeugt, daß Therese bereits wisse oder wenigstens mit Bestimmtheit glaube, der Lieutenant befinde sich in ihrer Nähe, und daß sie nur aus diesem Grunde ihren Aufenthalt in Dresden verlängern wolle; ihre Befürchtungen schienen sich also vollständig erfüllen zu sollen, und noch sah sie keinen Weg, auf dem sie sich vor dem ihr drohenden Unheile zurückziehen konnte, ohne Aufsehen zu erregen.

Für ihre Vermuthung fand sie im Laufe des Tages noch mehrfache Bestätigung in dem deutlich die innere Unruhe und Spannung verrathenden Wesen Theresens. Ein paar Mal überraschte sie diese auch dabei, wie sie mit ihrem Kammermädchen geheimnißvoll flüsterte, und letzteres war dann stundenlang abwesend. Sie begriff wohl, daß hier etwas Besonderes im Werke sein müsse, das sie nur mit Hugo in Zusammenhang bringen konnte; aber je weniger sie es zu errathen vermochte, desto mehr stieg ihre Angst.

Therese hatte fast den ganzen Vormittag mit ihrer Toilette zugebracht und zwar ohne Beihülfe Lina's, die sie sonst nicht gut entbehren konnte; sie schien das Mädchen mit einem wichtigen Auftrage fortgeschickt zu haben und das Resultat desselben ungeduldig zu erwarten. Für Selma hatte sie nur einzelne zerstreute Worte, und auf deren Frage, wie man diesen Tag zubringen werde, gab sie nur eine ausweichende Antwort, so daß sich das junge Mädchen verletzt gefühlt haben würde, hätte es nicht wichtigere Gedanken im Kopfe gehabt.

Lina ließ sich erst wieder um die Mittagszeit sehen, und da Selma recht gut bemerken konnte, daß die Zofe Gelegenheit suche, mit ihrer Herrin unter vier Augen zu sprechen, verließ sie freiwillig das Zimmer.

Beinahe eine Stunde später erst suchte Therese sie wieder

auf. Zu des jungen Mädchens großer Ueberraschung war sie in doppelter Weise ganz verändert.

Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß sie sowohl während ihrer kurzen Ehe mit dem Rittmeister als in der ersten Zeit nach der Trennung von demselben beliebt hatte, sich stets in Schwarz zu kleiden, was ihrem Teint ganz vortrefflich stand und den Ernst, der damals auf ihrem Gesichte zu liegen pflegte, noch erhöhte, so daß man sich unwillkürlich zum Mitleiden für sie angeregt fühlen mußte. Diese düstere Tracht hatte sie aber schon seit mehreren Monaten wieder aufgegeben und besonders auf der Reise und während der ersten Tage ihres Aufenthaltes in Dresden dafür lebhafte Modefarben getragen. So hatte Selma sie auch noch vor einer Stunde gesehen; jetzt plötzlich erschien sie wieder in dem alten Traueranzuge.

Dazu war ihr Gesichtsausdruck auch ein so leidender und schmachtender geworden, daß ihre junge Freundin im ersten Augenblicke beinahe erschrak, aber schon im nächsten setzte sie Mißtrauen darein.

„Mir ist gar nicht wohl," sagte Therese, als sie Selma's Ueberraschung bemerkte, mit einem Seufzer und ließ sich langsam auf das Sopha niedersinken.

„Ich will doch nicht hoffen, daß Du eine böse Nachricht erhalten hast —"

„Nein, es sind gar keine Briefe angekommen. Beunruhige Dich übrigens nicht, liebes Kind; ich habe zuweilen noch solche Zufälle, die bald vorübergehen. Ich wollte Dir nur sagen, daß wir heute keine größere Partie unternehmen können; um den Tag aber nicht ganz zu verlieren, wollen wir Nachmittag eine Spazierfahrt nach dem Großen Garten machen."

„Genire Dich meinetwegen ja nicht, liebe Therese," meinte Selma; „wenn Du Dich unwohl fühlst, bleibe ich sehr gern mit Dir zu Hause."

„Ich danke Dir, aber die frische Luft wird mir vielleicht wohlthun."

Dabei blieb es denn auch, obgleich Selma noch einige Einwendungen machte. Um vier Uhr, nach dem Diner, das die beiden Damen gewöhnlich auf ihren Zimmern gemeinsam einnahmen, das Therese aber heute kaum berührte, fuhr der bestellte elegante Miethwagen vor.

Selma's Unruhe war fast bis zur Beängstigung gestiegen, und herzklopfend nahm sie an der Seite ihrer Freundin in der Equipage Platz. Was hatte Therese nur vor? wohin wollte sie sie führen? — Es kam ihr vor, als ob sie in ein Netz gegangen sei, dessen Maschen sich immer fester um sie verstrickten, aber sie hatte doch nicht den Muth, es zu zerreißen.

Wir wollen verrathen, was Lina ihrem Johann, welche Beide hatten zurückbleiben müssen, erzählte, als die Damen fortgefahren waren.

Die Gnädige hatte sie beauftragt, um jeden Preis in Erfahrung zu bringen, wann Lieutenant von Mohrfeldt das nächste Mal von Tharand nach Dresden kommen werde und wohin er sich dann allein oder in Gesellschaft seiner Familie zu begeben pflege.

Das war nun freilich eine viel schwerere Aufgabe als die erste, denn wäre Anna, die bei dem Obersten diente, auch noch so wenig scharfsichtig und mißtrauisch gewesen, so mußte es ihr doch auffallen, wenn dasselbe Mädchen, das bereits am Morgen mit ihr gesprochen, wiederkehrte, um sie abermals über die Verhältnisse ihrer Herrschaft auszufragen; und Johann hatte Frau von Liebow dieses Mal durchaus nicht in ihr Vertrauen ziehen wollen, weil sie wohl Anstand nehmen mochte, ihre Schwäche noch vor einer anderen Person, obenein einem Manne, zu verrathen.

Die schlaue Zofe hatte sich indessen doch zu helfen gewußt. Von Anna hatte sie im Gespräche ebenfalls erfahren, daß und an wen die Schwester des Lieutenants verheirathet sei; die Wohnung des Oberlieutenants war leicht zu ermitteln gewesen, und nun erschien sie dort und gab dem Diener gegenüber vor,

sie habe einen Brief an den Lieutenant von Mohrfeldt zu eigenen Händen abzugeben und solle sich bei dessen Schwager erkundigen, wann und wo dies geschehen könne. Der Bursche fand darin durchaus nichts Besonderes und antwortete ihr, der Lieutenant von Mohrfeldt komme schon zu Mittag von Tharand herüber und die ganze Familie werde, wie er gehört habe, dann das im Großen Garten stattfindende Konzert besuchen.

Mehr brauchte Lina nicht zu wissen und auch nicht ihre Herrin.

III.

Im Großen Garten.

Die Dresdener nennen den Großen Garten die Perle ihrer Stadt. Wirklich ist dieser Promenadenpark, der sich im Südosten der Stadt, kaum eine Viertelstunde von derselben entfernt, gegen dreitausend Schritte in die Länge und die halbe Breite erstreckt, auch einer der schönsten, welche die deutschen Hauptstädte aufzuweisen haben. Den Mittelpunkt, über den sich die vier Hauptalleen kreuzen, nimmt das jetzt als Alterthumsmuseum dienende Schloß August's des Starken ein, das in würdigem Style erbaut und mit den reichsten Stuckaturarbeiten geziert ist. Es wird umgeben von einer großen Parklichtung, die zu dem prächtigsten Blumengarten umgeschaffen worden ist und in der sich außer dem umfangreichen Schwanenteiche vor dem Schlosse mehrere kleinere Gebäude in symmetrischer Vertheilung befinden, die, früher vom königlichen und kurfürstlichen Hofstaate bewohnt, jetzt theilweise als elegante Restaurationen eingerichtet sind.

Durch den dichten alten Park mit wunderbar schönen Bäumen jeder Art, in denen Tausende von Singvögeln ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, laufen eine Menge sorgsam gehaltener Fahr-, Reit- und Fußwege und führen zwischen hochromantischen Baumpartien zu den auf der Südwestseite gelegenen größeren Etablissements, als der Großen Wirthschaft, einem Versamm-

lungsorte des eleganten Publikums, wo im Sommer fast täglich Konzerte einer Militairkapelle stattfinden, dem sogenannten Zweiten oder Sommertheater mit einem schönen Rosengarten, der neuerdings allabendlich durch elektrisches Licht erhellt wird, und dem Zoologischen Garten mit einer reichen und kostbaren Sammlung ausländischer Thiere.

Von den frühesten Morgenstunden an schon pflegen die Promenaden dieses schönen Parks, von dessen Grenzen sich eine weite herrliche Aussicht bis in die Sächsische Schweiz hinein eröffnet, belebt zu sein, und großartig wird am Nachmittage dieses Treiben von Equipagen, Reitern und Spaziergängern aus allen Klassen der Gesellschaft.

Die Dresdener haben volles Recht, stolz auf ihren Großen Garten zu sein, der von ähnlichen Anlagen in der Nähe bedeutender Städte wohl an Ausdehnung, aber gewiß nicht an Schönheit übertroffen wird.

Die elegante Welt zieht sich meistentheils nach der vorerwähnten Großen Wirthschaft, und dahin ließ auch Frau von Liebow ihren Wagen fahren, nachdem derselbe die Runde um das Schloß gemacht hatte. Die reihenweise unter den schattigen Laubbäumen vor dem Etablissement aufgestellten Tische und Stühle waren, als die beiden Damen anlangten, schon größtentheils besetzt, und zwischen den zahlreichen Offiziers-Uniformen und eleganten bürgerlichen Herrenkostümen hatte die Damenwelt den buntesten Flor der in diesem Jahre so extravaganten Mode entfaltet.

Auf den ersten Blick erregten die beiden Damen gerade kein Aufsehen, da sie mit vornehmer Einfachheit gekleidet waren, bald aber richteten sich viele Blicke der Damen und Lorgnons der Herren auf sie, denn man hatte wohl selten eine bessere Gelegenheit, zwei so ganz verschiedenartige Schönheiten neben einander zu bewundern oder — zu beneiden.

Es wäre wirklich nicht leicht gewesen, zu entscheiden, welcher von diesen Beiden der Apfel des Paris gebühre; Therese

von Liebow erschien als die vollkommene, würdevoll imponirende und gleichzeitig die Leidenschaft entflammende Frau, — man mußte sie ihrer schwarzen Tracht nach für eine junge Wittwe halten — Selma als die zum Herzen sprechende, angenehm erwärmende und sanft fesselnde Jungfrau; nur in einer Beziehung fand sich zwischen ihnen eine Aehnlichkeit, nämlich in dem Ernste, der zu den jugendlichen Gesichtern gar nicht recht zu passen schien, dieselben aber um so interessanter machte, weil er Etwas zu errathen gab.

Die beiden Damen bekümmerten sich nicht um die ihnen zugetragene Aufmerksamkeit, die wohl ziemlich lästig werden konnte; die jüngere schlug den Blick kaum vom Boden auf, der der älteren, in dem das Brillantfeuer wohl wider ihren Willen immer wieder aufblitzte, wandte sich, nachdem er forschend die Gesellschaft überstreift und nicht das Befriedigende gefunden zu haben schien, abwechselnd den verschiedenen Ausgängen des Konzertgartens zu, als ob er dort mit Ungeduld eine bekannte Person erwarte.

Dieses Manoeuvre mußte endlich aber auch Selma auffallen, obgleich sie übrigens für ihre Umgebung theilnahmlos schien, nachdem sie dieselbe beim Eintritte schnell, aber scharf gemustert, worauf ein kleiner Seufzer ihre Brust erleichtert hatte, und endlich konnte sie sich der Frage an ihre Freundin nicht mehr enthalten:

„Es scheint beinahe, liebe Therese, als ob Du Jemand erwartetest.“

Die hohe und reine Stirn der Angeredeten faltete sich ein wenig bei dieser Bemerkung, aber schnell sagte sie mit einem Lächeln, das einen melancholischen Anstrich hatte, wie ihr ganzes Wesen heute:

„Ich dachte eigentlich wieder an den alten Herrn, dessen Bekanntschaft wir gestern auf dem Wege nach Tharand gemacht haben.“

„Er interessirt Dich also doch noch?“

„Eigentlich nur seines Namens wegen, obgleich sich nicht absprechen läßt, daß er ein sehr artiger Gesellschafter war. Es wäre doch möglich, daß wir von ihm eine Nachricht über das Befinden unseres ehemaligen jungen Freundes erhalten könnten."

„Würdest Du ihn denn darum bitten, wenn wir ihn heute hier treffen und er uns anreden sollte?" fragte Selma ängstlich.

„Warum denn nicht, liebes Kind?" entgegnete Therese mit einem sarkastischen Lächeln und festen Blicke auf das junge Mädchen, wodurch dieses sich auf das Peinlichste getroffen fühlte. „Würdest Du denn etwas Unpassendes darin finden?"

„O nein," stotterte Selma erröthend.

„Warum sollen wir Beide denn leugnen, daß wir ein gewisses Interesse an dem Lieutenant von Mohrfeldt nehmen?" fuhr Therese in derselben Weise fort, „Du, der er in dringender Gefahr einen großen Dienst erwiesen hat und deren Hausgenosse er während längerer Zeit gewesen ist, und ich —"

Sie brach plötzlich ab, zuckte zusammen und wurde sehr bleich, und als Selma der Richtung ihrer ganz starr gewordenen Augen folgte, fielen die ihrigen auf den alten Herrn, der sich gestern mit ihnen im Eisenbahn-Coupé befunden hatte und der jetzt am Eingange das Entree bezahlte. Heute war er aber nicht allein, sondern in Begleitung einer jungen Dame, eines sächsischen Offiziers und eines Dritten in Civil, der augenblicklich das Gesicht abgewandt hatte.

Und dennoch haftete Selma's Blick nur an diesem Letzteren, und sie begriff vollkommen, daß seine Erscheinung bei Therese eine nicht zu überwältigende Aufregung hervorgerufen hatte, fühlte doch auch sie dieselbe und schien es ihr, als ob ein Krampf ihre Brust zusammenschnüre und das Blut in ihren Adern stocke.

An Gestalt und Haltung hatte sie nur zu gut Hugo von Mohrfeldt erkannt, und die unbeschreibliche Freude, ihn wiederzusehen, rang mit der Angst, was sich aus dieser Begegnung ergeben werde.

Theresens Empfindungen wollen wir gar nicht zu schildern versuchen; sie erklären sich von selbst unseren Lesern, die ihre Gedanken kennen gelernt haben.

Die neuankommende kleine Gesellschaft, die recht heiter unter einander zu plaudern schien, bemerkte nicht sogleich die beiden fremden Damen, obgleich sie sich an einen Tisch in nicht allzu weiter Entfernung von dem ihrigen niederließ; die vier Personen nahmen ihre Plätze so, daß Hugo und Emma Jenen den Rücken zukehrten, während der Oberst und Hermann sie über Lang oder Kurz in dem bunten Gedränge bemerken mußten.

„Lasse uns gehen!“ schwebte Selma als eine recht innige Bitte auf den Lippen, aber sie wagte dieselbe nicht auszusprechen, als sie das eigenthümliche Funkeln von Theresens Augen sah und ihr jetzt auch der letzte Zweifel schwand, dieselbe habe dieses Zusammentreffen erwartet und absichtlich herbeigeführt, — freilich konnte sie sich noch nicht denken, wie dies möglich gewesen sei.

Ihr ganzes Vertrauen zu der bisherigen Freundin war auf einmal geschwunden, und es kam ihr vor, als sei sie auf die verrätherischste Weise in eine Falle gelockt worden; wenn sie überhaupt im Stande gewesen wäre, zu hassen, dann würde sie es jetzt gethan haben, denn sie fühlte eine glühende Eifersucht gegen diese Frau im Herzen, die deutlich genug verrathen hatte, welche Zwecke sie verfolgte. Wenn sich diese Gedanken und Empfindungen auch vielleicht momentan auf ihrem Gesichte verriethen, so bemerkte dies Frau von Liebow doch nicht, denn ihr Blick war noch immer auf die Gruppe an dem anderen Tische gerichtet. Keine von Beiden dachte daran, zu der Anderen zu sprechen.

Die kleine Gesellschaft des Obersten fand an diesem Orte manche Bekannte, mit denen sie sich begrüßte, und dadurch wurde ihre Aufmerksamkeit von den beiden Damen eine Weile abgelenkt. Zuerst fiel Hermanns Blick auf dieselben.

Man weiß, daß er Frau von Liebow auf seiner Flucht nach

der Schlacht von Königgrätz auf ihrem Schlosse Glücksburg, wohin ihn der Jude Isaak Wolff geführt, flüchtig kennen gelernt hatte, und sie war eine Erscheinung, die man so leicht nicht wieder vergessen konnte. Unwillkürlich zuckte er zusammen, als ihm diese Erinnerung sogleich kam, dennoch glaubte er eine Weile lang, sich getäuscht zu haben.

Sobald Therese bemerkte, daß sie seine Aufmerksamkeit erregt habe, wandte sie den Blick ab, trug aber wohl Sorge, daß er ihr Gesicht noch länger betrachten und sich vergewissern könne, wen er vor sich habe.

Der Oberlieutenant zweifelte auch nicht lange mehr daran. Um Hugo's willen war ihm dieses unerwartete Zusammentreffen höchst peinlich, und eine leicht erklärliche Ahnung sagte ihm, daß dasselbe für seinen Schwager keine guten Folgen haben könne. Daher entschloß er sich, seine Bemerkung zu verheimlichen und es dem Zufalle zu überlassen, ob Hugo ebenfalls diese Frau erblicken würde, die er gewiß unter Tausenden noch nach langen Jahren sofort wiedererkannt haben würde; er wünschte sehnlichst, daß dies nicht geschehen möge, und setzte seine ganze Hoffnung darauf, die beiden Damen möchten sich bald entfernen; wahrscheinlich würde Therese dies doch thun, wenn sie seinen Schwager erkannt hätte, denn nach dem zwischen ihnen Vorgefallenen, das Hugo ihm später anvertraut hatte, schien es ihm doch gar nicht denkbar, daß sie die Kühnheit besitzen solle, es auf ein Wiedersehen ankommen zu lassen. Ihre Begleiterin kannte er nicht und interessirte sich deshalb auch nicht weiter für sie.

Während Hermann wie auf Kohlen dasaß, denn er fürchtete sowohl eine unangenehme Entwickelung für Hugo, als es ihm selbst auch sehr peinlich war, sich zu stellen, als ob er die Dame nicht wiedererkenne, der er eigentlich Dank für die Aufnahme in Glücksburg schuldete, war er für die Unterhaltung, die in seiner Nähe geführt wurde, so zerstreut, daß Emma darüber bald eine scherzende Bemerkung machte; so sehr er auch vermeiden wollte, die Aufmerksamkeit der Anderen auf jene Damen

zu lenken, flogen seine Blicke heimlich doch immer wieder zu ihnen.

Einmal mußte ihn der Oberst dabei ertappt haben, denn auch er blickte nun schärfer nach jener Richtung, und plötzlich sagte er lächelnd:

„Ach siehe da, meine beiden Begleiterinnen auf der gestrigen Fahrt nach Tharand, von denen ich heute Mittag zu Euch sprach!"

„Die junge Dame, die so sehr Dein Interesse erregt hat, lieber Vater?" fragte Emma lebhaft und wandte sich um. „Da bin ich doch wirklich begierig, dieses nach Deiner Beschreibung so reizende Gesicht kennen zu lernen."

Umsonst legte der Oberlieutenant, der jetzt die gefürchtete Katastrophe herannahen sah, schnell seine Hand auf Hugo's Arm, um eine andere Frage an ihn zu richten, die ihn davon abhielte, dem Beispiele seiner Schwester zu folgen; es war dazu bereits zu spät, Hugo hatte auch schon den Kopf gewandt und blieb unbeweglich in dieser Stellung. Eine Leichenblässe überzog sein Gesicht.

„Mit Eurer Erlaubniß," sagte der Oberst, der diese Veränderung seines Sohnes noch nicht bemerkte, und machte dabei eine Bewegung, sich von seinem Platze zu erheben, „will ich doch den beiden Damen mein Kompliment machen; wenn sie belieben sollten, sich unserer Gesellschaft anzuschließen, würdet Ihr jedenfalls eine sehr angenehme Bekanntschaft machen."

„Auf ein Wort, bester Vater!" rief Hermann, ihn zurückhaltend.

Und auf Hugo deutend, flüsterte er dem alten Herrn in das Ohr:

„Unterlassen Sie Ihr Vorhaben, — ich bitte Sie inständigst darum!"

„Aber was soll denn Das bedeuten?" fragte der Oberst ganz verwundert und beinahe erschrocken, als er die starre Bestürzung seines Sohnes gewahrte.

Auch Emma war schon darauf, sowie auf das sonderbare Benehmen ihres Mannes aufmerksam geworden und blickte diesen ängstlich fragend an.

In diesem Augenblicke sah Selma herüber, denn sie hatte dem Drange dazu nicht länger widerstehen können; ihre Augen begegneten denen Hugo's, und die tiefe Röthe, die blitzschnell in ihre Wangen stieg, sowie der ganze Ausdruck ihres Gesichts sagten, obgleich sie das letztere schnell wieder abwandte, daß sie ihn erkannt habe.

Hugo erhob sich rasch; er war noch immer sehr bleich, und man sah ihm leicht an, welchen Zwang er seinen Gefühlen anthat, als er mit möglichst ruhiger Stimme sagte:

„Ich werde Dich begleiten, Vater, denn mir kommt es zu, Dich diesen Damen vorzustellen."

„Sind sie Dir denn bekannt?" fragten der Oberst und Emma, welche bereits die Wahrheit ahnten, wie aus einem Munde.

„Wir haben schon öfter von ihnen gesprochen," erwiederte er; „es ist die Frau von Tannenburg, ehemalige Frau von Liebow, und ihre Verwandte, Fräulein Selma von Tannenburg."

Emma schrak zusammen, und auch das Gesicht des alten Herrn wurde finster.

„Du willst sie wirklich anreden?" fragte Hermann in einem Tone, der beinahe abmahnend klang.

„Du weißt, daß ich Verpflichtungen für das Fräulein habe," antwortete Hugo kurz; „sie hat mich bereits erkannt."

„Dann werde ich Dich begleiten," meinte der Oberlieutenant, indem er aufstand; „Du wirst Dich erinnern, daß ich solche gegen Frau von Tannenburg besitze."

Er hatte dabei jedenfalls die beste Absicht, seinem Schwager den unzweifelhaft schweren Gang zu erleichtern, und durch seine Gegenwart die Begrüßung auf einem mehr formellen Boden zu erhalten.

Hugo machte auch keine Einwendung dagegen; der Oberst blieb sitzen und winkte den beiden jungen Männern nur mit der Hand zu, ohne ihnen zu folgen.

Man sieht, daß Therese ihre Berechnung sehr richtig gemacht hatte, als sie Selma zu ihrer Reisebegleiterin wählte; wäre diese nicht bei ihr gewesen, so hätte sich Hugo nicht gezwungen gesehen, an jenen Tisch zu treten; sie allein würde er wahrscheinlich, wenn auch schweren Herzens, ignorirt haben. Was blieb ihm nun aber unter diesen Umständen Anderes übrig, als um Selma's willen seine Gefühle äußerlich zu unterdrücken und sich in die Formen hineinzupassen, die nicht allein die Höflichkeit vorschrieb, sondern auch die Freundschaft für das junge Mädchen zu erfüllen ihn antrieb?

Daß hier eine Berechnung vorliege, kam ihm noch durchaus nicht in den Sinn, sondern er schob dieses Zusammentreffen ganz auf den Zufall und zwar dies um so mehr, als er Therese an Selma's Seite sah, die er für erhaben über jeden solchen Verdacht hielt. Daß er sie wiederfand, würde ihn aufrichtig gefreut haben, wären seine Gedanken nicht fast vollständig durch den Anblick Theresens in Anspruch genommen worden; wie er sich der Letzteren gegenüber benehmen solle, wußte er selbst noch nicht recht, als er schon auf dem Wege zu den beiden Damen war.

Am meisten gefaßt von den vier Personen, die sich jetzt auf so eigenthümliche Weise gegenüberstanden, — wir rechnen auch den Oberlieutenant dazu, weil er die peinliche Situation seines Schwagers vollkommen mitempfand — zeigte sich offenbar Frau von Liebow. Als es klar war, daß die beiden Offiziere sich ihrem Tische näherten, wandten Therese und Selma sich ihnen zu, Erstere mit ruhigem, höflichem Lächeln, das sie gewiß fast übermenschliche Ueberwindung kostete, Letztere, die in diesem Momente auch der kleinsten Verstellung ganz unfähig war, tieferröthend und dabei doch in dem Blicke, den sie auf Hugo richtete, die innere Glückseligkeit über das Wiedersehen verrathend.

Jeder mit den Verhältnissen Unbekannte, der ein Zeuge dieser Scene wurde, hätte es für reinen Zufall gehalten, daß, obgleich die Herren ihre Verbeugung natürlich gegen beide Damen machten, doch Hugo sich sofort mehr an Selma und der Oberlieutenant an die junge Frau wandte.

Zuerst schien auch Therese Hugo kaum zu beachten und sprach mit höflicher Freundlichkeit ihre Freude darüber aus, den Oberlieutenant, den sie damals in einer so gefährlichen Lage kennen gelernt habe, wohlbehalten hier wiederzufinden, worauf dieser in gleicher Weise erwiederte, daß er dies hauptsächlich wohl ihr verdanke und deshalb nicht umhin könne, die so flüchtige Bekanntschaft zu erneuern.

Inzwischen hatte Hugo, wirklich tief bewegt von der herzlichen Theilnahme, die Selma noch immer für ihn verrieth, und der Ueberzeugung, daß sich in ihren Gesinnungen für ihn Nichts geändert habe, ihre Hand, die sie ihm nicht verweigerte, an seine Lippen geführt und dabei gefragt, welchen glücklichen Umständen er es denn verdanke, sie hier zu finden.

„Ich begleite meine Freundin Therese auf einer Erholungsreise," erwiederte das junge Mädchen mit fast erstickter Stimme.

Hugo mußte nothwendig sich auch der anderen Dame zuwenden und war im Begriffe, einige gezwungene Worte seiner Ueberraschung hervorzubringen, als er jetzt erst bemerkte, daß sie in Trauer gekleidet sei, wenigstens hielt er dafür, daß der schwarze Anzug dieselbe ausdrücken solle. Damit durchzuckte ihn sogleich der Gedanke: „Der Rittmeister muß todt sein, Therese ist wieder Wittwe und frei!"

Diese Idee traf ihn wie ein elektrischer Schlag; gewiß verstärkte denselben auch nicht wenig der Blick aus den dunkeln, einst von ihm so heiß geliebten und ihm so gefährlich gewordenen Augen Theresens, der sich mit einem Ausdrucke auf ihn richtete, in welchen sie gleichzeitig Alles gelegt hatte, was zu seinem Herzen sprechen mußte, Freude und Schmerz, Bitte und Vorwurf, Demuth und diese ganze unselige Verführungskunst,

die sie schon einmal zu seiner Herrin gemacht hatte. Für einen Moment wenigstens hatte er den Theil der Vergangenheit, der ihr zum Vorwurfe gereichte, vergessen und erinnerte sich nur noch der glücklichen Stunden, die er mit ihr und durch sie verlebt hatte, sowie er nur ihre glänzende, verführerische Außenseite sah. Wenn er Therese schon vollständig aufgegeben, so hatte dahin wenigstens zum Theil die Ueberzeugung mitgewirkt, daß durch ihre Heirath mit dem Rittmeister die Kluft zwischen ihnen unausfüllbar geworden sei, und nun auf einmal sah oder glaubte er sie doch dieser Fessel ledig zu sehen. Vielleicht errieth die junge Frau seine Gedanken, denn ein leichtes Lächeln, das Jeder nur für verbindlich halten konnte, in dem er aber auch den Ausdruck tiefer Wehmuth fand, trat auf ihr Antlitz, und in der einfachen Frage, die unter Umständen so kalt erscheinen kann: „Wie befinden Sie sich, Herr von Mohrfeldt?" sprach sich doch das ganze warme Interesse aus, das sie an ihm nahm.

Auch Hugo's Bewegung verrieth sich nur zu sehr, als er kurz berichtete, wie es komme, daß er sich in Dresden befinde, und dann, nachdem der Oberlieutenant noch dem Fräulein von Tannenburg vorgestellt worden, wurde das Gespräch allgemein.

Als der Oberst sah, daß die Sache so weit gediehen sei, trug auch er der höflichen Form Rechnung und kam ebenfalls zu dem Tische der beiden Damen, die auch in ihm einen Bekannten begrüßten, und es blieb nun nichts Anderes mehr übrig, als daß sich die beiden Gesellschaften gänzlich vereinigten.

Welche verschiedenen Empfindungen bewegten auf das Lebhafteste diese Herzen! Dennoch wußte ein Jeder sich so zu beherrschen, daß ein fremdes Auge in dem kleinen Cirkel nichts Anderes gesehen haben würde als gute Bekannte, die sich an diesem Orte zusammengefunden hatten, um das allgemeine Vergnügen und eine heitere Unterhaltung zu genießen.

Der Oberst saß zwischen Frau von Liebow und Selma; obgleich er der Letzteren seine Gunst ganz zugewandt hatte und gegen Erstere eine gewisse Abneigung empfand, die sich übrigens

in Folge ihres liebenswürdigen Benehmens bald milderte, hielt er es doch für angemessen, an die ältere Dame hauptsächlich seine Worte zu richten, und auch Emma, die von Keinem bisher eine vollständige Aufklärung über das gegenseitige Verhältniß ihres Bruders und Theresens erhalten hatte, dasselbe nur aus einzelnen Andeutungen zu errathen vermochte, fand, daß die Dame jedenfalls etwas sehr Ansprechendes habe; das Leiden, das sie Hugo verursacht haben mußte, verstand sie nicht ganz, dagegen wußte sie genau aus der Erzählung ihres Gatten, daß dieser ihr Dank schulde.

Hugo beschäftigte sich, wenigstens dem Anscheine nach, vorzüglich mit Selma, man wird sich aber wohl leicht denken können, wie oft seine Blicke heimlich zu Theresen hinüberflogen.

Die Letztere hatte ihres Gatten noch gar nicht erwähnt, und die Uebrigen, denen er, bis auf Hugo und Hermann, ja auch nicht bekannt war, vermieden es, nach ihm zu fragen; sie schienen, ebenso gut wie der Lieutenant, aus dem Traueranzuge Theresens zu schließen, daß diese bereits Wittwe geworden sei.

Die Frage danach brannte Hugo auf der Seele, und nachdem er sich mit Selma längere Zeit über ihr eigenes und der Oberstin Befinden, auch über die Verhältnisse, die ihn bewogen, seinen Abschied aus den Militairdiensten zu nehmen, unterhalten hatte, konnte er es nicht mehr unterlassen, sich leise zu erkundigen, ob die Freifrau Jemand und wen betrauere.

„Therese hat diesen Namen seit kurzer Zeit für immer abgelegt und wieder ihren früheren angenommen," erwiederte das junge Mädchen mit leise zitternder Stimme, denn sie glaubte bereits zu gut zu ahnen, welches Interesse er Jener noch immer zutrage; „sie lebt schon seit dem Herbste getrennt von meinem Vetter, dem Rittmeister, und vor ungefähr vierzehn Tagen ist die förmliche Scheidung vom Gerichte ausgesprochen worden."

Hätte sie Hugo anzusehen gewagt, so würde sie bemerkt haben, wie sich eine Purpurröthe in seine Wangen ergoß, eine

neue, sichere Bestätigung ihrer Furcht und des Grundes zur Eifersucht.

Er sagte kein Wort dazu und verharrte eine ganze Weile im Schweigen. Die Gedanken drängten und überstürzten sich wild in ihm, sein Kopf und Herz waren zum Zerspringen voll.

Also Therese hatte sich schon wenige Wochen nach dem Abschlusse ihrer Ehe wieder scheiden lassen? — Dies mußte ja jedenfalls von ihr ausgegangen sein, denn gewiß hatte der Rittmeister, von dessen zerrütteten Verhältnissen ihn Isaak Wolff auch kurz in Kenntniß gesetzt, das große Vermögen seiner Frau doch nicht freiwillig aufgegeben. Was konnte diesen auffälligen Entschluß veranlaßt haben? — Auf ihrer Seite konnte unmöglich die Schuld gelegen haben, denn sonst würde Selma nicht ihre Reisebegleiterin gewesen sein; wie der Rittmeister aber auch gefehlt haben mochte, so sprach dieser das scharfe Urtheil der Welt herausfordernde Schritt doch immer dafür, daß sie ihn nicht genug geliebt habe, um ihm vergeben zu können. Hatte sie ihn also doch nicht betrogen, wenigstens nicht so vollständig, wie er damals glaubte? War ihre Verzweiflung beim Abschiede von ihm wirklich ganz frei von Verstellung und Heuchelei gewesen?

Und wie schwer hatte sie vielleicht in der Zwischenzeit gebüßt? Man sah ja noch die Spuren des Leidens auf ihrem sonst so frischen, heiteren Antlitze; aus ihrem ganzen Wesen konnte man deutlich entnehmen, daß sie den bittersten Ernst des Lebens kennen gelernt habe. Das Mitleid regte sich in seinem Herzen, und er fragte sich, ob er damals nicht doch wohl zu streng gegen sie verfahren habe. Und immer wieder drängte sich zwischen diese Erwägungen der beinahe jubelnde Ruf seines Herzens: „Sie ist wieder frei und liebt Dich noch!"

Darüber vergaß er ganz das junge Mädchen an seiner Seite, das er vor Kurzem noch hoch über die intriguante Frau gestellt, dessen reine und tiefe Liebe zurückgewiesen zu haben er sich vorgeworfen hatte; er dachte nicht daran, welche peinlichen

und tiefschmerzlichen Empfindungen in diesem Augenblicke des Wiedersehens Selma um so mehr erfüllen mußten, als sie gewiß seine Zerstreuung bemerkte, daß er ihr damit ein neues Unrecht thue und neuen Kummer verursache, und noch weniger dachte er an Feodora von Herrendorf und fühlte Scham über seinen Wankelmuth.

Inzwischen hatte Therese auf die an sie gerichtete Frage des Obersten und seiner Tochter geantwortet, daß sie sich noch einige Wochen in Dresden aufzuhalten gedenke, hauptsächlich ihrer jungen Freundin wegen, welche sie mit allen Schönheiten der Stadt und Umgebung bekannt machen wolle, und Jene konnten darauf nicht umhin, zu versichern, daß sie ihr gern behülflich sein würden, wo sich eine Gelegenheit dazu biete, auch mußte Emma schon die Hoffnung aussprechen, die beiden Damen in ihrem Hause empfangen zu können; solche Rücksichten war man ja jedenfalls der Frau schuldig, die während des Krieges sich sowohl des Bruders als Bräutigams mit so großer Freundlichkeit angenommen hatte.

Therese, heimlich ganz entzückt über das Gelingen ihres Planes, nahm das Anerbieten sofort an; es dauerte auch nur kurze Zeit, bis sie durch ihr gewinnendes Benehmen vollständig die kleine Scheu oder Abneigung des Obersten und seiner Tochter überwunden hatte, und der Letzteren begann es fast ganz unmöglich zu erscheinen, daß Hugo so schweren Grund zur Klage über die schöne Frau haben solle; sie mußte vermuthen, daß ihn nur seine Leidenschaft, die Therese nicht erwiedern gekonnt, in dem Urtheile über diese irregeleitet habe.

In dem gegenseitigen Benehmen Frau von Liebow's und des Lieutenants lag aber doch für die Anderen etwas so Peinliches, daß man allgemein gern den Vorschlag des Obersten annahm, eine Promenade durch den Park zu machen. Anfänglich hielten sich dabei die einzelnen Personen ebenso beisammen, wie sie an dem Tische ihre Plätze gewählt hatten. Hugo blieb an Selma's

Seite und folgte mit ihr den Uebrigen in so weiter Entfernung, daß sie sich einer ungenirteren Unterhaltung überlassen konnten.

Daß er ihr eine recht herzliche Freundschaft und Theilnahme zutrage, konnte Selma wohl nicht entgehen, aber recht empfindlich berührte es sie doch, daß er fast nur von Theres n sprach; sie war dadurch genöthigt, ihm Alles zu erzählen, was sie über deren Verhältniß zu dem Rittmeister wußte, und er folgte ihren Worten mit fast athemloser Aufmerksamkeit.

Man weiß bereits, daß Selma nicht genau die Umstände kannte, welche zu der Scheidung ihres Vetters von seiner Gattin Veranlassung gegeben, denn sowohl die Oberstin als Therese selbst hatten Anstand genommen, dieselben vor einem jungen Mädchen zu erörtern; was sie aber davon wußte, konnte sie aus demselben Grunde auch nicht Hugo mittheilen; ebenso wenig wollte sie erwähnen, was sie aus Theresens eigenem Munde hatte, auf welche Weise der Rittmeister diese förmlich gezwungen habe, ihm die Hand vor dem Altare zu reichen. Ihrer Erzählung nach gewann es daher noch mehr den Anschein, als ob die gegenseitige Abneigung der beiden Gatten nach der in der Uebereilung beschlossenen und ausgeführten Hochzeit sich nur zu bald eingestellt und zu Zerwürfnissen geführt hätte, denen der Mangel an Liebe auf beiden Seiten zu Grunde gelegen. War das nicht gerade Dasselbe, was auch Hugo schon vermuthet hatte und was am meisten seiner Eitelkeit schmeichelte? — nach seiner Auslegung hatte Therese nur in der Verzweiflung, im Trotze des Schmerzes über die Zurückweisung seiner Liebe von ihrer Seite den Entschluß gefaßt, sich zu verheirathen, und ihn schnell genug wieder bereut; er hatte also auch noch nach jener Trennung auf ihr Schicksal einzuwirken fortgefahren, er trug gewissermaßen die Schuld daran, und noch immer knüpfte sich ein Band zwischen ihnen, das einmal unzerreißbar zu sein schien.

Daß ihn bei diesen Erwägungen wieder die Leidenschaft, welche durch den Anblick der schönen Frau von Neuem erregt worden war, verblendete, liegt auf der Hand. Wäre Feodora

auf seine Wünsche eingegangen und hätte er sich jetzt als ihr Verlobter betrachten dürfen, so würde diese Verblendung, gleichviel ob Jene anwesend gewesen wäre oder nicht, wahrscheinlich nicht über ihn gekommen sein; das Gefühl der Pflicht würde ihn davor bewahrt haben, während jetzt die Erbitterung über fehlgeschlagene Hoffnungen unstreitig viel dazu beitrug, sie zu bestärken.

Der Oberst, der, wie schon gesagt, ein besonderes Wohlgefallen an Selma von Tannenburg fand, nahm bald die Gelegenheit wahr, sich an ihre Seite zu begeben und sich in die Unterhaltung seines Sohnes zu mischen, die natürlich sogleich in eine andere Bahn einlenkte, und nachdem Hugo auf diese Weise gewissermaßen seiner Kavalierpflicht erledigt war, hielt er es für nothwendig, dieselbe nun auch bei Frau von Liebow zu erfüllen.

Sie schien schon längst darauf gewartet zu haben und wandte sich ihm sogleich ganz zu, als er sich ihr näherte. Umsonst gab Hermann seiner Frau einen heimlichen Wink, sich nicht zurückzuziehen, vergeblich bemühte er sich, dieses Gespräch unter vier Augen, das er so gefährlich für seinen Schwager hielt, dadurch zu verhindern, daß er selbst in unmittelbarer Nähe bleibe und daran theilnehme; ohne es gerade auffällig zu machen, ließ sich dies bei dem Bestreben Theresens und Hugo's, allein zu bleiben, nicht durchführen, und endlich kam doch der Moment, in dem sie sich ganz ungenirt fanden.

„Hat Selma schon von meinen Schicksalen zu Ihnen gesprochen?“ fragte Therese plötzlich, nachdem sie einige gleichgiltige Worte gewechselt hatten, wobei sich die beiderseitige Befangenheit deutlich genug in öfterem Stocken verrieth, und richtete die Augen, die sie bisher zu Boden gesenkt hatte, auf ihn, als wolle sie ihn zu einer rücksichtslosen Aussprache herausfordern.

„Sie sagte mir, daß Ihre Ehe mit dem Rittmeister von

Tannenburg vor Kurzem aufgelöst worden sei," antwortete Hugo, ohne sie anzublicken.

„Und was haben Sie davon gedacht?" fragte sie hastig weiter.

„Ich konnte mir unmöglich ein Urtheil darüber erlauben —"

„Aber es liegt mir viel, sehr viel an Ihrem Urtheile," unterbrach sie ihn. „Sie mögen dieses Geständniß nach Dem, was zwischen uns vorgefallen ist, sonderbar finden, aber ich bin nicht im Stande, es zurückzuhalten. Vielleicht haben Sie mich auch schon längst im Stillen getadelt, daß ich Nichts gethan habe, dieses Zusammentreffen zu verhindern, wenigstens abzukürzen; aber ich habe es nicht gesucht, ich konnte unmöglich ahnen, daß Sie hier am Orte seien und daß wir uns heute begegnen würden; der Zufall hat mich gestern mit Ihrem Vater zusammengeführt, den ich nicht kannte; selbst als ich seine Karte erhalten hatte, war ich noch nicht sicher, daß er es sei; was hätte er, was Ihre übrigen Begleiter und Selma von mir denken sollen, wenn wir sofort wieder aufgebrochen wären?"

„Ich kann Sie versichern, gnädige Frau, daß ich noch nicht daran gedacht habe, Ihnen einen Vorwurf deshalb zu machen," sagte Hugo, der sich in großer Verwirrung befand.

Als er sie „gnädige Frau" nannte, zuckte sie leicht zusammen und biß sich auf die Lippen, aber schnell gefaßt fuhr sie in demselben Tone, der doch eine tiefe innere Erregung verrieth, fort:

„Jene Vergangenheit muß aus Rücksicht für die Anderen während der wenigen Stunden, die wir hier wieder neben einander gehen, vergessen werden. Und doch ist es mir lieb, daß ich Sie wiedergesehen habe, um mich vor Ihnen sowohl wegen des Entschlusses, dem Rittmeister meine Hand gegeben, als sie so schnell wieder zurückgezogen zu haben, rechtfertigen zu können, denn ich kann in keinem vortheilhaften Lichte vor Ihnen stehen, und die Mittheilungen, die Sie vielleicht von Anderen über mich

erhalten könnten, würden dasselbe zweifellos noch mehr trüben, da die Welt die Verhältnisse nicht kennt, die mein Schicksal bestimmt haben."

Hugo erwiederte Nichts; er war wirklich äußerst begierig, eine nähere Erklärung Dessen, was er schon von Selma gehört hatte und was ihm noch durchaus nicht klar war, aus Theresens eigenem Munde zu erhalten.

„So hören Sie mich an," fuhr sie fort, „und urtheilen Sie milde; wenn ich eine Schuld gehabt, so habe ich sie schwer genug büßen müssen."

IV.

Fortsetzung.

„Wenn ich eine Schuld gehabt habe," hatte sie gesagt.

Also eine Schuld gegen ihn, gegen Hugo? — Zweifelte sie selbst denn daran?

Wäre Hugo noch so besonnen gewesen, wie einige Stunden zuvor, hätte er nicht schon wieder unter dem Einflusse ihrer ihn bezaubernden Persönlichkeit gestanden, so würde er zweifellos in diesen Worten nur eine arge Heuchelei und Koketterie gefunden haben, das Mißtrauen, daß sie ihn durch neue Täuschungen in ihre Netze zu verstricken gedenke, hätte sich ihm aufdrängen müssen, und er wäre dann genöthigt gewesen, sie noch tiefer als damals zu verachten; aber davon war er weit entfernt, im Gegentheil regte sich auf einmal wieder die Hoffnung in ihm, es möchten sich alte Mißverständnisse lösen, und Dem kamen seine Wünsche schon zur Hälfte entgegen.

Vielleicht hätte Therese gar keinen günstigeren Moment finden können, mit einem kurzen Angriffe sein Herz wieder vollständig zu erobern, denn sie hatte seine Empfindungen bereits durchschaut, aber sie begriff auch, daß diese schwache Stunde bei ihm wieder vorübergehen werde, sie wagte die alten Erinnerungen nicht aufzufrischen, sondern wollte ihren Angriff auf einem ganz neuen Felde beginnen, sein Mitleid erwecken und fesseln,

alle seine Gedanken auf die Leiden richten, die sie in letzter Zeit hatte auf sich nehmen müssen, und ihn zu dem Selbstvorwurfe bringen, daß er vielen Theil daran habe.

Sie ließ deshalb die frühere Vergangenheit ganz bei Seite und begann ihre Erzählung mit der Zeit ihrer Abreise von Dresden.

„Als ich damals Dresden verließ," begann sie langsam, den Blick starr vor sich hinrichtend und mit einem Ausdrucke, als ob jedes Wort eine der schmerzlichsten Erinnerungen in ihr wecke und alte Wunden aufreiße, „waren meine geistigen und körperlichen Kräfte überspannt; ich fühlte bereits, daß ich krank werden müßte, und ich hatte mich nicht getäuscht. Ich konnte nicht weiter als bis Prag kommen; dort mußte man mich bewußtlos in ein Hotel tragen und den Arzt rufen, der die Fortsetzung meiner Reise für eine Unmöglichkeit erklärte. Es vergingen mehrere Tage, in denen ich Nichts von mir wußte; man sagte mir nachher, ich habe ein schweres hitziges Fieber gehabt und in Lebensgefahr geschwebt. Ich mußte das wohl selbst glauben, denn ich fühlte mich, als ich wieder zu mir kam, vollständig gebrochen und so schwach, daß ich nicht lange mehr leben zu können glaubte. Es lag mir auch damals Nichts daran, ich wünschte mir den Tod, mein Geist war vollständig abgestumpft. In einem solchen Zustande traf mich der Rittmeister, der mir nachgereist war, wie er vorgab, aus Liebe und Eifersucht, wie ich nur zu bald erfahren sollte, aus bloßem niedrigen Eigennutz, denn er befand sich in den zerrüttetsten Vermögensverhältnissen und hatte seine letzte Hoffnung darauf gesetzt, mein Vermögen zu gewinnen. Ich nahm seinen Besuch kalt und gleichgültig an; die Versicherungen seiner Liebe und Freundschaft, der Antrag, den er mir stellte, entlockten mir nur ein mattes Lächeln; wie hätte ich daran denken sollen, jetzt eine Ehe zu schließen? — Aber er bestand dringend darauf und ließ mich endlich ahnen, daß er ohne mich, d. h. ohne mein Vermögen, verloren sei. Ich verweigerte ihm meine Hand, bot ihm aber jede Hülfe an, deren

er bedürfen könne; er wies indessen diesen Vorschlag, als seinem Ehrgefühl widersprechend, zurück. An demselben Tage noch machte er unsere Verlobung öffentlich bekannt, ohne daß ich meine Zustimmung dazu gegeben hatte, gestand es mir und setzte hinzu, er sei entehrt vor der Welt, wenn ich ihn Lügen strafen würde, und es bliebe ihm dann Nichts übrig, als sich selbst den Tod zu geben. Er zeigte mir eine Pistole, die er bei sich führte, und ich überzeugte mich, daß es Ernst mit seiner Drohung sei. Das Alles griff meine ohnehin geschwächten Nerven furchtbar an, ich vermochte nicht mehr klar zu denken; die Furcht, durch meine Weigerung seinen Tod herbeizuführen, Gleichgültigkeit gegen Alles, was mich selbst betraf, und — ich will es gestehen — der glühende Wunsch, mich selbst zum Vergessen Dessen zu zwingen, was mein ganzes Herz erfüllte und worauf ich doch keinen Anspruch mehr machen durfte — Alles das wirkte zusammen auf mich ein und trieb mich meinem Verhängnisse in die Arme: ohne rechte Ueberlegung sagte ich „Ja" und wurde seine Gattin."

Wie man sieht, hatte Therese bis dahin Lüge und Wahrheit geschickt vermischt, denn natürlich durfte sie nicht wagen, Hugo aufrichtig zu sagen, welches Zwangsmittel der Rittmeister angewendet hatte, um ihre Einwilligung zu erhalten. Von da ab brauchte sie aber Nichts mehr zu erfinden, und sie schilderte nun ihr ganzes Leiden in dieser kurzen Ehe mit solcher Wahrheit und Ueberzeugung, daß Jeder ihren Worten geglaubt haben würde und Hugo wieder vollständig vergaß, was im Beginne ihrer Erzählung noch zweifelhaft und dunkel hatte erscheinen können. Auch beim Schlusse blieb sie der Wahrheit getreu bis auf den Punkt, welche schriftliche Verpflichtung sie von ihrem ehemaligen Gatten verlangt und erhalten hatte.

Möge man sich nun zu dieser an und für sich schon rührenden Leidensgeschichte den geschicktesten Vortrag und die verführerischste Persönlichkeit der Erzählerin denken, so wird man leicht begreifen, welch' tiefen Eindruck erstere auf den Mann

machen mußte, der sie einst so zärtlich und feurig geliebt und in dem schon jetzt wieder die alten leidenschaftlichen Regungen den Kampf mit seiner besseren Ueberzeugung begonnen hatten. Er, der sie wie eine Heilige verehrt hatte, für den leisesten Wunsch von ihr die größten Opfer gebracht haben würde, bevor der Schleier, den sie über seine Augen geworfen hatte, zerriß, fühlte den alten Haß gegen den Rittmeister wieder mit hellen Flammen in sich auflodern, als er hörte, wie dieser unwürdige Mann Die, welche er einst verehrt und angebetet, gehöhnt und mit Füßen getreten habe; es kam ihm vor, als ob ihm selbst dadurch eine tiefe Beleidigung zugefügt worden sei, und er dachte nicht mehr daran, wie noch vor Kurzem, daß er ja selbst gewünscht hatte, Jener möge es übernehmen, ihn zu rächen. Das Leiden, das diese stolze Frau so tief gebeugt, kam ihm nicht mehr wie eine gerechte Strafe vor, sondern wie eine Reihe zu herber Schicksalsschläge, und wenn jener alte Heiligenglanz vor seinen Augen auch von ihr gewichen war, so dämmerte doch die Glorie der Märtyrerkrone jetzt wieder um ihr Haupt.

Was Therese bezweckt hatte, war ihr vollständig gelungen: sein Interesse, sein Mitleid von Neuem zu gewinnen und, ohne daß sie dazu eines Wortes, nur einer Andeutung bedurft hätte, in ihm die Frage hervorzurufen: „Habe ich nicht das Alles verschuldet? Habe ich nicht wenigstens dem Rade ihres Schicksals den Anstoß gegeben, der es in dieser Richtung fortrollen ließ?"

An die bejahende Antwort fügte sich dann bei einem so guten und edlen Herzen selbstverständlich der Gedanke, es sei seine Pflicht, diese vermeintliche Schuld nach Kräften wieder gutzumachen.

Obgleich er dies noch nicht aussprach, las sie es doch deutlich genug in dem Ausdrucke seines Gesichts, den sie so gut zu beurtheilen gelernt hatte, aber noch wollte sie sich ihrem heimlichen Triumphe nicht hingeben; zu der Reue und den Selbstvorwürfen mußte bei ihm auch noch der Schmerz kommen, daß es jetzt zu spät sei, ihr einen Ersatz für Das, was sie gelitten,

zu bieten. Ueberhaupt wollte sie jede Vermuthung in ihm verwischen, daß sie ihm dieses Bekenntniß zu solchem Zwecke gemacht habe und von ihm noch Etwas erwarte.

„Sie wissen nun Alles und können sich ein richtiges Urtheil über mich bilden," schloß sie; „dies war der einzige Grund, der mich veranlaßte, so offen zu Ihnen zu sprechen. Damit lassen Sie die Vergangenheit zwischen uns ein für alle Male begraben sein; ich bitte Sie darum für den Fall, daß wir noch einmal zusammentreffen sollten. Ich konnte das freundliche Entgegenkommen Ihrer Verwandten schon Selma's wegen nicht zurückweisen, aber ich werde mich beeilen, sobald es, ohne auffällig zu werden, geschehen kann, Dresden möglichst bald wieder zu verlassen, denn es wäre nicht gut, wenn wir uns öfter begegneten."

„Sie sprechen da ein sehr hartes Wort aus," sagte Hugo, „das darauf hindeutet, daß Sie entweder noch an meiner innigsten Theilnahme für Ihr Geschick zweifeln oder mir nie eine allzu heiße Aufwallung meines Blutes vergeben wollen."

„Schweigen wir davon — ich wiederhole Ihnen meine Bitte. Ich freue mich, daß ich, wenn unsere Wege bald wieder aus einander laufen, die Ueberzeugung von Ihrer Theilnahme mit mir nehmen kann; mehr verlangte ich nicht. Aber lassen Sie uns die übrige Gesellschaft nicht vernachlässigen — unser Zwiegespräch hat lange genug gedauert."

Sie sprach die letzten Worte in beinahe brüskem Tone, der ihn auf das Peinlichste berührte, und wandte sich zu dem Obersten, um ihm im unbefangensten Tone zu sagen, Hugo und sie hätten ein wenig in der Vergangenheit geschwärmt; dann ging sie schnell auf ein anderes Thema der Unterhaltung mit dem alten Herrn über und schien für den Lieutenant kein Auge mehr zu haben.

So blieb sie auch während des übrigen Theils der Promenade, und als man sich dem Konzertlokale wieder näherte, entschuldigte sie ihre Absicht, früh aufzubrechen und nach Hause

zurückzukehren, damit, daß sie sich, wie ihr Selma bezeugen könne, schon am Vormittage nicht recht wohl befunden habe.

Nachdem Emma, welche durch die anscheinend so vertrauliche Unterhaltung ihres Bruders mit Frau von Liebow vollkommen beruhigt und in ihrer Meinung bestärkt worden war, den beiden Damen noch einmal das Versprechen abgenommen hatte, sie womöglich schon am anderen Tage zu besuchen, empfahlen sich die Letzteren und bestiegen wieder ihre Equipage, die sie nach dem Hotel zurückführte.

„Nun, was sagst Du zu unserem heutigen Erlebnisse, liebes Kind?" fragte Therese unbefangen.

„Es scheint Dir gerade nicht unangenehm gewesen zu sein," konnte das junge Mädchen sich nicht versagen, in etwas scharfem Tone zu antworten.

„Dir etwa, liebe Selma? Warum sollte es auch nicht angenehm sein, einen alten Bekannten wiederzusehen? — Es ist aber beinahe wie eine Schicksalsbestimmung; wer weiß, wohin sie noch führen kann?"

Sie lächelte dabei so eigenthümlich, daß Selma noch mehr Verdruß über sie empfand.

„Das wüßte ich wirklich nicht," erwiederte sie, „da wir uns ja nicht lange mehr hier aufzuhalten gedenken und Lieutenant von Mohrfeldt auch nicht täglich von Tharand herüberkommt."

„Ich vermuthe beinahe, daß er dies dennoch thun wird."

„Doch nicht unseretwegen?"

„Vielleicht Deinetwegen; er wandte Dir ja ganz vorzüglich seine Aufmerksamkeit zu."

„Ah, Therese!" meinte das junge Mädchen, vor Aerger erröthend, „ich dächte, daß Du Dich nicht darüber zu beklagen brauchtest."

„Weil wir eine Weile unter vier Augen plauderten? Ich mußte ihn etwas tiefer in die Verhältnisse meiner Scheidung

blicken lassen, damit er mich nicht für leichtsinnig und wankelmüthig halte; das war Alles. Unsere Freundschaft ist übrigens eine ziemlich kühle. Es scheint, als habe er Dich lieber wiedergesehen, als mich."

„Ich verstehe Deine Andeutungen nicht, Therese, und bitte Dich, sie zu unterlassen," sagte Selma empfindlich.

Die junge Frau sah sie einen Augenblick prüfend an, schlang dann einen Arm um sie und zog sie näher an sich, wobei sie lachend ausrief:

„Du brauchst keine Geheimnisse vor Deiner besten Freundin zu haben; ich wußte längst, daß Dir Hugo von Mohrfeldt nicht ganz gleichgültig geblieben ist, und nachdem ich ihn heute an Deiner Seite genau beobachtet habe, wünsche ich von Herzen, daß Du diese Reise nach Dresden nie bereuen magst, und hoffe es zuversichtlich."

So aufrichtig ihre Worte auch klangen, sagte Selma doch ein richtiges Gefühl, daß ihre angebliche Freundin ihr gegenüber die Heuchelei noch nie so weit getrieben und daß sie dabei keinen anderen Zweck haben könne, als sie zum Deckmantel ihrer eigenen Bewerbungen um das Herz Hugo's zu benutzen. Sie fühlte sich dadurch empört, wagte aber doch nicht, ihre Gedanken vollkommen auszusprechen.

„Du irrst Dich sehr," antwortete sie ernst, „und um Dir dies zu beweisen, bitte ich Dich ganz entschieden, unsere Abreise von hier nicht zu verzögern."

„Liebes Kind, was sollten denn davon der Oberst und seine Tochter, was Hugo selbst denken, nachdem wir soeben ausgesprochen haben, daß wir uns noch einige Wochen aufzuhalten beabsichtigen?"

„Ich habe das nicht ausgesprochen. Uebrigens wird sich leicht ein Vorwand für die Aenderung Deines Entschlusses finden lassen."

„Ich danke Dir, liebe Selma, ich will mich durchaus nicht in einem falschen Lichte darstellen oder gar lächerlich machen.

Warum willst Du denn aber den Lieutenant fliehen, wenn er Dir gleichgültig ist?"

Das war eine Frage, welche Selma in große Verlegenheit setzen mußte, und Therese, die dies recht gut bemerkte, fuhr heiter fort:

„Man sollte beinahe glauben, Du seiest eifersüchtig auf mich, kleine Thörin! Darüber kann ich Dich aber vollkommen beruhigen. Wenn Hugo von Mohrfeldt mir wirklich einmal eine kleine Inklination zugetragen haben sollte, so ist dieselbe durch meine Ehe sehr abgekühlt worden; was mich aber anbetrifft, so habe ich nach den gemachten bitteren Erfahrungen durchaus keine Lust mehr, meine Zukunft noch einmal auf dem wankenden Boden jugendlicher Schwärmerei zu erbauen. Letzteres soll übrigens keine Warnung für Dich sein; ich hoffe, daß Du mehr Glück haben wirst als ich."

Therese leugnete also geradezu, daß sie jemals in einem näheren Verhältnisse zu Hugo gestanden habe, und doch wußte Selma dies nur zu gut durch die Mittheilung ihrer Freundin Minna von Hofleben, welche absichtslos Zeugin des vertraulichen Handels jener Beiden geworden war. Bisher war dieser delikate Punkt nie zwischen ihnen berührt worden, und Selma hatte in ihrem Mitleiden für die unglückliche Frau derselben verziehen und zu vergessen gesucht, daß sie ihr das Herz Hugo's fortgenommen habe, — es war ja Theresen darüber auch nicht einmal ein gerechter Vorwurf zu machen, da Hugo sie bereits liebte, ehe er auf dem Bergschlosse bekannt geworden war — jede Beziehung zu dem Lieutenant aber ganz abzuleugnen, obenein in demselben Augenblicke, wo sie in ihr Hoffnungen zu erregen suchte, das war jedenfalls eine Falschheit, die Selma nicht entschuldigen und vergeben konnte.

Was würde Therese wohl erwiedert haben, wenn sie ihr jetzt den Beweis geliefert hätte, daß sie ihr früheres Verhältniß zu Hugo kenne? — Aber davon hielt sie theils das Versprechen, zu schweigen, das sie Minna gegeben hatte, ab, theils be-

griff sie, daß es zu einem offenen Bruche führen müsse, und gegen alle heftigen Scenen sträubten sich ihr sanfter Sinn und ihr weibliches Gefühl; sie beschloß daher, zu schweigen und sich einstweilen zu fügen, aber eine Gelegenheit zu suchen, um sich von Therese trennen und nach Hause zurückkehren zu können.

Sie begnügte sich daher, die Letztere noch einmal ernstlich zu bitten, daß sie dergleichen Scherze unterlasse, und als die junge Frau dies etwas übel aufzunehmen schien, trat zwischen ihnen ein Schweigen ein, das bis zu ihrer Ankunft im Hotel dauerte. Hier trennten sie sich mit kühlen Worten, und Jede suchte ihr Zimmer auf.

Indessen war auch die im Großen Garten zurückgebliebene Gesellschaft sehr schweigsam geworden; Alle beobachteten insgeheim Hugo, was er auch recht gut fühlte und sich dadurch in Verlegenheit befand. Der Oberst enthielt sich jeder Beurtheilung Frau von Liebow's, dagegen sprach er mit recht warmem Interesse von Selma, die ihm immer besser gefiel, und ahnte dabei gewiß ebenso wenig wie die Anderen, daß er dadurch Hugo's Befangenheit in anderer Weise noch vermehre.

Man brach bald nachher auf, um den Abend im Garten des Obersten zuzubringen. An demselben Abende noch wollte Hugo, wie er gewöhnlich that, wenn er nach Dresden herüberkam, wieder auf der Eisenbahn zurückkehren, da er am anderen Morgen ein Kollegium zu hören gedachte.

Noch nie hatte er Dresden so ungern verlassen wie dieses Mal. Er wußte, daß die beiden Damen wahrscheinlich schon am folgenden Tage seiner Schwester einen Besuch machen würden; daraus ergab sich möglicherweise die Verabredung, den Nachmittag gemeinsam zuzubringen, und dabei würde er nicht gern gefehlt haben. Dennoch genirte es ihn, durch eine so baldige Rückkehr zu verrathen, welches Interesse er an Therese und Selma nehme. Wenn ihn die Anderen nur direkt dazu aufgefordet hätten! aber sie schienen es ängstlich zu vermeiden, sein Benehmen irgendwie beeinflussen zu wollen.

Hermann nahm endlich doch eine Gelegenheit wahr, unter vier Augen mit ihm zu sprechen, als sie zu Hause angekommen waren. Die beiden jungen Männer begaben sich auf seinen Vorschlag im Voraus in den Garten, der Oberst stopfte erst seine Pfeife und Emma war noch beschäftigt, den Thee zu serviren.

„Nun, wie hast Du sie wiedergefunden?“ fragte der Oberlieutenant, als sie eine Weile schweigend neben einander hergegangen waren.

„Du meinst Frau von Liebow?“

„Natürlich.“

„Hm, sie scheint sich sehr verändert zu haben.“

„Zu ihrem Vortheile? — Findest Du das wirklich?“ fragte Hermann besorgt.

„Sie hat eine schwere Schule des Lebens durchgemacht.“

„In so kurzer Zeit?“

„Ja, das Schicksal hat alle seine Bitterkeiten an ihr erschöpft; ihrer Erzählung nach muß sie furchtbar gelitten haben.“

„Sie hat Dich also zum Vertrauten ihrer ehelichen Verhältnisse gemacht? — Verzeihe mir, lieber Bruder, das ist etwas auffällig, besonders nach dem Verhältnisse, in dem Ihr zu einander gestanden habt, und der Art und Weise Eurer Trennung. Ich dächte, diese müßte ihr in noch zu guter Erinnerung sein, als daß sich ihr weiblicher Stolz nicht dagegen sträuben sollte, Dich in unzweifelhaft so delikate Geheimnisse einzuweihen.

„Was willst Du?“ fuhr Hugo ziemlich heftig auf. „Der Grund ihrer Scheidung sind der ehrlose Eigennutz und die alle Begriffe übersteigende Verschwendung ihres Mannes gewesen, was alle Menschen in dortiger Gegend wissen.“

„Weiter Nichts? Eine Frau läßt sich gewöhnlich von dem Manne, den sie liebt, ruiniren.“

„Sie hat ihn aber nicht geliebt, und er verdiente es auch nicht.“

„Ah so? Das hat sie Dir also auch vertraut?“

„Hermann,“ sagte Hugo, sich unwillig gegen ihn wendend, „Du sprichst in einem sonderbaren Tone, der halb spöttisch, halb vorwurfsvoll klingt. Wenn Das Therese von Liebow treffen soll, so thust Du ihr Unrecht, denn es ist leicht begreiflich, daß sie sich gegen mich auszusprechen, gewissermaßen sich zu rechtfertigen suchte, wenn ihr noch das Mindeste an meiner Achtung gelegen ist.“

„Du hast ihr eine so unumwundene Verachtung gezeigt, daß ich mich eben darüber wundere, woher sie noch den Muth nimmt, Dich umstimmen zu wollen. Es scheint beinahe, als ob ihr dies gelungen wäre.“

„Und wenn es so wäre?“ fragte Hugo mit düster blitzenden Augen.

„Dann würde ich Dich bedauern, lieber Bruder, aber ich halte es für unmöglich.“

„Es ist nicht nöthig,“ erwiederte der Lieutenant sehr gereizt, „daß Du schulmeisterlich zu mir sprichst, lieber Freund, denn ich bin alt und erfahren genug, um meine Gefühle und meine Handlungsweise selbst verantworten zu können, und Du wirst wissen, daß unter den meisten Umständen Mitleid kränkend für einen Mann ist.“

„Du befindest Dich in einer Stimmung, in der ich darauf verzichte, mit Dir zu streiten,“ entgegnete Hermann verletzt. „Es bedarf wohl keiner weiteren Erklärung von meiner Seite, daß bei mir nicht von Mitleid in dem Sinne, wie Du ihn nimmst, die Rede sein konnte, sondern nur von herzlicher freundschaftlicher und brüderlicher Theilnahme. Erinnere Dich, daß Du dieselbe immer bei mir finden wirst, wenn Du sie suchen willst; aufdrängen mag ich sie Dir aber nicht, um mich nutzlos einer so herben Beurtheilung, wie Du sie soeben ausgesprochen hast, auszusetzen, und aus diesem Grunde ziehe ich es vor, jetzt zu schweigen.“

Obgleich Hugo wohl einsehen mußte, daß er seinen Schwager beleidigt habe — gewiß mit Unrecht — war er in diesem

Augenblick doch zu verblendet, um seinen Fehler wieder gutmachen zu wollen, oder vielmehr scheute er eine weitere Abhandlung dieser Sache, in der er recht gut seine große Schwäche fühlte. Er schwieg also ebenfalls, und als bald darauf der Oberst und Emma sich im Garten zu ihnen gesellten, bemerkte wenigstens die Letztere zu ihrer großen Besorgniß, der sie indessen nicht Worte zu geben wagte, daß zwischen ihrem Manne und ihrem Bruder irgend etwas Unangenehmes vorgefallen sein müsse.

Hugo rüstete sich auch sehr bald zum Aufbruche. Als sein Vater und Emma ihn fragten, wann er sie wieder zu besuchen gedenke, antwortete er, daß er dies noch nicht bestimmen könne, worauf der Oberst bemerkte, er werde doch wohl auf die beiden Damen, seine Bekannten, dabei Rücksicht nehmen; und sollte etwa zwischen ihnen eine gemeinsame Partie verabredet werden, so wolle er ihn schleunigst davon in Kenntniß setzen und hoffe, daß er dann nicht fehlen werde.

Das war Hugo ungemein lieb; er hatte nun wenigstens eine Entschuldigung in Hermanns Augen, wenn er es nicht geradezu vermied, Theresen wiederzusehen.

Natürlich konnte Emma nicht unterlassen, ihren Mann recht eindringlich zu fragen, ob er einen Streit mit Hugo gehabt habe. Aber Hermann leugnete dies kurz ab; er hielt sich nicht für berechtigt, seiner Frau Mittheilung von den Besorgnissen zu machen, die er für ihren Bruder hegte, da er dadurch dessen Geheimniß verletzt haben würde. —

Nach langer und reiflicher Ueberlegung, ob und wie sie ihren Wunsch ausführen könne, sich von Theresen zu trennen, war Selma doch zu dem Resultate gekommen, daß sie dies, bis jetzt wenigstens noch, nicht vor Anderen werde rechtfertigen können. Sie besaß keine Beweise dafür, daß Therese absichtlich das Zusammentreffen mit Hugo von Mohrfeldt herbeigeführt habe, und wenn dies auch wirklich der Fall gewesen wäre, so konnte sie ihr darüber doch keinen offenen Vorwurf machen, da

sie nicht bekennen durfte, welche Empfindungen ihr Herz in sich trug. Nicht einmal vor der Oberstin hätte sie ihre Rückkehr rechtfertigen können; sollte sie dieser etwa gestehen, daß sie eifersüchtig auf Therese gewesen sei? — Zuletzt fragte sie sich auch noch einmal, ob denn wirklich Grund zu dieser Eifersucht, die sie sich selbst nicht ableugnen konnte, vorhanden sei; die Gefühle Hugo's und Theresens konnten sich ja geändert haben, denn wenn auch nur ein kurzer Zeitraum zwischen Damals und Jetzt lag, so schloß derselbe für Beide doch eine Menge von Erlebnissen in sich, die wohl geeignet waren, die Leidenschaft abzukühlen, wie sich Therese ausgedrückt hatte.

Kurz, Selma konnte sich nicht zu einem so entscheidenden Schritte, wie sie anfänglich beabsichtigt, entschließen und fühlte eine gewisse Abhängigkeit von ihrer Reisebegleiterin, die sie zu brechen nicht den Muth hatte.

Als sie erst am anderen Morgen Therese wiedersah, die sich frühzeitig unter dem Vorgeben, sich unwohl zu fühlen, und mit der Bitte, nicht gestört zu werden, niedergelegt hatte, zeigte sich diese so unbefangen und freundschaftlich, als ob auch nicht die geringste Differenz zwischen ihnen stattgefunden habe, und auch das junge Mädchen nahm sich in Acht, an die gestrige, ihr so peinliche Unterhaltung zu erinnern.

Den Zweck von Theresens Benehmen konnte sie übrigens bald durchschauen, denn diese sprach wie von einer ganz ausgemachten Sache davon, daß man heute den versprochenen Besuch bei Emma Günther abstatten wolle. Dieses Mal fügte sich Selma um so leichter, weil Hugo am vergangenen Nachmittage geäußert hatte, daß er schon am Abende nach Tharand zurückkehren müsse.

Die Visite wurde also gemacht. Der Oberlieutenant war nicht zu Hause, und Emma empfing die beiden Damen mit der offensten Herzlichkeit; mit ihrem vertrauungsvollen Gemüthe gab sie sich der neuen Bekanntschaft ganz hin, zumal sie im Geheimen dachte, Hugo damit einen Gefallen zu thun.

Daß ihr Mann von Frau von Liebow nicht sehr eingenommen war, hatte sie wohl schon bemerkt; da er ihr aber keine Gründe dafür mitgetheilt, legte sie nicht so hohen Werth darauf. Unter anderen Umständen würde ihr das Wesen Selma's zweifellos mehr zugesagt haben als das deren älterer Freundin, jetzt aber erregte die Letztere hauptsächlich ihr Interesse, und sie hatte deshalb weniger ein Auge für das junge Mädchen, dessen Empfindungen für Hugo sie nicht im Mindesten ahnte.

Aus Dem, was sie früher gehört und was sie gestern gesehen, hatte Emma sich in ihrer Phantasie einen eigenen kleinen Roman gebildet; leider konnte sie Hermann, da sie ihm denselben nicht mittheilte, auch nicht darüber aufklären, daß es eben nur ein Roman sei. Danach hatte Hugo also eine heiße Leidenschaft für Therese von Liebow gefaßt, sobald er sie kennen gelernt; die etwas kokette Frau — schlimmer beurtheilte Emma sie noch nicht — dieselbe auch wohl einigermaßen durch ihr Wesen genährt, ohne zu bedenken, daß sie damit sein Lebensglück untergraben könne. Zu spät mochte Hugo erfahren haben, daß sie bereits durch innigere Bande an einen Anderen, den Rittmeister, gefesselt sei — daher seine niedergedrückte, verzweifelnde Stimmung, als er aus dem Kriege zurückkehrte. Therese hätte sich nun in der Ehe bald von ihrer Täuschung überzeugen müssen — es geht ja vielen Frauen so, ohne daß sie deshalb nothwendig ein Vorwurf treffen müßte — unglückliche Verhältnisse hätten diese Ehe allerdings auffällig schnell wieder getrennt, Therese war jetzt frei und bereute vielleicht, damals Hugo's Neigung nicht Gehör geschenkt zu haben, er sah nun eine neue Hoffnung vor sich — kurz, nach Emma's Ansicht war es durchaus keine Unmöglichkeit, daß Alles noch ein glückliches Ende nehmen könne.

Sie hätte keine liebende Schwester, überhaupt keine Frau sein müssen, wenn sie nicht ein wenig den Beruf gefühlt haben würde, bei der peinlichen Situation der Beiden die Vermittlerin zu spielen, und dazu schienen ja die jetzigen Verhältnisse die beste

Gelgenheit zu bieten. Diese Aufgabe war aber so zart, daß sie selbst für Hermann einstweilen noch ein Geheimniß bleiben mußte.

Therese erkannte mit ihrem gewöhnlichen Scharfblicke bald, wie sie mit Emma daran sei, und gab sich nun doppelte Mühe, sich die Gunst der jungen Frau ganz zu gewinnen, was ihr auch mit jedem Augenblicke mehr gelang, und als die Damen wieder von einander schieden, hatten sie sich gegenseitig das Versprechen abgenommen — Selma verhielt sich dabei ziemlich theilnahmlos — alle überflüssigen Höflichkeiten und Umstände bei Seite zu setzen, um die vermuthlich kurze Zeit von Theresens Aufenthalt in Dresden gemeinsam so angenehm als möglich zu genießen.

Als Emma diesen Beschluß bald darauf ihrem Manne mittheilte, runzelte derselbe die Stirn zwar etwas, schwieg aber wieder, denn er hatte nicht Lust, Hugo von Neuem Veranlassung zu Vorwürfen zu geben, und was Emma anbetraf, so verließ er sich zu sehr auf ihr richtiges Gefühl, als daß er nicht überzeugt gewesen wäre, sie würde schon bei Zeiten diese Frau von Liebow durchschauen und dieselbe keinen nachtheiligen Einfluß auf sie gewinnen können. Er kannte Theresens Meisterschaft in der Verstellung noch nicht gut genug und ließ sich ebenso wenig träumen, daß die Phantasiegebilde seiner Frau den Plänen Jener bereits entgegenkamen.

Aehnlich dachte der Oberst. Er wollte sich nicht in Dinge mischen, die zu beurtheilen Hugo's eigene Sache war, und befürchtete überhaupt keine Gefahr, nachdem sein Sohn sich früher so bestimmt gegen Frau von Liebow ausgesprochen hatte. Im Uebrigen besaß er zu viel Galanterie, um die Letztere den klei- Groll merken zu lassen, den er auf sie geworfen hatte und trotz ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit nicht völlig unterdrücken konnte, seitdem er von Hugo gehört, daß sie während des Krieges in Böhmen und Mähren eine so zweideutige Rolle gespielt habe; die Geschichte mit der Brieftasche hatte ihm Hugo obenein

verschwiegen, weil er die Vorwürfe des alten Soldaten über seine eigene Unvorsichtigkeit fürchtete.

Unterdessen kämpfte Hugo, der an diesem Tage durchaus keinen Sinn für sein Studium hatte, schwer mit sich selbst, ob er nach Dresden hinüberfahren solle oder nicht. Er war noch gar nicht so weit zur Besinnung gekommen, daß er versucht hätte, sich von dem plötzlichen Umschwunge in seinen Gefühlen und Ansichten Rechenschaft abzulegen; eine unwillkürliche Furcht, sich selbst tadeln zu müssen, hielt ihn davon ab. Zwar war er noch nicht so weit gekommen, daß er den festen Entschluß gefaßt hätte, Theresen wieder werden zu wollen, was er ihr gewesen war, aber er fühlte doch, daß er diesem Ziele wieder zutreibe. Um sich selbst zu beschwichtigen, redete er sich ein, er dürfe diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, noch tiefere Blicke als bisher in ihr Inneres zu thun, erklärte die Stimme, die ihn abmahnte, sich in Gefahr zu begeben, für Schwäche, und suchte die Blöße, die er sich in Hermanns Augen geben mußte, damit zu decken, daß ihn die äußeren Höflichkeiten nöthigten, den beiden Damen seine Aufmerksamkeit zu bezeigen.

Das Ergebniß dieser Erwägungen war endlich, daß er sich noch in der letzten Stunde vor Abgang des ersten Nachmittagszuges schnell ankleidete und nach dem Bahnhofe begab, von wo er, getheilt zwischen Hoffnung und Verdruß, abfuhr.

Sein Vater, zu dem er sich zuerst begab, war nicht wenig überrascht durch seine schnelle Wiederkehr und lächelte ganz eigenthümlich dazu. Er war gerade im Begriffe, sich zu seiner Tochter zu begeben, in deren und Hermanns Gesellschaft er die schönen Sommertage gewöhnlich an einem der vielen einladenden Punkte in und bei der Stadt zubrachte, und Hugo schloß sich ihm natürlich an.

Sehr angenehm war es dem Letzteren und nahm ihm förmlich eine Last vom Herzen, daß sein Schwager an diesem Nachmittage durch den Dienst verhindert wurde, sich dem beabsichtigten Ausfluge anzuschließen, und daß er ihn gar nicht mehr

zu Hause traf, und als ihm Emma mit einem kleinen triumphirenden Lächeln mittheilte, Frau von Liebow und deren Freundin hätten ihr am Vormittage die Visite gemacht und sie sich mit ihnen für den Abend ein Rendezvous auf der Brühl'schen Terrasse, wo sich die feine Welt bei täglichen Konzerten zu versammeln pflegt, gegeben, wußte er ihr für das Letzere im Stillen den größten Dank.

Therese von Liebow ließ nicht auf sich warten, und Selma war natürlich genöthigt gewesen, sie zu begleiten. Als sie den Lieutenant mit seinem Vater und seiner Schwester erscheinen sahen, blitzten Theresens Augen hell auf, und einen Moment lang hätte Jeder den freudigen Triumph auf ihrem Gesichte lesen können — sie war jetzt ihres Sieges schon gewiß; Selma aber bemerkte dies nicht, denn sie mußte unwillkürlich die Augen zu Boden senken und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust bei dem Gedanken: „Er kommt ja nicht meinetwegen!" —

Bevor wir den Leser wieder von Dresden auf einen anderen Schauplatz unserer Geschichte führen, wollen wir im Voraus sagen, daß auf diesem in den nächsten Tagen keine große Veränderung eintrat, wenigstens nicht äußerlich, wenn auch im Innern der betheiligten Personen die angeregten Empfindungen sich zu befestigen Zeit und Gelegenheit fanden.

Therese sprach gar nicht mehr von ihrer baldigen Abreise, und Selma wagte nicht mehr, darauf zu dringen oder nur danach zu fragen; je empfindlicher ihr Herz dadurch berührt wurde, daß sie das alte Einverständniß zwischen Hugo und Therese sich allmälig wiederherstellen zu sehen glaubte, desto muthloser und schwächer fühlte sie sich.

Hugo nahm, nachdem er die erste Scheu überwunden hatte, keinen Anstand mehr, fast täglich von Tharand herüberzukommen, um den Nachmittag oder Abend in der kleinen Gesellschaft zuzubringen, die durch Theresens und Emma's Bemühungen fest zusammengehalten wurde. Der Oberst befand sich dabei ganz wohl, denn Frau von Liebow ließ es nicht an schmeichelnden

Aufmerksamkeiten für ihn fehlen und bei Selma waren dieselben natürlich. Der Oberlieutenant, der mit Hugo noch immer auf gespanntem Fuße stand, weil dieser, obgleich er sein Unrecht eingesehen hatte, nicht die Hand zur offenen Versöhnung zuerst bieten mochte, was jedenfalls ihm peinliche Erörterungen herbeiführen mußte, biß sich heimlich auf die Lippen, wenn er mitansehen mußte, was er nicht ändern konnte, und dachte, es sei am besten, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen.

XV.

Ninon's Geschichte.

Bevor wir uns zu dem weiteren Schicksale der Personen wenden, die wir in Paris unter für sie sehr bedenklichen Umständen verlassen haben, müssen wir noch einmal in diese Stadt, aber um eine viel frühere Zeit, zurückkehren.

Der 3. und 4. Dezember des Jahres 1851 gehören zu den für Paris unvergeßlichen Tagen; sie sind mit blutiger Dinte in die Geschichte der alten Stadt eingetragen worden, wie schon so manche andere.

Am Morgen des 2. Dezember hatte der Präsident Ludwig Napoleon Bonaparte den großen Staatsstreich ausgeführt, der ihn zunächst zum zehnjährigen Präsidenten und dann auf den Kaiserthron erheben sollte. Nachdem er die Nacht vorher heiter in einer Gesellschaft zugebracht und mit keiner Miene seinen kühnen Plan verrathen hatte, während die ihm ergebenen Truppen in den Kasernen unter Waffen traten, wurden an diesem Morgen zu gleicher Zeit alle die bedeutenden Personen verhaftet, auf deren Widerstand zu stoßen er erwarten konnte, und die Pariser ersahen erst aus den Maueranschlägen, was geschehen war und ihnen noch bevorstehe.

Am folgenden Tage beschloß nun der größte Theil der Deputirtenversammlung auf Berryer's Antrag die Absetzung des

Präsidenten und Ernennung des Generals Oudinot zum Ober-Befehlshaber der Armee, aber sie wurde durch Militair aufgelöst und die Mitglieder verhaftet. Da erhoben sich die demokratische Partei und die Arbeiter zum gewaltsamen Widerstande, es wurden Barrikaden erbaut, und auf den Boulevards floß das Blut in Strömen, denn die Truppen unter General Magnan verfuhren auf schonungslose Weise. Man weiß, daß der Aufstand überwältigt wurde und daß die bald darauf erfolgende Volksabstimmung mit ungeheurer Mehrheit den Staatsstreich guthieß, wie sie ein Jahr später Ludwig Napoleon auf den Kaiserthron erhob.

In jenen Tagen herrschte besonders eine furchtbare Aufregung in der Vorstadt Saint-Antoine, die meistentheils von armen Arbeitern bewohnt wird, dieser Klasse von Einwohnern der Hauptstadt, welche immer zur Opposition und zum Kampfe gegen eine mißliebige Regierung bereit ist und schon mehr als einmal das Geschick ganz Frankreichs entschieden hat. Die Männer und jungen Burschen, selbst viele Weiber waren aus den entlegensten Winkelgassen, von den höchsten Stockwerken der düsteren Häuser, wie viele kleine Wald- und Gebirgsquellen sich zu einem gewaltigen Flusse vereinigen, den inneren Boulevards zugeströmt, auf denen bereits der Kampf mit dem Militair wüthete, und während von daher fast ununterbrochen Kanonenschüsse und Gewehrsalven ertönten, bauten die Zurückgebliebenen, meistens alte, schwache Leute, Weiber und Kinder, neue Barrikaden in den engen Gassen, um nöthigenfalls das Vordringen des Militairs zu erschweren. Ein wüster Lärmen begleitete diese Arbeit, und besonders groß wurde er, wenn Nachrichten von dem Schauplatze des Kampfes eintrafen oder Todte und Verwundete zurückgebracht wurden. Man hatte hier ein schreckliches Bild einer aufgeregten, rachedürstenden, zum Theil auf das Tiefste demoralisirten Volksmasse.

Wieder wälzte sich ein verworrener Haufen armselig gekleideter Menschen, wobei besonders das weibliche Geschlecht stark

vertreten war, aus einer der Hauptstraßen in eine enge Seitengasse, lärmend und heulend; in seiner Mitte trugen vier Männer in blutbefleckten und zerrissenen Blousen auf ihren Schultern eine hölzerne Tragbahre, und auf dieser lag ganz offen eine männliche Leiche mit schmerzentstellten Gesichtszügen, weitaufgerissenen starren Augen, die armselige Arbeiterkleidung über und über mit Blut befleckt.

Zuweilen nannten die klagenden und nach Rache schreienden Frauen den Namen Pierre Lafleur, der unzweifelhaft dem auf den Barrikaden Erschossenen angehört hatte, und riefen den Trägern seine Wohnung in jener engen Gasse zu.

Als man dem bezeichneten Hause schon nahegekommen war, stürzte ein Weib in mittlerem Alter, dessen Gesicht einmal gewiß nicht unschön gewesen, aber durch das materielle Elend, überdies augenblicklich auch noch durch den Ausdruck von Schreck, Schmerz und Wuth entstellt war, aus der Thür desselben dem Volkshaufen unter Wehklagen entgegen; diese Frau war nur leicht und liederlich bekleidet, wie sie soeben aus ihrer kleinen Häuslichkeit kam, und zerraufte sich gewaltsam das ohnehin wirre Haar.

Ein kleines Mädchen von ungefähr neun Jahren folgte ihr auf dem Fuße; es war ebenso mangelhaft und unsauber bekleidet, und in seinen Mienen drückten sich mehr Verwunderung und Neugierde als Kummer aus. Dieses Kind hatte prächtige schwarze Augen und sehr reiches dunkles Haar, und wenn sein Gesicht auch gerade nicht schön genannt werden konnte, so unterschied es sich doch vortheilhaft durch seine Bildung und besonders den Ausdruck von Intelligenz und Leben von denen der übrigen Kinder, die man in diesen Straßen der Armuth und des Elends erblickte.

Als die Träger der Leiche dieses Paar bemerkten, dem die Menge bereitwillig eine Gasse öffnete, und vernahmen, es seien Frau und Tochter des Erschossenen, machten sie Halt und setzen die Bahre auf das Straßenpflaster nieder; es schien fast,

als solle absichtlich eine die Umstehenden ergreifende und noch mehr erbitternde Scene herbeigeführt werden.

Wenn dieser Zweck vorlag, so wurde er vollständig erreicht, als die so plötzlich zur Wittwe gewordene Frau und das verwaiste Kind sich auf die Leiche warfen, dieselbe anfaßten und in noch leidenschaftlichere Klagen ausbrachen als bisher; das Mädchen schien es übrigens mehr für eine Nothwendigkeit zu halten, dem Beispiele der Mutter als der Eingebung seines eigenen Schmerzes zu folgen, denn man konnte recht gut bemerken, daß es die schwarzen, glänzenden Augen mehr auf die Menge als auf den todten Vater wandte und gewissermaßen mit seinem Kummer kokettirte.

Nachdem sich die Leute an diesem Schauspiele sattgesehen hatten, zogen sie die Frau bei Seite, und die Blousenmänner nahmen die Bahre wieder auf ihre Schultern und trugen sie in die Dachwohnung der Familie hinauf.

Nach einigen Tagen schon war der Arbeiter Pierre Lafleur, der auf dem Armenkirchhofe beerdigt worden, von seinen Nachbarn vergessen, und auch seine Frau und seine einzige Tochter schienen sich sehr schnell getröstet zu haben.

Diese Ehe war überhaupt keine glückliche gewesen, wie die meisten, welche mit Entbehrungen zu kämpfen haben, und die kleine Ninon hatte mancher höchst unerquicklichen Scene zwischen ihren Eltern beiwohnen müssen und war dagegen frühzeitig abgestumpft worden. Man kann nicht sagen, daß sie für einen der beiden Streitenden aus Neigung Partei ergriffen habe, denn keiner von ihnen hatte sich die Mühe gegeben, ihr Liebe einzuflößen. Der Vater arbeitete den ganzen Tag über in einer Maschinenfabrik, und wenn er Abends spät zu Hause kam, war er so müde, daß er sich sofort nach eingenommener Abendmahlzeit zur Ruhe niederlegte, oft mit einem kleinen Rausche, den er mitgebracht hatte; die Mutter wusch für einige andere unverheirathete Arbeiter die Wäsche und war dabei, sowie in ihren

übrigen Wirthschaftsverrichtungen gewöhnlich zänkisch; die Tochter endlich ging am frühen Morgen, wie das Wetter auch sein mochte, aus, um auf dem Markte Blumen zu kaufen und diese zu etwas erhöhtem Preise an die Vorübergehenden auf der Straße abzusetzen; sie machte dabei nur einen geringen Verdienst, und wenn sie gar eine Einbuße erlitt, schlug sie die Mutter bei ihrer Rückkehr, wofür sie sich dadurch rächte, daß sie einen etwaigen Ueberschuß, der sich durch die Geschenke gutmüthiger Leute ergab, heimlich vernaschte. Die Mutter hatte sie deshalb wohl in Verdacht, konnte es aber nie beweisen, denn die kleine Ninon verstand schon vortrefflich zu lügen und sich zu verstellen, als sie noch nicht den Kinderschuhen entwachsen war.

Die Familie glich in Alledem sehr vielen anderen ihres Standes und ihrer Nachbarschaft und erregte deshalb nicht das mindeste Aufsehen.

Daß Niemand daran dachte, Ninon in die Schule zu schicken oder ihr auch nur einen Begriff von Religion und Moral beizubringen, wird man unter solchen Verhältnissen leicht erklärlich finden; blieb daher ihr Geist vernachlässigt, so gedieh ihr Körper desto besser. Der erstere versank aber auch nicht ganz in Stumpfheit, denn die Berührung mit vielen fremden Leuten aller Stände weckte ihn auf, und unter den Kindern ihres Alters, die sie gern aufsuchte, — nicht um mit ihnen zu spielen, denn das würde die Mutter für überflüssige Zeitverschwendung erklärt haben — spielte sie bald eine hervorragende Rolle, besonders wo es irgend einen lustigen oder schlechten Streich auszuführen galt.

Nachdem nun der Vater auf so elende Weise umgekommen war, steigerte sich die Noth der hinterlassenen Seinigen von Tage zu Tage, und diese darbten oft bitterlich; anstatt sich aber in ihren Entbehrungen und ihrem Kummer gegenseitig zu trösten, wurde die Mutter immer härter gegen das Kind, das ihr zur Last fiel, und dieses immer trotziger gegen die meistens unverdiente schlechte Behandlung.

Ninon war ungefähr zwölf Jahre alt, als die Mutter sie,

sehr gegen ihren eigenen Willen, in eine Fabrik brachte, in der sie für erbärmlichen Tagelohn schwere Arbeit zu verrichten hatte. Hier war es, wo sie die Bekanntschaft zweier ihr an Jahren etwa gleichen Kinder machte, die seit ihrer Geburt noch mehr vernachlässigt worden waren und wirklich schon ganz verderbte Herzen besaßen.

Es waren dies die Beiden, welche unsere Leser in späteren Jahren schon kennen gelernt haben, Idaly Morand und Bernard, ein gewitzter Junge mit hübschem Gesichte und schwarzem Krauskopfe.

Diesen gefiel es in der Fabrik, in die sie ihre Angehörigen gesteckt hatten, um sie loszuwerden, ebenso wenig wie Ninon, sie sahen sich ihre Unlust bald gegenseitig an und schlossen Freundschaft, und eines Tages — Ninon war etwa seit vierzehn Tagen in der Fabrik — faßten sie den Entschluß, Abends nicht in ihre verschiedenen Wohnungen zurückzukehren, sich auch gar nicht mehr um ihre herzlosen Angehörigen, für die auch sie keine Herzen besaßen, zu bekümmern, sondern gemeinsam auf Abenteuer auszugehen und ihr Glück in einem der entferntesten Stadttheile von Paris zu suchen. Daß Ninon auf diese Weise ihre Mutter aufgab, von der sie, beiläufig gesagt, erst drei oder vier Jahre später zum ersten Male Etwas wieder hörte, daß dieselbe sich nämlich nochmals verheirathet und wahrscheinlich in Folge der schlechten Behandlung ihres Mannes gestorben sei, machte ihr nicht die geringsten Gewissensbisse, sondern sie feierte damit, ihrer Meinung nach, einen kleinen Triumph über dieselbe; auch später machte sie sich keinen Kummer über ihren Tod.

Das Glück, das die jungen Abenteurer suchten, fand sich aber nicht so leicht auf den Straßen, wo sie mehr als einmal unter einem Thorwege übernachteten, und die Noth brachte sie endlich auf den Gedanken, zu nehmen, was man ihnen nicht freiwillig gab.

Bernard — wie gesagt, ein schlauer Junge — kundschaftete die Gelegenheit zu einem Ladendiebstahle aus, hütete sich aber

wohl, denselben in eigener Person auszuführen, da ihm der erste Versuch doch noch zu bedenklich erschien, sondern schob Idaly vor, die mit ihrem blonden Haar und blauen Augen noch das unschuldigste, kindlichste Aussehen von den Dreien hatte; Ninon hielt er auch noch aus dem Grunde zurück, weil er ihr mehr zugethan war als der anderen Schicksalsgefährtin.

Der Diebstahl mißlang, Idaly wurde auf die Polizeipräfektur gebracht, von wo sie auf einige Jahre in eine Korrektionsanstalt wandern mußte, sie verrieth aber nicht ihre Genossen, und diese mußten sich der Polizei glücklich zu entziehen.

Dieser erste mißlungene Versuch hatte sie glücklicherweise von einer Wiederholung ihres Planes abgeschreckt, und Beide sannen über einen anderen nach.

Ninon war sehr leichtfüßig und graziöse in ihren Bewegungen, sie bildete sich auch schon ein, hübsch zu sein, und Bernard bestärkte sie in dieser Ansicht. Zwar hatte sie noch nie ein Ballet gesehen, aber doch schon davon gehört; eine Bekannte ihrer Mutter hatte derselben sogar einmal gerathen, das Mädchen auf solche Weise unterzubringen.

Die Sache hatte sich zwar wieder zerschlagen, aber Ninon sie nicht vergessen, denn jenes Weib hatte ihr ein glänzendes Bild von dem Leben der Tänzerinnen an der Großen Oper entworfen.

An die Große Oper dachte Ninon zwar nun augenblicklich nicht und würde bei dem dortigen Corps de Ballet wohl auch schwerlich ohne die Erlaubniß ihrer Mutter Aufnahme erhalten haben, auf das Zureden Bernard's aber, der von dieser Idee ganz entzückt war, faßte sie Muth und stellte sich mit einem schönen Blumenbouquet dem Direktor eines der untergeordneten Theater vor, der als alter Kenner in dem Kinde eine aufkeimende Schönheit zu bemerken glaubte und hauptsächlich aus diesem Grunde in ihre Bitte willigte.

Ninon's Herz hing damals schon sehr fest an Bernard, und seinem Wunsche gemäß machte sie zur Bedingung, daß auch er

bei dem Theater verwandt würde; der Direktor ging auch darauf ein, theils aus Mitleid für den Knaben, der übrigens Anlagen zu haben schien, theils weil er Ninon nicht gern verlieren wollte.

Letztere machte nun die ganze Schule einer Ballettänzerin durch und fühlte sich, welchen Anstrengungen sie sich auch aussetzen mochte, doch ganz glücklich in den neuen bunten Kleidern und bei dem bewegten Leben hinter den Coulissen; als sie später die Bühne betrat, benahm sie sich recht geschickt.

Bernard eignete sich weniger zum Tänzer als zum Schauspieler in der Rolle der ungezogenen und listigen Gamins und erhielt deshalb dieses Fach neben der Verpflichtung, dem Direktor und den ersten Helden der Bühne die Kleider zu reinigen und Stiefel zu putzen; er reüssirte in Beidem.

So vergingen einige Jahre, und Ninon gelang es allmälig, sich selbstständig zu machen; sie übernahm mit Glück größere Partien und wurde, da der Kennerblick des Direktors sich nicht getäuscht hatte, der Liebling eines großen Theiles des Publikums. Im Alter von sechszehn Jahren bezog sie eine für die Verhältnisse ganz hübsche Gage und miethete sich nun eine eigene Wohnung, freilich nur unter dem Dache, aber doch groß und bequem genug, um auch ihren Freund Bernard daselbst aufnehmen zu können.

Die Freundschaft dieser Beiden war in der Zwischenzeit und obgleich sie bereits eine verschiedene Lebensstellung einnahmen, nicht erkaltet, sondern hatte sich zu einem Gefühle erwärmt, dem man füglich nicht den Namen Liebe geben konnte, das sie aber so benannten; sie lebten wie Mann und Frau.

Ein paar Mal wechselte Ninon die Bühne, auf der sie auftrat, je nachdem es ihr Vortheil mit sich brachte; Bernard folgte ihr immer, und wenn er zeitweise beim Theater keine Verwendung finden konnte, suchte er alle möglichen anderen Beschäftigungen auf, freilich nicht immer die lautersten, aber zum Diebstahle kam er doch nicht wieder. Da es ihm mehr um das

gute Leben als die Arbeit zu thun war, verdiente er nicht viel, aber Ninon sorgte für seine Bedürfnisse.

Damals wurde auch Idaly aus dem Korrektionshause entlassen, wo sie sich recht gut aufgeführt hatte, und beeilte sich, ihre alten Freunde in dem großen Paris wieder ausfindig zu machen; das Glück begünstigte sie dabei fast wunderbar. Ninon's Lebensstellung erfüllte sie zwar mit Neid, ihr Verhältniß zu Bernard mit Eifersucht, aber sie verbarg Beides gut, da sie eine freundliche Aufnahme fand und sich dieselbe erhalten wollte.

Auf Ninon's Zureden entschloß sie sich, ebenfalls Tänzerin zu werden, und Erstere verschaffte ihr an derselben Bühne, die sie zur Zeit als Solotänzerin betrat, eine freilich untergeordnete Anstellung; davon konnte Idaly wenigstens auch ein bescheidenes Dachstübchen haben und brauchte nicht zu verhungern. Sie selbst sorgte übrigens bald dafür, daß sich ihre äußeren Verhältnisse verbesserten, denn nachdem sie das Herz ihres Jugendgenossen Bernard, für den sie auch eine kleine Inklination hatte, einmal vergeben sah, entschädigte sie sich durch die Huldigungen mehrerer älterer und jüngerer Männer, die sie hübsch genug fanden, um ihre Börse für sie offen zu halten.

Auch die Solotänzerin Ninon wohnte nicht mehr in ihrer Mansarde, sondern hatte sich eine recht hübsche Wohnung gemiethet. Indessen lebte sie mit Bernard so flott, daß sich bald drückende Schulden einstellten, und endlich sah sie sich, mit seiner Einwilligung, zu dem Entschlusse genöthigt, sich ein solches Opferlamm zu suchen, wie ihre Freundin Idaly deren schon mehrere am Zügel geführt hatte.

Ein junger Engländer von guter Familie, der sein nicht unansehnliches Vermögen in Paris möglichst schnell zu verschwenden bemüht schien, war seit einiger Zeit nicht allein ein eifriger Besucher der Prosceniumslogen jenes Theaters, dem Ninon Lafleur angehörte, sondern auch der Bühne hinter den Coulissen geworden, wohin er sich den Weg mit schwerem Gelde geöffnet hatte.

Der Magnet, der ihn zog, war offenbar Ninon; diese nahm nun wohl seine reichen Geschenke recht gern an, ließ ihm dafür aber nicht die Belohnung zu theil werden, die er erstrebte, denn noch war ihre Noth nicht auf den Gipfel gestiegen und sie Bernard treu geblieben.

Eine Weile ließ sich der verliebte Engländer dies gefallen, endlich aber wurde ihm die Sache zu langweilig und kostspielig für einen so geringen Erfolg, und plötzlich ließ er die spröde Ninon ganz bei Seite und wandte sich mit seiner ganzen Leidenschaft der ersten Solotänzerin, einem jungen Mädchen, zu, das Ninon schon längst sowohl um ihre Schönheit als ihre bessere Stellung arg beneidete. Diese nahm auch sehr bereitwillig die Huldigungen des freigebigen jungen Mannes an.

War Ninon nun schon darüber wüthend, obgleich sie diese Wendung der Dinge eigentlich selbst herbeigeführt hatte, so empfand sie auch recht bitter den Ausfall der Geschenke des Engländers, und, wie schon gesagt, nahmen jetzt ihre Schulden eine so bedenkliche Höhe an, daß sie jenen Entschluß fassen mußte. Das erste Ziel ihres Planes war natürlich wieder der Engländer, aber vergebens wandte sie jetzt alle ihr zu Gebote stehenden Verführungskünste an, um ihn wieder an sich zu fesseln — der Sohn Albions blieb seiner neuen Liebe treu und wollte von der Undankbaren Nichts mehr wissen.

Ninon's Noth und Verdruß stiegen von Tag zu Tag; letzterer wurde zur heftigsten Leidenschaft, welche Bernard und Idaly, ihre Vertrauten, noch nach Kräften anschürten, Ersterer, weil er Geld brauchte, Letztere, weil sie sich im Geheimen über die Zurücksetzung ihrer Freundin freute und die Nebenabsicht hegte, sie von Bernard möglichst zu entfernen und sich dessen Herz wiederzuerobern.

Ninon's ganzes Denken und Trachten ging jetzt nur noch dahin, den Engländer von ihrer Nebenbuhlerin zu trennen, denn wenn er sich dann wirklich auch nicht wieder ihr zuwenden sollte, so hatte sie damit doch einen Triumph über Jene gefeiert. Das

Kleeblatt hielt ernstliche Berathungen über ein Mittel, durch welches dieser Zweck sicher zu erreichen wäre.

Da kam Idaly auf eine wahrhaft teuflische Idee. Wie sie selbst sagte, wollte sie in irgend einem Buche gelesen haben, daß Frauen und Mädchen in Westindien und Südamerika dieselbe häufig zur Ausführung brächten, um sich einer gehaßten Nebenbuhlerin zu entledigen. Dieses Mittel bestand in nichts Geringerem, als das schöne Gesicht der Letzteren durch eine ätzende Flüssigkeit, welche unvergängliche Narben hinterließe, für immer zu verunstalten.

Als Idaly diese Bemerkung anscheinend leicht hinwarf, schauderte Ninon, und selbst Bernard sagte kein Wort dazu, aber er machte eine ernste, nachdenkliche Miene, als ob er die Möglichkeit der Ausführung und die Folgen eines solchen Vorhabens erwäge.

„Ich bin weit entfernt, Dir in dieser Beziehung einen guten Rath ertheilen zu wollen, sagte Idaly, als sie die Bewegung ihrer Freundin bemerkte, „denn es läßt sich nicht leugnen, daß diese Geschichte, wenn sie zur Ausführung gebracht wäre, schlimme Folgen für Dich haben könnte, und das möchte ich nicht verantworten. Wenn es sich dabei auch nicht um einen Angriff auf das Leben handelt, so würde ein Gericht, selbst wenn es in der Eifersucht einer Frau mildernde Gründe findet, doch immer auf mehrere Monate harten Gefängnisses wegen schwerer Körperverletzung erkennen müssen."

„Und reichliche Entschädigungskosten," setzte Bernard in einem Tone hinzu, als ob diese das Schlimmste seien.

„Nein, vergessen wir lieber dieses Mittel," meinte Idaly, „obgleich ich Deiner stolzen Nebenbuhlerin wohl von Herzen gönnte, daß sie mit ihrem glatten Lärvchen zugleich ihren Galan, sein Geld und ihre Stellung verlöre. Du würdest dann gewiß erste Solotänzerin an unserem Theater werden, Ninon, und uns vom Corps de Ballet nicht so über die Schultern ansehen, wie sie es thut. Sie nimmt sich Das ja sogar gegen

Dich heraus, und doch tanzest Du viel besser und anmuthiger als sie, wenn Du auch vielleicht nicht ganz so hübsch bist."

Der letzte Stich traf Ninon jedenfalls empfindlich. In der That setzte sich ihre Nebenbuhlerin ihr gegenüber stets auf das hohe Pferd, besonders aber, seitdem sie den Engländer gekapert hatte. Vor Ninon's Augen traten auf einmal alle die höhnischen Blicke Jener, ihr Naserümpfen, ihr ironisches Lächeln und sogar die glänzende Toilette, die sie entfaltete, seitdem ihr reicher Liebhaber sie bezahlte, und wodurch sie ihre Kollegin auf der Bühne und Promenade so weit überstrahlte.

„Wo sollte man ein solches Mittel, das sicher und doch nicht zu gefährlich wirkt, wohl herbekommen?" sagte sie nachdenklich, aber die leidenschaftliche Erregung spiegelte sich in ihren düster glänzenden Augen; „und wie wäre es möglich, dasselbe anzuwenden, ohne sofort zur Verantwortung gezogen werden zu müssen?"

„Was Deine erste Frage anbetrifft, liebe Ninon," erwiederte Idaly, „so ist sie leicht zu beantworten, wenigstens vermöchte ich es. Aber lassen wir diese Idee doch! Sie ist zu gefährlich!"

„Du, Idaly," fragte Ninon, welche die letzten Worte überhört zu haben schien, „weißt, wie man in den Besitz jenes Mittels gelangen kann, ohne Verdacht zu erwecken?"

„Nichts wäre für uns leichter als das! Ich habe einen guten Freund, einen jungen Arzt, der ganz wunderbare Kuren macht, obgleich er sein Staatsexamen noch nicht abgelegt hat und nur unter der Hand praktisiren darf. Auch er hat zu mir einmal von einer solchen Essenz oder Tinktur gesprochen."

„Wenn er sie aber auch bereiten kann," wandte Ninon ein, die sich immer mehr mit diesem Gedanken vertraut zu machen schien, „so darf er sie doch bei schwerer Verantwortung nicht einem Anderen abgeben."

„Hm, ich kann von ihm verlangen, was ich will; er liegt mir wie ein Sklave zu Füßen. Uebrigens ist er auch nicht so

bedenklich, wenn er gut bezahlt wird, denn er braucht viel Geld."

„Du könntest mich ihm wohl vorstellen, liebe Idaly —"

„Das dürfte mir vielleicht gefährlich werden," scherzte die Tänzerin.

„Nein, gewiß nicht; es wäre auch nur nöthig, wenn ich mich entschließen könnte —"

„Die Ausführung der That würde auch nicht so schwierig sein," unterbrach sie Bernard, der sich jedenfalls schon mit Idaly im Einverständnisse befand, Ninon zur Anwendung des Mittels zu bereden, denn er sehnte sich sehr danach, sein früheres Leben wieder fortzusetzen, und dazu konnte des Engländers Geld am schnellsten verhelfen; „ich wollte es schon auf mich nehmen, der stolzen Demoiselle, wenn sie Abends einmal allein nach oder von dem Theater geht, ein in Euer Mittel getauchtes Tuch auf das hübsche Lärvchen zu drücken."

„Du, Bernard?" fragte Ninon gespannt. „Ist das Dein Ernst und fürchtest Du denn nicht die Entdeckung und Strafe?"

„Bah! Man hängt Niemand, ehe man ihn hat! Ich bin Deiner Kollegin schon lange gram und möchte Dich gern an ihrer Stelle sehen. Vor allen Dingen aber brauchen wir den Engländer, sonst können wir nächstens aus diesem Hause geworfen werden und in das Schuldgefängniß spazieren."

Das Kleeblatt besprach dieses Thema noch eine ganze Weile; die Bedenken Ninon's schwanden immer mehr, je höher ihre Aufregung stieg und je verlockender sich ihr die Aussicht aller der Vortheile, die sie durch dieses Verbrechen erreichen könnte, darstellte; sie dachte vielleicht nicht einmal daran, daß sie ein Verbrechen damit begehen würde, sondern betrachtete es mehr als eine wohlverdiente Rache, die sie für den Stolz ihrer Kollegin nehmen dürfe. Ihr heißes Blut kochte, und ohne weitere Ueberlegung forderte sie stürmisch von Idaly, daß diese ihr das Mittel besorge oder sie selbst dem ihr befreundeten Arzte vorstelle.

Zu Ersterem hatte Jene aber gar keine Lust, denn sie wollte sich für alle Fälle so fern als möglich von der beabsichtigten That halten; dagegen erklärte sie sich bereit, Ninon mit ihrem Freunde bekannt zu machen.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß dieser einer jener Quacksalber war, wie sie besonders in Paris und London zu finden sind, die allen Grund haben, sich vor dem Gesetze zu verstecken, und mehr als ein Verbrechen, wenn dasselbe nur gut bezahlt wird, auf ihr Gewissen laden.

Ninon sprach diesen Menschen, und für einen mäßigen Preis, da er Rücksicht auf Idaly's Empfehlung nahm, überließ er ihr ein Fläschchen mit jener ätzenden Flüssigkeit, ohne danach zu fragen, wozu diese speziell verwendet werden solle. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß Ninon aus derselben Quelle später auch das Gift erhielt, das sie zwei Mal gegen Therese von Liebow oder Frau von Tannenburg vergeblich benutzte. Sie kaufte es, weil ihr nach vollbrachter erster That die Angst vor der Entdeckung kam, um es nöthigenfalls für sich selbst zu gebrauchen.

Als das Aetzmittel sich in ihren Händen befand, zögerte man nicht, zu der schändlichen That zu schreiten. Idaly stellte sich zwar, als ob sie gar Nichts davon wissen wolle, aber sie war jetzt auch nicht mehr zur Ausführung des Verbrechens nothwendig.

Ninon's Kollegin ließ sich gewöhnlich durch den Engländer nach Beendigung der Vorstellung aus dem Theater nach Hause oder nach einem öffentlichen Lokale begleiten; öfter kam es aber vor, daß der junge Mann Abhaltung hatte; sie nahm dann, je nach Belieben, einen Fiaker oder ging zu Fuß nach ihrer nicht weit entfernten Wohnung, die in einer zu so später Stunde wenig belebten Gegend lag. Letzterer Umstand genirte aber die junge Dame durchaus nicht, denn für ihre Tugend hatte sie gerade nicht viel mehr zu fürchten und räuberische Anfälle kom-

men in den Straßen der Stadt so leicht nicht vor, am wenigsten auf eine Frau.

Mit großem Eifer und vieler Geduld wartete Bernard mehrere Abende hinter einander in der Nähe ihrer Wohnung auf sie, wo er sich in einem tiefeingebauten Thorwege einen guten Versteck ausgesucht hatte; das Fläschchen und ein Tuch führte er bei sich.

Mehrere Male verhinderte ihn die Begleitung des Engländers, seinen Vorsatz auszuführen, endlich aber fand sich die von ihm ersehnte Gelegenheit. Die Tänzerin hatte von einer großen, hellerleuchteten und menschenbelebten Straße nur etwa zweihundert Schritte bis zu ihrem Hause zu gehen und kam jetzt eilig daher. Niemand war in der Nähe und die Dunkelheit so tief, daß sich eine Person auf wenige Schritte Entfernung nicht erkennen ließ. Aber Bernard kannte schon den Tritt seines Opfers, und als dasselbe dicht an ihm vorüberging, ohne ihn zu bemerken, überzeugten ihn seine scharfen Augen, daß er keinen Fehlgriff thun werde.

Die Tänzerin hatte ihre Hausthür, die bereits verschlossen war, erreicht und suchte den Schlüssel, den sie in der Tasche trug, um zu öffnen. In demselben Augenblicke umschlang Bernard, der jetzt mit ebenso großer Kaltblütigkeit und Gefühllosigkeit handelte, als er den Entschluß dazu gefaßt hatte, nachdem er sich vorsichtig an sie hinan geschlichen hatte, von hinten her mit einem Arme ihren Hals, bog dadurch ihren Kopf zurück und preßte, ehe die Unglückliche noch einen Hülferuf ausstoßen konnte, das bereitgehaltene, reichlich durchtränkte Tuch mehrere Mal fest auf ihr Gesicht.

Alles ging im tiefsten Schweigen ab; der Schreck hatte das arme Mädchen ohnmächtig gemacht, und da jene Tinktur für die ersten Augenblicke keine heftigen Schmerzen verursachte, kam sie durch die Berührung auch nicht wieder zu sich. Als Bernard dies bemerkte, murmelte er nur hohnlächelnd: „Desto

besser!" — ließ sich reichliche Zeit, das Mittel wiederholt anzuwenden, legte die Bewußtlose dann auf ihre Thürschwelle nieder und entfloh schleunigst, das Tuch mit sich nehmend, das er später in das Wasser warf, als er über eine der Seinebrücken gehen mußte.

Der Zufall fügte es, daß ungefähr eine Viertelstunde nach diesem abscheulichen Ueberfalle ein anderer Bewohner des Hauses heimkehrte und die ohnmächtige Tänzerin fand, die er alsbald erkannte. Er machte Lärm, und man trug sie in ihre Wohnung. Anfänglich dachten Alle, die sie bei Licht sahen, daß sie vom Schlage gerührt worden sei, denn seltsame dunkle Flecke zeigten sich auf allen Theilen ihres Gesichts; als es aber gelungen war, sie in das Leben zurückzurufen und sie unter den sich nun einstellenden heftigen Schmerzen erzählte, was ihr begegnet sei, erkannte der herbeigerufene Arzt bald die verruchte That und daß seine Wissenschaft die Folgen derselben unmöglich verwischen könne; nur die Schmerzen vermochte er einigermaßen zu lindern.

Glücklicherweise waren die Augen fast gar nicht beschädigt worden, übrigens aber trat die Verheerung des schönen jugendlichen Gesichts so schnell hervor, daß Alle, welche das junge Mädchen sahen, schauderten; sie selbst begriff noch nicht vollkommen, was ihr geschehen war, und man verheimlichte es ihr so gut, als man konnte, denn man fürchtete, daß der neue Schreck sie tödten könne, nachdem der erste sie schon ganz krank gemacht hatte. Am anderen Tage gelang es ihr indessen doch, sich in einem Spiegel zu sehen, den man ihr bisher verweigert hatte, und mit einem Schrei des Entsetzens vor ihrem eigenen Bilde sank sie wieder ohnmächtig zusammen und erwachte dann in einem hitzigen Fieber, dessen Stärke befürchten ließ, sie werde den Verstand einbüßen, wenn sie überhaupt am Leben bliebe.

Nach einem langen, schweren Krankenlager erholte sie sich indessen doch wieder, blieb aber so furchtbar entstellt, daß sie nicht mehr daran denken durfte, sich auf der Bühne zu zeigen,

gerieth, ihrer Stellung beraubt, in tiefe Noth und wurde von düsterer Melancholie ergriffen.

Die Sache machte natürlich großes Aufsehen, und die Polizei gab sich alle erdenkliche Mühe, dem Thäter auf die Spur zu kommen, aber dies gelang nicht, und in der großen Stadt wurde die unglückliche Tänzerin bald vergessen.

Anfänglich hatte man auch einen Verdacht auf Ninon geworfen, da sich gar kein anderer Beweggrund für das Verbrechen annehmen ließ als Neid auf die Schönheit des armen Wesens, aber Jene spielte die Unschuldige so gut und es lagen so gar keine bestimmten Verdachtsmomente gegen sie vor, daß man davon Abstand nahm, eine Untersuchung einzuleiten.

Als Ninon noch in derselben Nacht von dem heimkehrenden Bernard die Nachricht erhalten hatte, daß der Anschlag vollkommen gelungen sei, brach sie beinahe zusammen, und die Reue klopfte mächtig an ihr Herz; aber die Zureden ihres Geliebten und Idaly's, sowie die Zeit gaben ihr die Besonnenheit wieder, und ihr großer Leichtsinn setzte sich endlich ganz über das Bewußtsein dieser schweren Schuld fort. Ein Glück war es gewiß für sie, daß die Kranke durchaus keinen Besuch annehmen wollte und auch nach ihrer Wiederherstellung ihre ehemaligen Bekannten floh, denn zu ersterem wäre sie sonst gezwungen gewesen und würde sich dabei vielleicht verrathen haben.

Der Engländer war ebenso erschrocken wie erzürnt, als er von dem Unfalle hörte; er schwur, Nichts könne seine Liebe abkühlen, und machte es doch möglich, seine Geliebte zu sehen, war über ihren Anblick aber so entsetzt, daß er sich schnell aus dem Staube machte und nie wiederzukehren beschloß. Er war wenigstens noch edelmüthig genug, ihr eine recht ansehnliche Summe zuzustellen und vorzugeben, er sei nach seiner Heimath zurückgekehrt, um sie nicht empfindlich zu verletzen.

Indessen blieb er in Paris und besuchte das Theater nach wie vor; Ninon kam ihm mit großer Freundlichkeit entgegen, er schöpfte neue Hoffnung und gelangte dieses Mal auch sehr

schnell an das Ziel. Bernard zog sich einstweilen scheinbar zurück, und Ninon hatte einen neuen, reichen Geliebten, den sie gehörig ausplünderte, sobald sie seiner sicher war, ihre Schulden mit seinem Gelde bezahlte und ihn sogar dahin brachte, daß er ihr eine Equipage, das höchste Ziel einer Pariser Tänzerin, anschaffte.

Leider war dies aber auch die letzte Anstrengung, die er zu machen vermochte, denn seine unsinnige Verschwendung fand endlich doch ihre Grenzen, und Ninon hatte sich derselben erst zwei oder drei Monate lang erfreut, als er ihr mittheilte, er sei vollständig ruinirt und wolle sich eine Kugel vor den Kopf schießen. Sie drehte ihm darauf verächtlich den Rücken, und er ließ die That dem Worte folgen; er erschoß sich wirklich.

Das gute Leben, das er ihr verschafft, hatte Ninon und auch Bernard, der natürlich im heimlichen Verkehre mit ihr geblieben war, noch mehr verwöhnt, und sie waren nicht klug genug, sich einzuschränken, bis ihre Hoffnung, daß sich neue Anbeter einfinden würden, in Erfüllung gegangen wäre. Neue Schulden waren bald wieder gemacht, und die Equipage ging sammt manchen anderen Geschenken des Engländers schnell den Weg allen Fleisches; die Noth wurde wieder sehr groß.

Allerdings fanden sich auch neue Verehrer Ninon's, aber diese waren bei Weitem nicht so verliebt und freigebig wie der Engländer, und sie hatte Mühe, sich in einer nur einigermaßen anständigen Lage zu erhalten, obgleich sie jetzt als erste Solotänzerin ein ganz hübsches Gehalt bezog.

Was Ninon aber noch mehr Kränkung und Verdruß bereitete, war, daß sie die Bemerkung machen mußte, Bernard und Idaly unterhielten einen heimlichen Liebeshandel hinter ihrem Rücken. Das gab zu sehr ärgerlichen und heftigen Scenen zwischen ihr und diesen Beiden Anlaß, Bernard's Benehmen gegen sie wurde roh, und Idaly scheute sich nicht, ihr das an der anderen Tänzerin begangene Verbrechen vorzuwerfen, wohl

gar damit zu drohen, daß sie ihr Schweigen darüber brechen könne.

Letzteres fürchtete Ninon nun gerade nicht ernstlich, denn sie begriff, daß Idaly, die den Antrieb zu dieser That gegeben und dieselbe durch die Nachweisung des Giftes unterstützt hatte, ebenfalls zur Rechenschaft gezogen werden könne, und sagte ihr dies auch gerade heraus, aber die sie umgebenden Verhältnisse wurden ihr immer drückender und verleideten ihr das sonst so geliebte Paris. Ihre Liebe zu Bernard, die, wie schon gesagt, eigentlich gar nicht diesen edlen Namen verdiente, verwandelte sich allmälig in Verachtung, und als er dies bemerkte, nahm er um so weniger Rücksicht auf sie. Die Forderungen, die er an sie stellte und ihm zu bewilligen sie zwang, wurden so hoch, daß sie einsah, bald in die äußerste Noth gerathen zu müssen.

So kam sie denn nach schwerer Ueberlegung zu dem Entschlusse, ihre jetzige Stellung aufzugeben und Paris zu verlassen; sie war keine schlechte Tänzerin und durfte hoffen, in den größeren Provinzialstädten Frankreichs und im Auslande mit ihrer Kunst gute Geschäfte zu machen, wenn sie am Ballethimmel auch nicht gerade als ein Stern erster Größe glänzen konnte.

Als dieses Vorhaben in ihr zur Reife gediehen war, verheimlichte sie es sorgfältig vor Bernard und Idaly, da sie wußte, daß Beide, die hauptsächlich von ihrem Gelde lebten, dagegen Einspruch erheben würden. In aller Stille nahm sie ihren Abschied von der Bühne und war eines schönen Tages spurlos verschwunden, ohne nur ein Wort für ihre sogenannten Freunde hinterlassen zu haben. Diese verwünschten sie aus Herzensgrund, spürten ihrem Verbleibe noch eine Weile vergeblich nach und trösteten sich dann, indem sie zusammenzogen und ihre Existenz fristeten, wie unsere Leser bereits früher gehört haben.

Man weiß also jetzt, womit Idaly, als sie ihre ehemalige Freundin als angebliche Freifrau von Tannenburg in Paris nach Jahren wiedergefunden, derselben drohen und den Versuch, ihr Geld abzupressen, machen konnte, und wird auch erklärlich

finden, daß Ninon diese Drohung nicht allzuhoch anschlug, so unangenehm sie ihr auch war.

Sie war ja nicht allein die Schuldige, Bernard und Idaly mußten sich selbst vor Gericht bringen — die Letztere als Anstifterin, Jener als Ausführer der That — wenn sie jetzt eine Anzeige über die längst vergessene Geschichte zu machen gewagt hätten.

Was nun die weiteren Schicksale und Abenteuer Ninon's anbetrifft, so waren dieselben, wie man leicht denken kann, sehr mannigfaltig.

Bald nach ihrem Verschwinden von Paris hatte sie Frankreich gänzlich verlassen und sich nach Deutschland begeben, woselbst sie auf verschiedenen größeren und kleineren Bühnen, meistentheils mit Glück, gastirte oder auch zeitweilig ein Engagement annahm. Dann ging sie nach Rußland und feierte dort eigentlich ihre Glanzperiode; später, als sie aus der Mode gekommen, verließ sie das Czaarenreich wieder und kehrte nach Deutschland zurück.

Im Allgemeinen bewegte sie sich während dieser Zeit in ganz angenehmen Verhältnissen und setzte ihr früheres Leben in jeder Beziehung fort. Kurz zuvor, ehe der Rittmeister von Tannenburg sie in Josephstadt kennen lernte, war es ihr jedoch ziemlich schlecht gegangen, so daß sie zu einem kleinen Theater ihre Zuflucht hatte nehmen müssen. Die Huldigungen des stattlichen Offiziers kamen ihr daher in hohem Grade erwünscht, wenn er auch nicht gerade so reich wie mancher ihrer früheren Anbeter war.

Daß Ninon den Rittmeister übrigens nicht ganz ebenso wie diese betrachtete, haben wir schon früher gesagt. Anfänglich imponirten ihr sein männliches Aeußere und sein kraftvolles Wesen, so daß sie es gar nicht gewagt haben würde, hinter seinem Rücken noch andere Dinge zu treiben, die er nicht gebilligt hätte; mit der Zeit faßte sie aber eine wirkliche Zuneigung, die



natürlich immer noch sehr von ihrem eigenen Interesse bedingt wurde, für ihn, und seitdem sie Mutter geworden, fühlte sie sich wirklich innig mit ihm verknüpft.

Alles Uebrige wissen unsere Leser ja bereits, und so können wir in unserer Erzählung wieder dahin zurückkehren, wo wir Ninon in ihrer Verzweiflung und Angst vor der Polizei ihrer Vaterstadt sich in die Arme Theodor von Ronnow's werfen gesehen haben.

VI.

Eine Dorf-Idylle.

Wenn Bernard und Idaly Morand sich auf das von Ninon mit ihnen gemeinschaftlich begangene Verbrechen stützten, um Geld von ihr zu erpressen, so wußten sie doch recht gut, daß sie nur eine Drohung aussprachen, die sie nicht zur Ausführung bringen konnten, aber sie hatten sicher darauf gerechnet, daß sich Ninon um so eher dadurch schrecken lassen würde, als sie, ihrer Meinung nach, — denn sie zweifelten wirklich nicht an der Rechtmäßigkeit ihrer Ehe — sich in zu angenehmen Lebensverhältnissen befand, um dieselben auf das Spiel setzen zu können.

Je fester sie sich nun in den Plan hineingeträumt hatten, sich auf diese Weise eine fortlaufende Erwerbsquelle zu erhalten, — denn sie waren entschlossen gewesen, ihr Opfer nicht wieder aus den Augen zu lassen und ihm nöthigenfalls selbst zu folgen, wenn es Paris verlassen sollte — desto wüthender machte sie die entschlossene Weigerung ihrer ehemaligen Genossin, sich von ihnen plündern zu lassen. Besonders brachte sie aber die etwas unbedachte Drohung Ninon's auf, die Polizei gegen ihre Zudringlichkeit in Anspruch nehmen zu wollen, und sie sannen nun gemeinschaftlich nach, wie sie sich wenigstens auf recht empfindliche Weise, ohne sich selbst zu kompromittiren, rächen könnten,

wenn sie doch einmal die Hoffnung aufgeben müßten, auf so bequeme Weise Geld zu erhalten.

Dazu war es jedenfalls erforderlich, zuerst die Verhältnisse genau kennen zu lernen, in denen Ninon sich zur Zeit bewegte. Zu diesem Behufe suchte Bernard die Bekanntschaft eines der Diener zu machen, welche der Rittmeister gemiethet hatte, und von diesem Menschen, einem geborenen Pariser, der gar kein Interesse an der fremden Herrschaft nahm, erfuhr er so Mancherlei, das Ninon's Angabe bestätigte, ihr angeblicher Gemahl sei nicht gerade sehr reich.

Wozu dann aber ein so elegantes Haus machen und fast allabendlich zahlreiche Gesellschaft empfangen? fragte sich Bernard und begann zu ahnen, daß es sich in diesen Soireen, wie in so vielen ähnlichen, wohl um das verbotene Hazardspiel handeln möge und daß der Rittmeister vielleicht nur ein gefährlicher Betrüger sei; dadurch erklärte es sich jedenfalls auch am leichtesten, daß Ninon sich in seiner Gesellschaft befand, er sie sogar zu seiner rechtmäßigen Gattin erhoben haben sollte.

In den verschlossenen Spielsaal zu dringen, wäre für Bernard aber ganz unmöglich gewesen, denn sowohl seine Tournüre als seine Mittel reichten nicht hin, Leuten von Stande gegenüber die Rolle Ihresgleichen zu spielen und sich in jene Gesellschaften einführen zu lassen — überdies würde Ninon ihn ja sofort wiedererkannt haben. Wie er dem Diener, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte, aber auch zu Leibe rücken mochte, erfuhr er von diesem doch Nichts über das vermuthete Spiel, denn dem Menschen war besonders eingeschärft worden, darüber zu schweigen, wovon er die Nothwendigkeit auch vollkommen begriff; er wurde gut bezahlt, fürchtete die Persönlichkeiten des Rittmeisters und Majors Andronikoff und war schlau genug, in Bernard einen Polizeispion zu vermuthen, dessen Bemühungen er höchstens gegen eine sehr bedeutende Summe Geldes unterstützt haben würde; Geld hatte Bernard aber gerade nicht zu bieten. Er kam auf diese Weise also nicht zu seinem Zwecke.

Gleichzeitig hatte auch Idaly unternommen, auf diesen letzteren hinzuarbeiten. Zunächst mußte sie wissen, wer die Herren seien, die in des Rittmeisters Gesellschaftssalon verkehrten, und Bernard gelang es, auf ihren Rath, nach manchen mißlungenen Versuchen die Namen und Wohnungen Einiger dieser Gäste zu erfahren, indem er ihnen vom Hause des Rittmeisters aus nachschlich.

Es waren junge, ziemlich unerfahrene Leute dabei, und auf einen derselben richtete nun Idaly ihr Augenmerk und suchte seine Bekanntschaft zu machen. Sie war noch immer nicht häßlich, konnte, wenn sie die Toilettenkünste reichlich in Anspruch nahm und sich elegant kleidete — wozu ihr jetzt Ninon's Unterstützung die Mittel gewährt hatte — sogar noch für verführerisch gelten, und es gelang ihr, jenen jungen Mann in ihr Netz zu ziehen. In einer vertraulichen Stunde entlockte sie ihm auch bald das Geheimniß, wo und wie er seine Nächte zubringe, und nach seiner Beschreibung konnte sie keinen Augenblick daran zweifein, daß der angebliche deutsche Baron und Rittmeister eine sogenannte elegante Spielhölle halte, welchen auf die Spur zu kommen die Polizei immer sehr begierig war; hier ließ sich vielleicht sogar noch eine Denunziantenbelohnung erwerben.

Die Denunziation war durch Bernard erfolgt, und dieses Mal hatte die Polizei, wie wir gesehen, ihre peinliche Expedition nicht zu bereuen, sondern einen reichlichen Fang gemacht.

Zwar waren die rachsüchtigen Erwartungen Idaly's und Bernard's nicht vollständig befriedigt worden, denn Ninon's Verhaftung hatte nicht stattfinden können, weil man sie nicht beim Spiele betheiligt gefunden und der Rittmeister sie für seine rechtmäßige Gattin ausgegeben hatte; einen Theil ihres Zwecks glaubten sie aber doch erreicht, ihr nämlich Unruhe und Kummer und sie dadurch vielleicht für ihr Verlangen gefügiger gemacht zu haben. Ihr Triumph wurde indessen sehr niedergeschlagen, als Bernard, der am folgenden Tage sich beeilte, den ihm bekannten Diener aufzusuchen, von diesem erfuhr, Ninon sei am

Morgen aus ihren Zimmern verschwunden gewesen und habe nur einen versiegelten Brief für den Rittmeister zurückgelassen, der auch noch nicht nach Hause zurückgekehrt sei.

Das Pärchen fing nun an zu begreifen, daß sein Streich doch ganz nutzlos bleiben und das Gewitter, welches es heraufbeschworen, mehr den Rittmeister, gegen den es Groll zu hegen durchaus keinen Grund hatte, getroffen haben würde, als Die, der seine Rachelust gegolten. Beide gaben aber nicht so leicht den Muth auf, die ihren Nachstellungen Entwischte wieder ausfindig zu machen, denn sie wollten nicht daran glauben, daß sie Paris wirklich verlassen habe.

Dem war aber doch so, wenn Ninon bei etwas ruhigerer Ueberlegung, nachdem der erste Schreck von ihr überwunden war, sich auch entschlossen hatte, in der Nähe des Rittmeisters zu bleiben, um nicht alle Verbindung mit ihm zu verlieren.

Einer ihrer ersten Gedanken bei der unangenehmen Ueberraschung durch die Polizei war gewesen, daß dieselbe in irgend einer Weise mit den Drohungen Bernard's und Idaly's zusammenhänge, und selbst als sie sich hatte überzeugen können, daß man es jetzt noch nicht auf ihre Person abgesehen habe, blieb doch die Furcht, mit der Polizei in nähere Berührung zu kommen, wobei jene alte Geschichte auch zur Sprache gebracht werden könne, vorherrschend. Dies wird vollständig ihren Entschluß erklären, Paris schleunigst zu verlassen.

Wohin? war nun aber die nächste Frage, die sowohl sie selbst als Theodor von Ronnow, nachdem er ihren Schutz übernommen hatte, sich stellen mußte.

Am liebsten wäre der junge Baron mit ihr an das Ende der Welt gegangen, um nur jede Verfolgung des Rittmeisters unmöglich zu machen, denn welchen Kummer er dadurch seinem Vater bereiten würde und was dann aus ihm selbst werden solle, bedachte er in seiner leidenschaftlichen Aufregung gar nicht; dagegen konnte die letztere doch nicht ganz sein starkes Ehrgefühl zum Schweigen bringen, das ihn daran erinnerte, er habe be-

deutende pekuniäre Verpflichtungen in Paris, und wenn er sich denselben durch die Flucht entziehe, auch nur den Schein dieser Absicht auf sich lade, werde sein guter alter Name für immer mit Schimpf bedeckt sein.

Diese nüchternere Ueberlegung folgte bald seinem Entzücken über die Hingebung der heißgeliebten Frau, und es war ihm eigentlich gar nicht unlieb, daß sie von selbst äußerte, nachdem sie sich wieder einigermaßen beruhigt zu haben schien, es würde wohl am besten sein, wenn sie sich vorläufig nicht zu weit von Paris entfernten, um in sicherer Verborgenheit die Entwickelung des Schicksals ihres Gatten abzuwarten.

Freilich war diese Ansicht auch geeignet, die kühnen Hoffnungen Theodor's wieder einigermaßen niederzudrücken, denn es ging daraus hervor, daß sie die Wiedervereinigung mit ihrem Gatten doch noch nicht ganz aufgegeben habe, aber es lag schon ein zu großer Reiz für ihn in der Aussicht, die nächste Zeit ungestört in ihrer Nähe zubringen zu können, als daß er allzuweit in die Zukunft hätte blicken mögen; Ninon konnte ja dann auch noch immer ihren Entschluß ändern.

Sie konnte nicht daran denken, alle ihre Habseligkeiten auf dieser eiligen Flucht mit sich zu nehmen, und im Stillen mochte sie auch wohl überzeugt sein, bei Theodor reichlichen Ersatz dafür zu finden, wenn der Rittmeister wirklich nicht zu ihr zurückkehren sollte; nur ihre liebsten und kostbarsten Sachen wollte sie in einen kleinen Koffer packen und die Wohnung, für welche die Miethe glücklicherweise schon im Voraus bezahlt war, dann zu des Rittmeisters Disposition stehen lassen, wie sie war.

Dies billigte auch Theodor und schlug ihr vor, sie eine Weile allein zu lassen, um seine eigenen Angelegenheiten ordnen zu können, worauf er sie dann in der Frühe des Morgens abholen wolle; indessen könnten sie Beide überlegen, wohin sie sich begeben sollten.

Aber Ninon hatte zu große Eile, aus diesem Hause zu kommen, da sie vermuthlich die Wiederkehr der Polizei, vielleicht

in Folge unvorsichtiger Auslassungen des Rittmeisters über sie, und ihre Abholung fürchtete, und beschwor ihn, nicht von ihrer Seite zu weichen, worein er auch willigte.

Dessenungeachtet erfuhr er doch nicht, was sie an den Rittmeister schrieb, und war zu diskret, danach zu fragen. In diesem übrigens sehr flüchtigen Briefe, dem sie absichtlich einen Ton gab, als ob er in einer sie halb besinnungslos machenden Angst geschrieben sei, da sie doch zweifelte, wie der Rittmeister ihren Entschluß aufnehmen werde, versicherte sie diesen, daß es ihr nicht in den Sinn komme, sich für die Dauer von ihm zu trennen, und daß sie erwarte, er werde unter allen Umständen seine weitere Adresse für sie in dieser Wohnung hinterlassen; er werde wohl begreifen, daß sie ihrer Sicherheit wegen den Schutz des Barons annehmen müsse, kenne ja aber gut genug ihre Ansichten über denselben, um außer aller Sorge sein zu können; sie schloß mit einer zärtlichen Versicherung ihrer unwandelbaren Liebe und Treue.

Dieser Brief blieb zurück, und nachdem sie den kleinen Koffer gepackt hatte, dessen sich Theodor annehmen mußte, da die beiden Bedienten in dieser Nacht verschwunden blieben, verließen sie mit äußerster Heimlichkeit das Haus, in dem sich die übrigen Bewohner, die durch den Lärm vorher erweckt worden waren, schon wieder zur Ruhe niedergelegt hatten, die volle Aufklärung eines Vorfalles, der in Paris nicht so selten ist, bis auf den folgenden Morgen verschiebend.

Ninon nahm nun keinen Anstand, den Baron nach seiner Junggesellenwohnung zu begleiten, und erwartete hier den Tag, während auch er einige nothwendige Sachen zusammenpackte und dann mehrere Briefe schrieb; letztere waren an seine Gläubiger gerichtet und theilten diesen, damit sie sich über sein plötzliches Verschwinden nicht beunruhigten und die große Glocke läuteten, mit, daß er genöthigt sei, auf einige Tage zu verreisen, aber bald zurückkehren und sie zur Zeit vollständig befriedigen werde. Ersteres sagte er auch seinem Wirthe, nachdem es Tag geworden

war, ließ einen Miethwagen holen und fuhr mit seiner tiefverschleierten Begleiterin davon.

Die Sache sah geheimnißvoll genug aus, aber wer hätte sich das Recht anmaßen sollen, sich um die Angelegenheiten eines vornehmen jungen Mannes zu bekümmern?

Der Ort, den Theodor und Ninon nach gemeinsamer Uebereinkunft zu ihrem verborgenen Aufenthalte gewählt hatten, war das Dorf Meudon am linken Seineufer, unterhalb der Stadt und ungefähr anderthalb deutsche Meilen von dem Mittelpunkte derselben entfernt.

Das Dorf liegt in sehr schöner Umgebung mit einem Schlosse größtentheils auf einem Hügel und wird im Sommer viel von den Parisern besucht, besonders ein dabei befindliches Wäldchen.

Hier sollte Theodor ein möglichst von der großen Straße abgelegenes Quartier suchen, und man wollte in Ruhe und Zurückgezogenheit abwarten, ob sich die Angelegenheit des Rittmeisters glücklich erledigen werde, für den anderen Fall sich aber zur schleunigen Weiterreise gerüstet halten.

Ninon, die ganz erschöpft war oder wenigstens es zu sein vorgab, blieb in einem Gasthause des Dorfes zurück, während der Baron sich auf den Weg machte, um eine Wohnung zu suchen. Es kostete ihn keine geringe Mühe, eine solche zu finden, die mit einigem Komfort, wenn auch nicht Eleganz, das sehr nothwendige Erforderniß der Verborgenheit vereinigte; endlich fand er sie aber.

Noch einige Hundert Schritte von dem eigentlichen Dorfe entfernt, in der Nähe einer romantischen Partie des vorerwähnten Wäldchens lag ein kleines Haus, allerdings nur einfach und ländlich gebaut, aber angenehm in die Augen fallend und reinlich gehalten, umgeben von einem weiten Obst- und Gemüsegarten, der zwar durchaus keine kunstvollen Anlagen aufzuweisen hatte, aber doch den Vortheil besaß, die Annäherung Vorübergehender an das Häuschen zu verhindern. Einige Blumen-

beete dicht vor dem letzteren unterstützten noch den freundlichen Anblick.

Hier wohnte nur ein altes Ehepaar, gewöhnliche Bauersleute ohne Bildung, aber von recht ehrlichem und gutmüthigem Aussehen; sie lebten von dem Ertrage ihres Gemüsegartens, dessen Erzeugnisse sie durch einen Knecht zum Markte in die Stadt schickten, und vermietheten zuweilen einige Zimmer an der Ruhe bedürftige Kranke oder des Geräusches in ihren Stadtwohnungen überdrüssige Pariser, die keine sehr hohen Ansprüche machten.

Theodor zögerte nicht, diese Wohnung, die den augenblicklichen Verhältnissen ganz entsprach, für sich und, wie er sagte, seine junge Frau zu miethen; er nannte dabei auch einen anderen Namen und gab sich für einen fremden Künstler aus, da ihm im Augenblicke gerade nichts Anderes einfiel, und glaubte dadurch alle Nachforschungen — er dachte dabei hauptsächlich an den Rittmeister und den Major — abgeschnitten zu haben.

Als er Ninon, etwas zagend, ob seine Wahl auch ihren Beifall erhalten werde, da sie jedenfalls viele gewohnte Bequemlichkeiten entbehren mußte, in diese neue Wohnung einführte, war sie ganz zufrieden mit derselben und traf sogleich ihre Einrichtungen.

Man konnte über drei kleine Zimmer, die in einer Reihe das ganze obere Stockwerk des Häuschens ausfüllten, verfügen, und während jeder Theil des Pärchens eines der beiden äußersten für seinen ausschließlichen Gebrauch mit Beschlag belegte, wurde das mittlere zum gemeinsamen Wohnzimmer bestimmt.

Das war nun jedenfalls eine ganz eigenthümliche Situation, die ganz zu begreifen Theodor erst möglich wurde, als er sich ungestört seinem Nachdenken überlassen konnte, denn bisher war er dazu wirklich nicht gekommen. Ninon mußte bei den Wirthsleuten natürlich für seine Frau gelten, denn die alten Leute hatten gleich bei der Vermiethung angedeutet, daß sie ein anderes Verhältniß in ihrem Hause nicht dulden würden; daraus mußten

sich aber Verwickelungen ergeben, die sich jedenfalls schwer lösen ließen, wenn es dem Rittmeister gelingen sollte, seine angebliche Gattin wiederzufinden. Dies war ja aber überhaupt eine Voraussetzung, der Theodor gar nicht Gehör schenken mochte, ebenso wenig wie er darüber nachzugrübeln Lust hatte, was im andern Falle aus seinem Verhältnisse zu Ninon werden solle.

Natürlich konnte er sich aber einer unwillkürlichen Beurtheilung der Gegenwart nicht erwehren, und dabei stiegen ihm zu seinem Verdrusse doch große Bedenken gegen Ninon selbst auf. Zunächst ließ sich gar kein eigentlicher Grund finden, der diese eilige Flucht von ihr rechtfertigte. Freilich war es ihm schon längst eingefallen und der Vorfall dieser Nacht hatte ihn ganz klar darüber gemacht, daß der Rittmeister ein gefährliches und vor den Gesetzen der Ehre nicht zu rechtfertigendes Geschäft betrieben habe und daß er wohl kaum einen anderen Namen als den eines zweideutigen Glücksritters verdiene; dadurch wurde auch seine Gemahlin, welche die Honneurs in dem Spielsaale machte, kompromittirt, aber er hatte, weil er Ninon nun einmal hartnäckig zu entschuldigen bemüht war, stets angenommen, sie sei durch ihren Mann dazu gezwungen worden. Das mußte sich ja aber wohl ausweisen lassen, und woher kam ihr dann diese übermäßige Angst vor der Polizei, die in der That ja gar nicht einmal Willens schien, auch sie zur Verantwortung zu ziehen?

Angenommen aber auch, daß sie zu ängstlich besorgt für ihre Ehre und ihren Ruf war, um dieselben auch nur einer Untersuchung auszusetzen, die voraussichtlich zu ihrer Freisprechung von jeder Schuld führen mußte, so entsprach Dem doch gar nicht die Leichtigkeit, mit der sie sich über alle ihrem Stande und ihrer ehelichen Pflicht schuldigen Rücksichten so weit hinfortsetzte, daß sie sich unter den Schutz eines jungen Mannes begab, von dem sie obenein wußte, daß er die leidenschaftlichsten Wünsche auf sie gerichtet hatte, und in mehr als zweideutige Beziehungen zu ihm trat.

Dies würde für jeden Unbefangenen sowohl die Ueberzeugung herbeigeführt haben, daß sie eine andere Gefahr als die Kompromittirung ihrer weiblichen Würde fürchte, als vollständig genügend gewesen sein, ihr die letztere ganz abzusprechen.

Wie hätte aber der Baron in seinem jetzigen Zustande zu dieser vernünftigen Schlußfolgerung kommen sollen? Wenn er auch Alles, was wir soeben gesagt haben, recht gut fühlte, so suchte er in Ninon's großer Liebe zu ihm, deren Leidenschaftlichkeit er mit seiner eigenen gleichstellte, die Entschuldigung dafür, und deshalb hätte er ihr doch am allerwenigsten einen Vorwurf machen mögen.

Für das Paar begann nun ein ganz idyllisches Leben. Als Theodor sie auf die Nothwendigkeit, daß sie hier für seine Gattin gelte, aufmerksam machte, hatte sie verschämt gelacht, aber schnell genug ihre Einwilligung ertheilt, und seitdem führte sie die ihr zugefallene Rolle auch recht gut aus. Obgleich sie klug genug war, ihrem Anbeter immer noch Wünsche übrig zu lassen, wodurch eine kokette Frau in den meisten Fällen die Fesseln noch fester um ihr Opfer schlingt, war derselbe doch schon überglücklich in diesem vertraulichen Zusammenleben und stolz, vor den armen Bauersleuten dieses, seiner Meinung nach, unvergleichliche Weib für das seinige ausgeben zu können.

Ninon war auch jetzt so sanft, so schmachtend, so genügsam, als ob sie zu ihrer Zufriedenheit Nichts als seiner Gegenwart und seiner Liebe bedürfe. Sie kleidete sich sehr einfach, wodurch sie ihm noch besser gefiel, und am frühen Morgen schon traf er sie im Garten, wo sie sich unter den graziösesten Bewegungen mit den Blumen zu schaffen machte oder gar der alten Wirthin behülflich war, das für den Markt bestimmte Gemüse und Obst zu ernten und zu sortiren. Also auch eine neue vortreffliche Eigenschaft, welche die Frauen immer so schön kleidet, den Sinn für Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit, entdeckte Theodor in ihr und war davon entzückt.

Wenn er sie dann bei dieser Arbeit überraschte, erröthete

sie so lieblich und spielte die Verschämte, und die alte Bauerfrau lachte dazu und machte zuweilen Bemerkungen, welche Beiden das Blut in die Wangen trieben.

Selbst der Küche nahm sich Ninon, obgleich sie herzlich wenig davon verstand, an; Theodor war ja aber mit Allem zufrieden, was sie für ihn bereitete, und selbst bei dieser prosaischen Beschäftigung wußte sie ihre Anmuth in das beste Licht zu stellen.

Weit von dem Häuschen durften sie sich nicht entfernen, um nicht mit den Parisern zusammenzutreffen, welche zu ihrem Vergnügen in der Gegend umherschwärmten und unter denen sie Bekannten zu begegnen fürchteten, sie mußten sich daher auf ihren Garten beschränken oder ihre weiteren Spaziergänge auf den frühen Morgen und den späten Abend verlegen. Im ersteren Falle las der junge Mann, der sich einige Bücher, meistentheils der neueren poetischen Literatur angehörig, zu verschaffen gewußt hatte, ihr vor und schwärmte wenigstens für sein Theil wirklich, während sie sich so stellte, im anderen Falle befriedigten die zärtliche Unterhaltung und mancher warme Händedruck vollkommen.

Theodor durchlebte in der Poesie glühender Liebe ein Stückchen Idylle, über das er für eine Weile die ganze Welt und all' seinen Kummer vergaß, und wenn sich Ninon vielleicht dabei langweilte, so wußte sie dies wenigstens sehr geschickt zu verbergen. —

Sehen wir inzwischen, was aus dem Rittmeister von Tannenburg, Major Andronikoff und dessen treuem Iwan geworden war, nachdem man sie als Arrestanten auf die Polizeipräfektur abgeführt hatte.

Beiden gelang es, ihren Zorn und ihre Besorgniß zu verheimlichen und die Miene vornehmer Ruhe anzunehmen, durch die sie zu imponiren hofften. Der Major hatte, wie man sagt, sein Schäfchen schon ziemlich in das Trockene gebracht und war recht gut im Stande, eine Kaution, gegen die man ihn, wie er

hoffte, entlassen würde, zu stellen; er war entschlossen, dieses Geld dann aufzugeben und sich schleunigst aus dem Staube zu machen, um seine Glücksritterschaft in gleicher Weise an einem anderen Orte fortzuführen und dadurch den Verlust der Kaution zu ersetzen; die ansehnlichen Forderungen, die er an den jungen Baron von Ronnow hatte, schienen ihm in allen Fällen sicher, denn er konnte sie entweder an Wucherer in Paris verkaufen oder sich nöthigenfalls an den reichen Vater des Ersteren wenden, der doch die Ehre des Sohnes einlösen mußte.

Daß sein guter Freund, der Rittmeister, sich nicht in einer so günstigen Lage befand, wußte er, hatte aber, obgleich sie sich gegenseitige Unterstützung gelobt, auch nicht die mindeste Lust, diesem Versprechen jetzt treu zu bleiben; die Stunde war gekommen, in der er es für gerathen hielt, sich von dem Kompagnongeschäfte zurückzuziehen. Das ließ er sich freilich noch nicht merken und winkte wiederholentlich dem Rittmeister beruhigend mit den Augen zu, um dessen Zuversicht bei der ersten polizeilichen Vernehmung zu stärken.

Ein höherer Beamter der Polizeipräfektur nahm diese sogleich vor; er war ebenso höflich wie der Commissair, bedauerte unendlich, daß derselbe seine Pflicht habe thun müssen, erklärte aber, nachdem das erste Protokoll geschlossen worden, achselzuckend, daß er die Entlassung der beiden Herren, auch gegen alle mögliche Sicherstellung, nicht eher anordnen könne, als bis die Zeugen vernommen worden seien; ohne Zweifel begriff er schon, mit welch' gefährlichen Vögeln er es zu thun habe.

Das war eine unangenehme Enttäuschung, die darauf hindeutete, daß die Polizei entschlossen sei, die Sache ernst zu nehmen, aber die beiden Herren mußten, heimlich mit den Zähnen knirschend, sich gefallen lassen, daß sie in festen, aber anständigen Gewahrsam im Polizeigebäude geführt wurden; sie konnten noch zufrieden sein, daß man sie nicht von einander trennte.

An gegenseitigen Vorwürfen fehlte es nun auch nicht; der Rittmeister behauptete, daß er noch mehr Vorsicht angewandt

haben würde, um das Eindringen Unberufener in den Spielsaal zu verhindern, wenn der Major sich nicht für die zuverlässige Wache seines Iwans verbürgt hätte, dieser fluchte wieder auf die beiden feigen französischen Diener, die sich dem Eindringen der Polizisten mit Gewalt hätten widersetzen sollen, damit man Zeit gewinne, den Spieltisch abzuräumen, und beschuldigte Jenen, die Zuverlässigkeit der eingeladenen Gäste, unter denen sich wahrscheinlich ein Denunziant befunden, nicht genügend geprüft zu haben.

Man weiß, daß er sich in der letzteren Vermuthung irrte, obgleich allerdings die unvorsichtige Aufrichtigkeit des einen noch sehr jugendlichen Gastes gegen Idaly indirekte Veranlassung zu dem polizeilichen Einschreiten gegeben hatte.

Was Iwan anbetraf, der die Treue für seinen Herrn erfolglos mit einigen tüchtigen Beulen, welche ihm die durch seinen Widerstand erbitterten unteren Beamten der Polizei beibrachten, bezahlen mußte, so überzeugte man sich bald, daß er wirklich kein Wort Französisch verstehe und von so beschränkten Geisteskräften sei, daß man ihm seine Widersetzlichkeit nicht allzu hoch anrechnen könne; man entließ ihn daher nach einer kurzen Vernehmung, mit Hülfe eines Dolmetschers, über die Verhältnisse seines Herrn, die diesem eigentlich nur zum Vortheile gereichte, wieder aus der Haft.

Der arme Bursche suchte den Major nun zunächst in dessen und des Rittmeisters Wohnung, und als er beide leer fand, in der ganzen großen Stadt, in der er sich nicht einmal mit den Leuten verständigen konnte; er würde Gefahr gelaufen haben, zu verhungern, denn Geld besaß er nicht, wenn er nicht schon von Jugend an und besonders während seines Soldatenlebens an die größten Entbehrungen gewöhnt gewesen wäre. Endlich kehrte er nach der Wohnung seines Herrn zurück und erwartete daselbst mit stoischer Ruhe dessen Rückkehr, entschlossen, nicht vom Posten zu weichen, bis man ihn als Leiche forttrüge.

Sämmtliche damals beim Spiele betroffenen Personen, ohne

Ausnahme den höheren und höchsten Klassen der Gesellschaft angehörig, wurden vor das Polizeigericht gefordert und verhört; sie sagten, so weit sie es konnten, zu Gunsten des Rittmeisters und Majors aus, natürlich mußte sich aber ergeben, daß sie meistentheils nur flüchtig mit diesen Herren an öffentlichen Orten bekannt geworden und dann sogleich zu den sogenannten Soireen eingeladen worden seien, so daß wohl kein Zweifel obwalten konnte, das Spiel sei dort gewerbsmäßig, wie man zu sagen pflegt, betrieben worden; vom falschen Spiele wollte indessen Niemand Etwas wissen, und jede solche Vermuthung wurde, Dank dem Anstandsgefühle der Geplünderten, bestimmt abgeleugnet.

Der Baron von Ronnow, der ebenfalls auf die Polizeipräfektur behufs seiner Vernehmung bestellt werden sollte, war in seiner Wohnung nicht zu finden, da aber sonst Nichts gegen ihn vorlag und man bereits genügende Zeugenaussagen hatte, beruhigte man sich bei der Mittheilung seines Wirthes, daß er auf kurze Zeit verreist sei.

Mehr zu bedenken gab das Verschwinden der Gattin des Rittmeisters; der Polizeibeamte, welcher die Untersuchung zu führen hatte, brachte dieselbe aber in Verbindung mit der Reise des jungen Barons, da man die Beiden ja, fern vom Spieltische, in anscheinend so vertraulicher Unterhaltung überrascht hatte, und lächelte heimlich.

Mehrere Tage waren darüber vergangen, als man den beiden Gefangenen ihre einstweilige Freilassung gegen Stellung von Kaution und mit der Verpflichtung, des Rufes vor Gericht gewärtig zu bleiben, anbot. Der Major machte davon sofort Gebrauch und versprach auch dem Rittmeister, ihn alsbald auszulösen, da dieser selbst das nöthige Geld nicht beschaffen konnte, aber Ernst war es ihm keineswegs damit.

Zu Hause angekommen, fand er zunächst seinen Iwan vor, der, von Hunger verzehrt, beinahe wie eine Leiche aussah, bei dem Anblicke seines Herrn aber sofort wieder auflebte. Der

Major ließ sich indessen durch diese rührende Wiedersehensscene nicht lange aufhalten und eilte nach der Wohnung des Rittmeisters, wo er Ninon zu treffen erwartete; er wußte noch nicht, daß dieselbe verschwunden sei.

Seine Ueberraschung, als er dies erfuhr, war groß, doch kam ihm bald der Verdacht, daß sie mit Theodor von Ronnow davongegangen sein möge, und wenn er sich um sie auch nicht viel kümmerte, so lag ihm der Letztere mit seinen Wechseln und Schuldverschreibungen doch sehr am Herzen.

Aber auch der Baron war fort! — er hatte richtig vermuthet und war überzeugt, derselbe habe nur seinen Wirth und seine anderen Gläubiger dupirt und gedenke, nie wiederzukehren. Die einzige Hoffnung, die er noch hatte, ließ sich auf Theodor's Ehrgefühl setzen, und deshalb beschloß er, trotz seines großen Unmuthes gegen den jungen Mann, die Sache nicht sogleich an die große Glocke zu hängen, gab sich aber alle Mühe, ihn durch Zufall ausfindig zu machen.

Als der Rittmeister im Gefängnisse erfuhr, daß seine angebliche Gattin nirgends aufzufinden sei, nachdem sie ihre Wohnung heimlich verlassen, und als er ihren Brief erhalten hatte, den ihm vorzuenthalten kein Grund vorlag, war er anfänglich wie versteinert, denn es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß Ninon ihm, dem Baron zu Liebe, jemals untreu werden könne, jetzt regte sich dieser Verdacht aber doch sehr lebhaft in ihm. Natürlich konnte er nicht begreifen, was sie eigentlich in so großen Schrecken vor der Polizei gesetzt habe, und schenkte den Worten in ihrem Briefe daher nur wenig Glauben.

Dem Schrecke folgten bald Zorn und Wuth, und er war schon nahe daran, sein eigentliches Verhältniß zu ihr aufzudecken, als ihm einfiel, daß er mit dieser Rache an ihr wenig erreichen und sich selbst nur in ein unvortheilhaftes Licht setzen könne. Seine auf sie gerichteten Gedanken erhielten auch eine Ableitung durch den Aerger über den Major, der ihn gänzlich im Stiche lassen zu wollen schien.

Paris war um diese Zeit von Fremden, welche aus allen Theilen der Welt zu der seit dem ersten April eröffneten internationalen Industrie-Ausstellung herbeiströmten, förmlich überfluthet, die Polizei dadurch jedenfalls reichlich beschäftigt, und man schien den armen Rittmeister eine Weile ganz vergessen zu haben; wenigstens glaubte er dies und stand wahre Höllenqualen in seinem Gefängnisse aus. Man muß zugeben, daß die Strafe für sein so unglücklich verlaufenes Spielunternehmen — er hatte bei demselben ja nicht einmal Schätze gesammelt — auch jetzt schon ziemlich hart war; Alles stürmte auf ihn ein, die Scham vor der demüthigenden gerichtlichen Verhandlung, der er nicht mehr entgehen zu können glaubte, die Furcht vor der Strafe, der Verdruß über den falschen Freund, den Major, und nun gar noch die Eifersucht und der Zorn über die vermeintliche Untreue Ninon's, der er, wohl nicht mit Unrecht, die meiste Schuld an seinem Unglücke zuschrieb. —

Inzwischen verlebten Theodor und seine Schutzbefohlene in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit recht friedliche Tage, ohne sich um das gerade in ihrer Nähe so großartige Treiben der Welt zu bekümmern; selbst Ninon fühlte nicht das Bedürfniß, Paris wiederzusehen, auf das die ganze civilisirte Welt von Nah und Fern jetzt die Augen richtete, wo der Kaiser die Besuche fast aller europäischen Monarchen, selbst afrikanischer und asiatischer Fürsten empfing, wo man sehr schön von der Befestigung des allgemeinen Weltfriedens sprach, während man in der That fortfuhr, für den Krieg zu rüsten, wo die glänzendsten, feenhaften Feste mit einer an das Unsinnige streifenden Verschwendung gefeiert wurden und man sich nicht durch den Weheruf der armen wahnsinnigen Kaiserin von Mexiko, nicht durch die auf den russischen Czaaren abgefeuerte Kugel eines zur rachsüchtigen Verzweiflung getriebenen Polen, ja kaum auf eine kurze Zeit durch die entsetzliche Nachricht von der feigen und niederträchtigen Ermordung eines gekrönten Hauptes, des Kaisers Maximilian von Mexiko, der mit vielen der dort versammelten Fürsten verwandt

war, stören ließ. Selten haben wohl so schroffe Gegensätze so dicht bei einander gestanden: Glanz und Verschwendung, und wenige Schritte davon, in den entlegeneren Quartieren derselben Stadt, Elend und bittere Noth, auf der einen Seite Lust und Jubel, auf der anderen Todesseufzer und anklagende Thränen, hier demüthige, schmeichelnde Huldigungen vor dem Götzen der Macht und des Goldes, da der gährende Groll der Unzufriedenheit, dessen zuweilen hervorbrechender drohender Aufschrei heute noch in dem tollen Jubel verklingt, vielleicht in Kurzem aber schon zum betäubenden Donner angewachsen sein wird.

In dem kleinen Hause bei Meudon sah und hörte man von dem Allen Nichts; ein Tag verging dort wie der andere und die beiden Flüchtlinge begannen sich immer sicherer zu fühlen. Auf Ninon's Bitten hatte sich Theodor, nachdem sie etwa acht Tage in ihrem ländlichen Asyle zugebracht, in später Abendstunde heimlich nach Paris begeben, um vorsichtige Erkundigungen über den Verbleib des Rittmeister einzuziehen. Allerdings hätte er für seine Person dies auch ganz offen thun können, aber Ninon wünschte dies nicht aus leicht begreiflichen Gründen, und er fürchtete zwar nicht der Polizei, aber dem Rittmeister selbst und dem Major zu begegnen, womit die Dorf-Idylle doch nothwendig ein Ende hätte nehmen müssen. Er beschränkte sich daher darauf, durch einen Dritten bei dem Portier des Hauses anfragen zu lassen, ob der Rittmeister zu Hause sei, worauf er die Antwort erhielt, Jener befinde sich auf Reisen, werde aber täglich zurückerwartet; er wußte oder glaubte wenigstens zu wissen, dies heiße, daß Jener von der Polizei noch nicht wieder entlassen sei, und von dem Major nahm er ohne Weiteres dasselbe an.

Es lag ihm überhaupt Nichts daran, sorgfältigere Erkundigungen über das Schicksal dieser Beiden einzuziehen, denen er in seinem eigenen Interesse wünschte, daß sie noch recht lange von der Polizei festgehalten werden möchten; er hatte nur Ninon's Wunsch erfüllen wollen, die im Stillen auch wünschte,

Zeit für ihre neuen Experimente zu gewinnen. Zuweilen war sie jetzt wirklich schon im Zweifel, ob sie nicht besser daran thun würde, den Rittmeister ganz aufzugeben und sich noch enger an Theodor anzuschließen, aber sowohl die Furcht vor dem Ersteren als die alte Gewohnheit und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das die Existenz des Kindes aufrecht erhielt, machten sie noch unsicher.

Sowohl durch den Major als Theodor's eigene Mittheilungen, die sie ihm auf scheinbar ganz zufällige Weise entlockt hatte, wußte sie, daß sein Vater sehr reich war, da er ihr jetzt aber noch weniger als bisher ein Geheimniß aus seinen Verhältnissen machte, auch, in welch' drückender Situation er sich augenblicklich befinde. Ihren Bitten, die natürlich so gestellt und motivirt wurden, daß sie gar nicht egoistisch erscheinen konnten, war es darauf gelungen, ihn dahin zu bewegen, daß er sofort an seinen Vater schreibe und sich vor diesem noch einmal zu einer Bitte um Geld demüthige.

Den jungen Mann hatte es schwere Kämpfe gekostet, sich dieser Demüthigung zu unterziehen, aber er sah wohl ein, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, wenn er nicht, sobald ihn seine Gläubiger aufgefunden hätten, aus seinem jetzigen Paradiese in das Schuldgefängniß wandern wolle. Von Ninon sagte er in diesem Briefe natürlich kein Wort, erwähnte auch nicht des Majors; da er, um das Geld zu empfangen, nun aber seinen jetzigen Aufenthaltsort verrathen mußte, gab er vor, daß er sich seit einiger Zeit schon nicht ganz wohl fühle und auf Rath des Arztes diese ländliche Wohnung bezogen habe.

Welche Sorgen in jeder Beziehung diese Mittheilungen seinem alten Vater machen mußten, begriff er nur zu gut, und wirklich fühlte er ebenso tief Reue, als Scham über die Unwahrheiten, deren er sich zu bedienen genöthigt war, als er den Brief schrieb, aber auch dies betrachtete er als ein Opfer, das er seiner Liebe zu Ninon bringen müsse. Uebrigens täuschte er den alten Mann noch in anderer Weise, da er zwar nicht be=

stimmt aussprach, aber doch andeutete, er werde nach Empfang seiner Antwort sofort in die Heimath zurückkehren; er konnte dies ja selbst nicht für möglich halten, so lange er noch in dem jetzigen Verhältnisse zu Ninon stand, und dasselbe zu lösen, kam ihm ja gar nicht in den Sinn.

Diesen Brief gab er in Paris an demselben Abende zur Post, als er seine Erkundigungen über den Rittmeister einzog, und mit sehr getheilten Empfindungen kehrte er dann schleunigst wieder zurück, weil er Ninon noch wachend zu finden wünschte; freute er sich darüber, daß er von dem Rittmeister noch keine Störung zu befürchten habe, so war ihm das Herz doch andererseits wieder schwer, wenn er an den Eindruck dachte, den sein Brief zu Hause machen mußte.

VII.

Fortsetzung.

Um dieselbe Zeit war Ninon wirklich noch wach, hatte sich aber in ihr Zimmer eingeschlossen, weil sie zu so später Stunde nicht mehr mit Theodor, seine stürmische Leidenschaft fürchtend, zusammenzutreffen wünschte; ihm gegenüber wollte sie immer noch den Schein von Tugend bewahren.

Sie war sehr neugierig und besorgt, welche Nachrichten über den Rittmeister er mitbringen werde, wollte es aber dennoch bis auf den folgenden Morgen verschieben, dieselben zu hören. Sollte der Rittmeister übrigens schon aus der Haft entlassen sein, so sah Theodor jedenfalls große Gefahr im Verzuge und mußte sie dann unter allen Umständen wecken; sie konnte also schon auf den Erfolg seiner Erkundigungen schließen, wenn er zurückkehrte und sich ruhig in sein Zimmer begab; deshalb wartete sie auf ihn, ohne daß er es zu erfahren brauchte.

Sie hatte das Licht ausgelöscht und saß am Fenster ihres Stübchens, von wo aus sie bei dem hellen Mondenscheine den durch den Garten zum Hause führenden Weg beobachten konnte, ohne von dorther gesehen zu werden. So hatte sie reichliche Muße, ihren Gedanken freien Spielraum zu geben.

Dieselben verhandelten gerade die große Frage, die sie sich schon mehr als einmal seit ihrer Flucht vorgelegt hatte, was sie

thun solle, um ihr ferneres Schicksal möglichst sicherzustellen, denn der Egoismus war doch immer das vorherrschende Gefühl in ihr.

So lange es dem Rittmeister gelungen war, sich selbst und sie über den Wogen zu erhalten, wenn auch blos durch äußeren Schein, während sie immer noch hoffen konnte, es werde sich ihnen die Gelegenheit bieten, sich eine glänzende Zukunft zu bereiten, — sie hatte nie die Hoffnung und den Plan aufgegeben, daß er sich durch List und Gewalt wieder zum Herrn über Therese und deren Vermögen machen müsse — war es ihr nicht in den Sinn gekommen, das Spiel mit dem Baron bis zum Ernst treiben zu wollen und Jenen zu verlassen; Ersterer sollte verächtlich weggeworfen werden, sobald er nicht mehr auszunutzen sein würde.

Nun hatte der unglückliche Vorfall mit der Polizei, verbunden mit den Drohungen Bernard's und Idaly's, ihr aber doch klar gemacht, in welcher gefährlichen Lage sie sich befinde. Traf den Rittmeister die ganze Strenge der verdienten gesetzlichen Strafe, so war er nicht mehr im Stande, Etwas für sie zu thun, in der Erbitterung oder eigenen Noth fühlte er sich dann sogar vielleicht veranlaßt, sie bloßzustellen, — wenn er aber auch glücklich davonkam, so war er doch für den Augenblick wieder vollständig ruinirt, denn die Versprechungen und die Freundschaft des Majors beurtheilte sie ganz richtig, und dann zweifelte sie auch nicht, Bernard und Idaly, die sie bereits in dem unbestimmten Verdachte hatte, den Ueberfall der Polizei veranlaßt zu haben, würden sich alle mögliche Mühe geben, ihren vermeintlichen Gatten von ihrem früheren Leben, wenn auch nicht gerade von dem begangenen Verbrechen, in Kenntniß zu setzen.

Der Rittmeister war, als er sie kennen lernte, freilich wohl nicht so thöricht gewesen, sie für ein Tugendmuster zu halten, und die leichte Eroberung, die er selbst gemacht, sprach jedenfalls auch nicht dafür; er hatte wohl von ihrer Vergangenheit,

über die er sie nie ernstlich zur Rede gestellt, nichts Näheres wissen wollen, um sich die Illusion nicht zu zerstören; — wenn ihm diese Vergangenheit nun aber plötzlich in der gehässigsten Weise vor Augen gerückt, er selbst damit verhöhnt und gezwungen wurde, sich auf eine Stufe mit einem so erbärmlichen Menschen, wie es Bernard war, zu stellen, dann ließ sich wohl ziemlich sicher annehmen, daß sein Stolz sich empörte und er sie mit dem Vorwurfe, daß sie ihm zu viel verschwiegen habe, von sich stieße.

Das war wenigstens eine sehr nahe liegende Möglichkeit, wogegen sich die Wage mit der Wahrscheinlichkeit, die sich ihr darbot, falls sie sich entschieden für den Baron erklärte, sehr zu Gunsten des Letzteren senkte.

Theodor liebte sie mit blinder, halbwahnsinniger Leidenschaft und war ihr jedes Opfer zu bringen bereit; das wußte sie bestimmt, ebenso gut wie, daß er sehr reich sei. Wenn sie sich auch nicht so hoch vermaß, seine Frau werden zu wollen, wozu doch immer erst die Entdeckung gehörte, in welchem Verhältnisse sie zu dem Rittmeister gestanden habe, — eine Entdeckung, die ihn vielleicht sehr entnüchterte — so konnte sie doch seine Geliebte bleiben; es kostete sie ja jedenfalls nur ein Wort, um ihn zu veranlassen, daß er mit ihr vor dem Rittmeister weiterfliehe — gleichviel, wohin. Sollte dann der schlimmste Fall eintreten, daß sein Vater ihn im Zorne verstieße und weitere Unterstützung verweigerte, dann war sie immer noch nicht schlechter daran als mit dem Rittmeister. Da Theodor aber der einzige Sohn war und häufig davon gesprochen hatte, wie zärtlich er von seinem Vater geliebt werde, was auch der Major bestätigte, so ließ sich dieser Fall gar nicht recht annehmen, wenigstens dann hoffen, daß bald wieder eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn stattfinden werde, der sie nicht zum Opfer zu fallen gedachte, wenn sie erst einmal vollständig Herrin des Letzteren geworden sei.

Die Wahl war hier also eigentlich nicht schwer zu treffen,

und doch gab es noch einen sehr wichtigen Umstand, den Ninon berücksichtigen mußte. Was sollte nämlich aus ihrem Kinde werden? — Theodor durfte in keinem Falle dessen Existenz erfahren; das hätte sich auch vielleicht machen lassen, denn sie hielt Barbara für zuverlässig und ihr mehr als dem Rittmeister ergeben, konnte sie mit dem Kinde heimlich an einen anderen Ort ziehen lassen, wo der Letztere sie nicht aufzufinden vermochte, und unter der Hand unterstützen. Aber wenn damit auch alle Hoffnung schwinden mußte, daß das arme Wesen jemals legitimirt werden könne, so war doch vorauszusehen, daß es später einmal Ansprüche an seine Mutter machen werde, welche Theodor nicht verborgen bleiben könnten, und Ninon fühlte, daß sie sich schon genügend in peinliche Lagen verstrickt habe, um noch eine neue auf sich zu nehmen, die wiederum ihre Zukunft arg gefährden mußte.

Eine überaus zärtliche Mutter war sie nie gewesen, und das erwies sich jetzt wieder, denn der Gedanke trat ihr nahe und sie gab ihm sogar mit einem tiefen Seufzer Ausdruck, sie möchte am liebsten des Kindes ledig sein; wenn es der Tod doch fortnehmen wollte! —

Zu diesem Resultate war sie gerade gelangt, als sie im Garten schnelle Schritte hörte und Theodor auf das Haus zukommen sah; sie zog sich sogleich vom Fenster zurück und horchte mit Herzklopfen, welchen Weg er nehmen würde.

In der mittleren Stube angekommen, schien er zu zögern, dann ging er leise in die seinige, zweifellos unmuthig darüber, daß er die Geliebte an diesem Abende nicht mehr sprechen könne.

Der Rittmeister war also noch nicht seiner Haft entlassen — sie vermuthete es wenigstens — und es blieb ihr noch einige Zeit, ihren Entschluß reiflich zu überlegen.

Am folgenden Morgen fand sie Theodor schon früh bei ihrer gewohnten Beschäftigung, und als er ihr seine Mittheilung machte, konnte er recht gut bemerken, daß ein Freudenstrahl über

ihr Antlitz zuckte. Was konnte er darin Anderes finden als die Bestätigung seines glühendsten Wunsches, er selbst sei ihr mehr werth als ihr rechtmäßiger Gatte?

Ninon meinte nun zwar, daß sie das Schicksal des Letzteren tief bekümmere, aber es lag ihr gar nicht daran, daß Theodor ihr glauben solle, und er that dies auch keineswegs. —

Wir wollen uns nun wieder nach dem Rittmeister umsehen, der seinen ohnmächtigen Groll im Gefängnisse verbeißen mußte. Er saß dort schon länger als acht Tage und hatte auch die letzte Hoffnung aufgeben müssen, daß der Major das Mindeste für ihn thun werde; zuweilen kam ihm in dieser traurigen Einsamkeit sogar der Gedanke, daß er am besten thäte, sich das Leben zu nehmen, um der Schande zu entgehen, aber von dem Gedanken bis zur Ausführung lag doch immer noch ein weiter Schritt, den Lebenslust und Hoffnung aufhielten.

Da wurde er eines Morgens ganz unerwartet vor den Beamten geführt, der bisher die Untersuchung geführt hatte, und dieser kündigte ihm an, man wolle auf seinen Namen und Stand besondere Rücksicht nehmen und von einer weiteren Verfolgung der ganzen Spielgeschichte abstehen, wenn er sich verpflichte, Paris in kürzester Frist zu verlassen.

Niemand konnte froher als der Rittmeister über diese ungeahnte Entwickelung sein, und ohne Zögern ertheilte er in aller Form das ihm abverlangte Versprechen, wobei er nur eine Frist von drei Tagen erbat und auch erhielt, um sich nach seiner verschwundenen Gattin umsehen zu können.

Es war jetzt gerade nicht die liebevolle Sehnsucht nach Ninon, die ihn zu seiner Bitte bewogen hatte, sondern theils nur ein Vorwand, um Zeit zu gewinnen und vielleicht die Verbindung mit dem Major, die er augenblicklich schwer entbehren konnte, wiederanzuknüpfen, theils aber auch wirklich der Wunsch, sie zu finden, um sie zur Rede stellen und je nach ihrer Antwort sich zu entschließen, ob er ganz mit ihr brechen müsse, — leicht wäre ihm dies Letztere immer nicht geworden.

Als er zu Hause anlangte, war seine Wohnung leer; die beiden Bedienten, die im Voraus ihren Lohn empfangen, hatten sich bereits nach einem anderen Dienste umgesehen. Aber einen schwarzgesiegelten Brief fand er vor, der an Ninon adressirt war, und auf den ersten Blick sah er, daß derselbe von Barbara komme.

Ein kleiner Schreck traf ihn doch bei diesem Anblicke, denn er errieth den Inhalt des Schreibens sofort und fand ihn bestätigt, als er das Schreiben erbrochen und gelesen hatte: Barbara meldete mit vielen lamentablen Umschweifen den schnell erfolgten Tod des kleinen Charles und vergaß es nicht, den Todtenschein sowie eine recht ansehnliche Rechnung der Begräbnißkosten beizufügen.

Hatte sich der Rittmeister durch diese überraschende Nachricht auch einen Augenblick lang einigermaßen erschüttert gefühlt, so fiel ihm doch sogleich ein, daß er nun einer großen Last, der Sorge für das Kind, enthoben sei, und unter den obwaltenden Umständen war es ihm recht lieb, daß sich durch diesen Todesfall das Band zwischen ihm und Ninon bedeutend gelockert habe. Daß er das Kind nie wirklich geliebt hatte, wird man schon aus seinem früheren Benehmen entnommen haben.

Wo war nun aber Ninon? — Er zweifelte sehr, ob er ihr, wie sie gebeten hatte, seine Adresse hinterlassen solle, wenn er von Paris abreiste.

Zunächst gedachte er jedenfalls den Major aufzusuchen und sich, wenn er ihn noch zugänglich finde, mit ihm über die Zukunft zu besprechen.

Als er sein Haus verließ, bemerkte er einen jungen Menschen in mittelmäßig anständiger Tracht, der vor demselben auf und nieder promenirte und seine Augen über die Fenster der von ihm bewohnten Bel-Etage spielen ließ; als er den Rittmeister erblickte, betrachtete er ihn prüfend eine Weile, schien anfänglich unentschlossen, näherte sich ihm dann aber schnell und fragte, mit höflicher Verbeugung seine Mütze ziehend, ob er die

Ehre habe, den Herrn Rittmeister Freiherrn von Tannenburg zu sprechen.

Dieser bejahte es in der Vermuthung, daß er einen Boten von Ninon oder dem Major vor sich haben könne.

„Dann bin ich beauftragt, Ihnen dieses Billetchen zuzustellen," sagte der junge Mensch und überreichte dem Rittmeister ein kleines versiegeltes Papier.

„Von wem?"

Der Mensch antwortete nicht darauf, sondern entfernte sich schnell, obgleich der Rittmeister ihm zurief, daß er warten möge; ehe es ihm gelungen, das feste Siegel zu erbrechen und das Papier zu entfalten, war Jener schon um die nächste Straßenecke verschwunden.

Was er nun las, war, in französischer Sprache scheinbar von einer Frauenhand geschrieben, Folgendes:

„Sie suchen Ihre Gattin; nicht wahr? Dieselbe befindet sich in dem Dorfe Meudon" (— es folgte eine genaue Beschreibung des Gärtnerhäuschens —) „in der angenehmen Gesellschaft eines jungen Herrn, der schon seit längerer Zeit die Ehre ihrer Bekanntschaft genießt. Eilen Sie dahin; Sie werden ohne Zweifel schon zu spät für die Ehre eines betrogenen Mannes kommen, aber dadurch wenigstens vermeiden, daß Ihnen die Vögel noch weiter ausfliegen.

Eine unbekannte Freundin."

Der Rittmeister stand eine Weile unbeweglich da, nur seine Hände zerknitterten unwillkürlich das Papier; der schadenfrohe Hohn sprach sich in diesem anonymen Briefe deutlich genug aus, und er war deshalb versucht, ihn für eine boshafte Verleumdung zu halten, die vielleicht von dem Major Andronikoff ausginge — er begriff zwar nicht recht deren Absicht, doch wer Anderes in Paris sollte sich um ihn besonders bekümmern? — aber Ninon's zurückgelassenes Schreiben hatte bereits seine Eifer-

sucht gegen Theodor von Ronnow, um den es sich hier doch nur handeln konnte, erweckt. Aergerlich biß er die Zähne aufeinander und war schnell entschlossen, den ihm ertheilten Winke zu folgen und das Gärtnerhäuschen bei Meudon aufzusuchen; wie er daselbst auftreten wolle und müsse, wußte er selbst noch nicht recht, aber zu schonen dachte er in seinem Zorne weder Ninon noch den Baron.

In dieser Stimmung eilte er, seine erste Absicht, den Major aufzusuchen, ganz vergessend, nach dem Boulevard du Mont-Parnasse, von wo die Eisenbahn über Meudon nach Versailles am linken Ufer der Seine abgeht, und nahm einen Platz bis zu ersterem Orte. —

Am Tage vorher hatte das flüchtige Pärchen gegen Abend in seinem Garten wieder eines der schon früher erwähnten Schäferstündchen verlebt. Es war ein herrlicher, etwas zu warmer Sommertag, und da derselbe viele Stadtbewohner in das Freie und auch nach Meudon gelockt hatte, wagten sie nicht, ihren Zufluchtsort zu verlassen. Nicht weit von der dichten und hohen Stachelbeerhecke, welche den Garten umgab, befand sich unter einigen Obstbäumen ein schattiges Plätzchen, das sie besonders deshalb liebten, weil sie daselbst nicht einmal vom Hause aus beobachtet werden konnten. Da Ninon einmal den Wunsch ausgesprochen, hier einen bequemen Ruhesitz zu haben, hatte sich Theodor beeilt, eigenhändig eine kleine Rasenbank aufzuwerfen, und erntete jetzt dadurch den Dank für die ungewöhnte Arbeit, daß er die schwärmerisch Geliebte darauf in der graziösesten, halbliegenden Stellung bewundern konnte, während er seinen Platz zu ihren Füßen auf dem weichen Rasen einnahm, ihr bald aus einem zierlich gebundenen Buche Verse vorlesend, die ganz zu diesem idyllischen Leben paßten, bald eine zärtliche Unterhaltung mit gedämpfter Stimme führend.

Das Bild war ganz hübsch und mußte in jedem heimlichen Beobachter, falls ein solcher dagewesen wäre, recht angenehme Empfindungen erwecken, wenn er nicht wußte, in welchem Ver-

hältnisse die beiden hübschen jungen Leute eigentlich zu einander standen.

Ninon und Theodor ließen sich nun auch gewiß nicht träumen, daß sie beobachtet würden, und doch war Dem so; schon seit einer geraumen Weile stand hinter der Hecke, außerhalb des Gartens und kaum zwanzig Schritte von ihnen entfernt, ein Mann, der großes Interesse sowohl an dieser Beobachtung, als daran, daß er selbst nicht bemerkt würde, zu nehmen schien. Dieser Mensch war kein Anderer als Bernard, was wir sogleich verrathen wollen, um uns seine nochmalige Beschreibung zu ersparen. Es war nicht Zufall, was ihn hierhergeführt, sondern, wie schon gesagt, hatten er und Idaly es sich zur Aufgabe gemacht, Ninon, deren Spur ihnen so plötzlich entschwunden war, wieder aufzusuchen, und keine Mühe deshalb gescheut. Obgleich sie keinen sicheren Anhalt für die Vermuthung hatten, daß ihre ehemalige Freundin mit dem Herrn, den sie damals im Theater an ihrer Seite gesehen, auf und davon gegangen sei, um sich über den Verlust des Rittmeisters zu trösten, gingen sie doch von derselben aus. Wer jener Herr sei, wußte Bernard bereits durch den Bedienten, dessen Bekanntschaft er gesucht hatte, und auf diese Weise war ihm auch die Wohnung des Barons bekannt geworden; er triumphirte, als er, auf seine Erkundigung, dort hörte, Jener sei für einige Zeit verreist, denn er zweifelte nun nicht mehr, das Pärchen habe zusammen die Flucht ergriffen oder vielmehr sich an einen sichern Ort in der Nähe von Paris zurückgezogen; dazu boten ja die nächsten Dörfer mit ihren Sommerwohnungen eine so schöne Gelegenheit.

Bernard beschloß also, diese Orte der Reihe nach abzupatrouilliren, freilich ein gewagtes, zeitraubendes Unternehmen, aber er hatte ja nichts Besseres zu thun und verließ sich auf sein Glück, sowie auf seine Schlauheit, die Leute auszuhorchen.

Diese Bemühungen führten indessen eine Weile zu keinem Resultate, obgleich er fast jedes Haus, in dem Sommerwohnungen vermiethet waren, von oben bis unten betrachtete und sich

überall nach zwei jungen Leuten, die er genau beschrieb, erkundigte; daß Ninon und Theodor ihre Namen gewechselt und sich für ein junges Ehepaar ausgegeben haben würden, dachte er sich wohl.

Auch in Meudon lief er lange vergeblich umher, denn er suchte den Baron, der ja reich sein sollte, in den eleganteren Quartieren, und schon war er im Begriffe, seine Nachforschungen in diesem Orte aufzugeben, als ihm der Zufall doch noch zu Hülfe kam. Einen schmalen Weg, der vom Dorfe nach dem Wäldchen führte, verdrießlich entlang schlendernd, gelangte er an die Stachelbeerhecke, über die hinfort er die Obstbäume und das kleine Haus ohne Mühe erblickte, als er sich aber etwas schärfer umsah, auch, zu seiner großen Ueberraschung und unbeschreiblichen Freude, das längst gesuchte Paar in der vertraulichen Situation, die wir vorher schon geschildert haben.

Bernard schlich sich nun langsam und vorsichtig so nahe heran, als er konnte, sah und horchte angestrengt; wenn er durch ersteres aber auch vollständige Befriedigung fand, so wurde es ihm doch nicht möglich, ein Wort von der leise geführten, anscheinend sehr zärtlichen Unterhaltung zu verstehen.

Die Begierde machte ihn indessen doch wohl etwas zu unvorsichtig, denn er kam der Hecke, als er seinen Kopf hinüberstreckte, zu nahe, so daß sie raschelte, und in dem Momente wandte auch Ninon, die ein sehr feines Ohr besaß, schnell den Kopf. Ihre Augen begegneten denen Bernard's, den sie sofort erkannte, da er nicht mehr Zeit hatte, sich so schnell zu bücken, und sie stieß einen Ruf des Schreckens aus, der auch Theodor aufmerksam machen mußte.

Der Lauscher war im ersten Momente lebhaft erschrocken, denn die kräftige Gestalt Theodors verrieth ihm nichts Gutes, wenn es diesem gelänge, ihn zu erreichen und beim Kragen zu packen, und da er, bei seiner genauen Bekanntschaft mit Ninon dann wohl nicht gut behaupten konnte, daß er ganz absichtslos hinter die Hecke gekommen sei, zog er es vor, schleunigst die

Flucht zu ergreifen, obgleich ihn dies allerdings noch mehr verdächtigen mußte, und lief, so schnell er konnte, dem Dorfe zu.

Ninon war sehr bleich geworden und hatte sich mit stockendem Athem zurückgelehnt; ihre starren Augen richteten sich noch immer auf die Stelle, von der soeben Bernard's Kopf wieder verschwunden war; sie konnte sich für überzeugt halten, daß sie dieser Mensch nur verfolgt habe, um ihr die größten Unannehmlichkeiten, vielleicht sogar Gefahren zu bereiten.

Auch Theodor hatte den Lauscher und Flüchtling bemerkt und war im Zorne über dessen Unverschämtheit schon auf dem Sprunge, ihn zu verfolgen, aber er zögerte noch, denn einmal fühlte er wohl, daß er kein besonderes Recht habe, einen neugierigen Spaziergänger zur Rede zu stellen, und dann hielt ihn auch das auffällige Benehmen Ninon's ab, dieselbe zu verlassen.

Nun hatte aber Ninon ganz denselben Grund, Theodor wie dem Rittmeister ihre Bekanntschaft mit Bernard zu verheimlichen, und begriff dies noch zeitig genug. Auf die dringende Frage des jungen Mannes, was sie in einen so großen Schrecken versetzt habe, antwortete sie daher nur:

„Der Unbekannte, der uns belauscht hat."

„Es ist ein harmloser Spaziergänger," meinte der Baron tröstend, obgleich auch er sich eines etwas unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte, da er fürchtete, seine Gläubiger möchten ihm auf der Spur sein; „wir sind ihm Beide unbekannt, und die ganze Sache hat Nichts zu bedeuten."

Ninon schien sich auch wirklich schnell beruhigen zu lassen, aber sie erhob sich doch von der Rasenbank und bat Theodor, ihr in das Haus zu folgen, um solchen unangenehmen Beobachtungen nicht wieder ausgesetzt zu werden. Wenn es ihr auch gelang, sich äußerlich ruhig zu stellen, so war sie innerlich doch auf das Tiefste bewegt; der Entschluß stand fest in ihr, daß sie auch dieses Haus schleunigst verlassen müsse, und sie schwankte nur noch, wie sie dem Baron diese Nothwendigkeit begreiflich machen solle.

Noch nie hatte sie sich ihm so entgegenkommend gezeigt, wie im weiteren Verlaufe dieses Tages, denn dieses Mal lag es ihr daran, ihn zu einem leidenschaftlichen Ausbruche seiner auf das Höchste gespannten Gefühle zu veranlassen, was sie bisher zu vermeiden gesucht hatte, und dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Durch ihr kokettes Spiel immer mehr angereizt, warf sich Theodor ihr zu Füßen und beschwor sie mit den glühendsten Worten, ganz die Seinige zu werden.

Die Antwort darauf lag in ihren zärtlichen Blicken, ihren Seufzern und den Thränen, die sie mit großer Geschicklichkeit fließen zu lassen wußte; seine Bezauberung war vollständig.

Genug, Ninon gestand, was sie ihm bisher eigentlich nur angedeutet hatte, mit klaren Worten, daß sie den Rittmeister — sie nannte denselben natürlich noch immer ihren Gatten — nicht mehr liebe, da er sie zuweilen roh behandelt und zu einem Leben gezwungen habe, das sie in keiner Weise befriedigt und sogar die schmerzlichsten Bedenken in ihr wachgerufen, daß sich von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft mit Theodor ihr Herz für diesen erklärt habe — kurz, daß sie vollständig seine heiße Neigung erwiedere und sich, nach einem harten Kampfe mit der Pflicht, außer Stande fühle, jener jemals wieder zu entsagen.

„Mit diesem Geständnisse," schloß sie sehr pathetisch, „habe ich Dir, mein Geliebter, meine Schwäche als Frau, meine Ehre als Gattin preisgegeben, und nun bleibt uns Nichts mehr übrig, als schleunigst auch von diesem Orte, an dem wir so kurze köstliche Stunden verlebt haben, zu fliehen, damit uns der Rittmeister hier nicht findet, denn ich würde nun nicht mehr im Stande sein, die Augen wieder zu ihm aufzuschlagen, und ihm schnell genug meine Schuld verrathen. Wer weiß, ob jener Lauscher, den wir heute entdeckt haben, wirklich ein harmloser Neugieriger und nicht ein Abgesandter von ihm gewesen ist?"

Letzteres glaubte Theodor nun zwar keineswegs, aber er hatte jetzt nicht Lust und Zeit, darüber zu streiten, sondern

schwamm ganz in dem unermeßlichen Glücke, sich endlich am Ziele seiner Wünsche zu sehen.

„Ich lasse nicht wieder von Dir, Ninon!" rief er unter stürmischen Liebkosungen, gegen die sie sich nur schwach wehrte; „Dein Mann würde mit seinem oder meinem Leben den Versuch bezahlen müssen, Dich mir wieder zu rauben!"

„Nein, nein, es darf nicht zu einer so schrecklichen Katastrophe kommen! Wir müssen noch heute fort, weit fort von hier!" drängte sie. „Wohin willst Du mich führen?"

Diese Frage brachte ihn wieder einigermaßen in die Wirklichkeit zurück. Wohin anders sollte er die geliebte Frau führen als in seine Heimath, nach der er früher oder später doch zurückkehren mußte? Daß Major Andronikoff sie dort wiederfinden würde, war nicht zu befürchten, denn derselbe hatte ihm ja mitgetheilt, er habe sein Gut verkauft und gedenke nicht, sich in jener Gegend Rußlands wieder sehen zu lassen. Natürlich durfte er noch nicht wagen, Ninon seinem Vater und der Gesellschaft dort vorzustellen, aber solche Ansprüche machte sie jedenfalls auch nicht, sondern begnügte sich, ihm in der Verborgenheit anzugehören; ein sicherer und angenehmer Aufenthalt mußte sich ja für sie in der Nähe des väterlichen Gutes finden lassen — und, wenn man eine Thorheit zu begehen im Begriffe steht, so blickt man ja nicht zu weit in die Zukunft hinaus, alle Schwierigkeiten scheinen sich dann so leicht heben zu lassen! — Aber ein anderes Bedenken, das die Gegenwart mit sich brachte, ließ sich nicht so leicht von der Hand weisen; augenblicklich fehlten ihm die Mittel zur Ausführung seines Planes, und er mußte hier in Meudon jedenfalls erst den Brief seines Vaters abwarten, der übrigens stündlich eintreffen konnte.

Das sagte er, wenn auch mit Widerstreben, Ninon, und sie wagte dieses Mal nicht, ihm ihren Schmuck anzubieten, da er ihn unter den jetzigen Verhältnissen doch annehmen konnte und dann zu der Ueberzeugung kommen mußte, wie er damals getäuscht worden sei. Wir sagten früher schon, daß Ninon sich

aus den Geschenken des Rittmeisters ein kleines Kapital für alle Fälle gespart hatte, aber der Entschluß, dasselbe anzugreifen und vielleicht gänzlich zur Bezahlung von des Barons Schulden in Paris zu opfern, wurde ihr doch zu schwer, und auch sie tröstete sich damit, der erwartete Brief werde eher eintreffen, als es dem Rittmeister oder andererseits Bernard und Idaly möglich sein werde, Etwas gegen sie zu unternehmen.

Es wurde daher beschlossen, die Abreise unverzüglich nach dem Eintreffen jenes Briefes anzutreten, und während Ninon die liebende Ungeduld ihres Anbeters immer noch in Schranken zu halten wußte, Pläne, die ganz seinen Ideen entsprachen, für die Zukunft entworfen. —

Inzwischen war Bernard nach Hause geeilt, um Idaly seine Entdeckung mitzutheilen und mit ihr zu berathen, welche Schritte gegen Ninon nun schleunigst zu thun seien. Beiden lag es vorzüglich daran, zu verhindern, daß sie Paris oder wenigstens dessen nächste Umgebung verlasse, weil es doch sehr schwierig, vielleicht unmöglich gewesen wäre, ihr zu folgen, und sie glaubten diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn sie den Rittmeister, mochte derselbe sich nun noch im Polizeigefängnisse befinden oder nicht, von ihrem Aufenthalte in Kenntniß setzten, denn daß dieser bereits wissen solle, wie sie sich augenblicklich die Zeit vertreibe, wohl gar seine Einwilligung dazu gegeben habe, war doch sehr unwahrscheinlich.

Idaly schrieb also jenes Billet an ihn, und Bernard erhielt den Auftrag von ihr, dasselbe jedenfalls in seine Hände gelangen zu lassen und sich dann in der Nähe des Gartenhäuschens auf die Lauer zu legen, um möglichst sicher zu erfahren, was sich ereignen würde. Wie er sich des ersten Theiles dieser Mission entledigte, hat man bereits gesehen, und wir haben nur noch hinzuzufügen, daß er von da sich sofort nach Meudon mit demselben Bahnzuge begab, den auch der Rittmeister benutzte, wobei er sich wohl hütete, sich diesem bemerkbar zu machen.

Der Rittmeister entdeckte ohne Mühe das ihm so gut be-

zeichnete Haus, und je mehr er sich demselben mit starken Schritten näherte, desto heftiger gerieth sein Blut in Wallung; er befand sich ganz in dem Zustande, um der Ungetreuen und ihrem Liebhaber eine recht heftige Scene zu bereiten.

Um diese Zeit war Theodor, ganz gegen die sonstige Gewohnheit, nicht zu Hause, sondern hatte sich nach der Stadt begeben, um, von Ungeduld getrieben, auf dem Postbüreau nach seinem Briefe zu fragen; er wagte diesen Gang auf die Gefahr hin, von einem seiner Gläubiger entdeckt zu werden, da er diese, obgleich seine Wechsel zum Theil schon fällig waren, durch die Hinweisung auf das mit Bestimmtheit erwartete Geld beschwichtigen zu können glaubte.

Ninon saß an dem fast ganz mit Weinlaub bedeckten Fenster ihres Stübchens und blickte wieder auf den durch den Garten dem Hause zuführenden Weg, wie wir sie vor einiger Zeit schon einmal gefunden haben, als sie die Rückkehr des Barons aus der Stadt erwartete, nur war es damals spät am Abende gewesen und jetzt stand die Sonne noch hoch am Himmel, und auf Theodor's Heimkehr rechnete sie auch noch nicht. Ihre Gedanken waren auch weniger bei ihm als ihrem vergangenen Leben und insbesondere dem Rittmeister; auf der einen Seite machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie den Letzteren verlassen wolle, auf der anderen suchte sie dieselben mit der Erinnerung zu beschwichtigen, daß das Verhältniß zu ihm sie schon in ganz fatale und gefährliche Lagen gebracht und sie ihm die schuldige Dankbarkeit, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein könne, bereits reichlich abgetragen habe; dennoch fühlte sie in Folge ihres Entschlusses eine unbezwingliche Unruhe, die noch durch die Besorgniß vor den Nachstellungen Bernard's und Idaly's vermehrt wurde.

Plötzlich fuhr sie aus dieser Träumerei heftig in die Höhe, starrte einige Augenblicke auf einen Punkt außerhalb des Fensters, sprang dann, todtenbleich geworden, auf und wandte sich der Thür zu, als ob sie im Begriffe sei, zu entfliehen; diese

hastige Bewegung war aber wohl nur eine mechanische gewesen, welche der Verstand nicht billigen konnte, denn sie hielt ebenso schnell inne, zitterte aber sichtlich an allen Gliedern.

Man wird ihren großen Schreck leicht begreifen, wenn man hört, daß es der Rittmeister gewesen war, den sie erblickt hatte, und wenn sie sein unerwarteter Anblick schon ohnehin in Bestürzung versetzt haben würde, so geschah dies noch mehr durch die zornige Aufregung, die sich deutlich auf seinem Gesichte ausdrückte.

Hätte er Ninon in diesem Momente beobachten können, so würde er keinen Augenblick lang daran gezweifelt haben, daß sie sich einer schweren Schuld gegen ihn bewußt fühle, zum Glücke für sie aber war sie ihm durch das Weinlaub vor dem Fenster vollständig verdeckt worden, und auch dieses Mal ließen sie ihre Geistesgegenwart und ihre Schauspielerkunst nicht im Stiche. Die Zeit einer halben Minute, die ihr blieb, bis der Rittmeister die Hausthür erreicht hatte, genügte, ihr wieder eine Miene möglichster Fassung zu geben, und um die beabsichtigte Täuschung noch natürlicher zu machen, warf sie sich schnell auf das Sopha und stellte sich schlafend, wobei ihr das klopfende Herz beinahe die Brust zersprengte.

Ninon hatte überhaupt mehr Glück, als sie verdiente, denn zufällig befanden sich die beiden alten Leute, ihre Wirthe, in einem entfernteren Theile des Gartens und bemerkten ebenso wenig den Kommenden, wie dieser sie; der Rittmeister konnte also Niemand fragen, wer in dem Hause wohne, woraus sich doch wohl eine Unterhaltung, die seinen Zorn noch mehr reizen mußte, entwickelt haben würde, sondern, nachdem er im unteren Stockwerke einen flüchtigen Blick um sich geworfen hatte, stieg er ohne Weiteres die Treppe hinauf und öffnete die nächste Thür, die in das gemeinsame, jetzt leere Zimmer des Pärchens führte; es fiel ihm gar nicht ein, Rücksichten zu nehmen und Umstände zu machen, denn in seiner Aufregung hatte er ganz

vergessen, daß er durch das anonyme Schreiben möglicherweise doch dupirt sein könne.

Als er das genannte Zimmer leer fand, darin aber doch einige Sachen bemerkte, die Ninon gehörten, wie er sogleich erkannte, nahm er um so weniger Anstand, weiter vorzudringen, um die Ungetreue womöglich in flagranti zu ertappen, und öffnete ungestüm die Thür ihres eigentlichen Zimmers, in dem sie jetzt auf dem Sopha lag.

Bei dem lauten Geräusche, das er machte, hätte auch ein Festschlafender erwachen müssen; Ninon fuhr also, gleichsam erschrocken, auf, stieß, sobald sie ihn erblickte, einen Ruf scheinbar so natürlich aus dem Herzen kommender Freude aus und breitete ihm mit einer Miene so unverkennbaren Entzückens die Arme entgegen, daß er wie versteinert an der Schwelle stehen blieb; er hatte ja Furcht und Schrecken zu erregen geglaubt und fand nun einen so herzlichen Empfang wie in der Zeit, als er ihrer Liebe und Anhänglichkeit am sichersten gewesen zu sein glaubte. Diese übrigens so angenehme Enttäuschung kam so plötzlich, daß sie mit einem Schlage fast sein ganzes Mißtrauen vernichtete.

Die geschickte Schauspielerin beabsichtigte auch gar nicht, ihn zu den Worten kommen zu lassen, die ihm in der Kehle stecken geblieben waren, sondern warf sich mit stürmischem Begrüßungsjubel an seine Brust und überschüttete ihn mit einer Fluth von Fragen, wie er sich befinde, wie er frei geworden sei und wie er ihren Aufenthalt ausfindig gemacht habe; in Wirklichkeit war sie nur begierig, das Letztere zu hören.

Das Gesicht des Rittmeisters hatte sich bedeutend mehr aufgeklärt, indessen erwiederte er die zärtliche Begrüßung noch nicht, wehrte sie im Gegentheil sanft ab, was Ninon in ihrem liebenden Eifer gar nicht zu bemerken schien, und brachte endlich in einem Tone, der zwischen Neugierde und Vorwurf schwankte, die Frage hervor:

„Wie bist Du denn aber hierher gekommen, Ninette?"

„Du sollst sogleich Alles erfahren, einzig geliebter Karl," er-

wiederte sie, ihn neben sich auf das Sopha niederziehend, „ich habe furchtbar schwere Tage ausgestanden; zuerst aber beantworte meine Frage, wie Du Dich befindest, ob wir keine Gefahr mehr laufen, und nimm dadurch den schwersten Stein von meinem Herzen. Mein Gott, wie leidend, wie erregt Du aussiehst!"

Sie streichelte ihm zärtlich die Stirn, die sich allmälig wieder tiefer gefaltet hatte.

„Ich bin ganz wohl und frei, wie Du siehst," antwortete er mit gepreßter Stimme; „nur Eines beunruhigt mich. Warum hast Du unsere Wohnung verlassen, Ninon, da Dich die Polizei gar nicht bedrohte?"

„Hast Du denn nicht meinen Brief vorgefunden?" fragte sie erstaunt. „Freilich, er war in größter Eile und Angst geschrieben und konnte Dir nicht genügende Aufklärung geben; ich mußte ja auch vorsichtig sein, da ich nicht einmal wußte, ob er jemals in Deine Hände kommen würde. Du meinst, die Polizei habe mich nicht bedroht? Das war es ja eben, was ich so sehr fürchtete!"

„Du warst doch in keiner Weise bei dem Spiele betheiligt —"

„Als Wirthin nicht? — Aber es handelte sich weniger darum, als daß sich unser wahres Verhältniß herausstellen konnte. Wenn ich Deine angetraute Frau gewesen wäre, Karl, würde ich keinen Schritt breit von Deiner Seite gewichen sein und darauf bestanden haben, daß man mich mit Dir in das Gefängniß führe. Jetzt aber, wo ich mich zur qualvollsten Ungewißheit während so langer Zeit verdammt fand, wo ich nicht einmal wagen durfte, mich nach Deinem Verbleibe zu erkundigen, weil ich nicht im Stande gewesen wäre, geheiligte Rechte an Dich nachzuweisen, habe ich auf das Tiefste empfunden, wie bitter und peinlich diese Lage für mich ist, und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir sie ändern müssen, wenn wir länger neben einander leben wollen."

Ninon mußte sich doch sehr sicher fühlen, dachte er, wenn sie gerade jetzt wieder den schon so oft von ihr erhobenen und von ihm zurückgewiesenen Anspruch berührte, seine wirkliche Gattin zu werden, übrigens ließ sich nicht leugnen, daß in Dem, was sie sagte, Wahres liege.

„Lassen wir das jetzt, mein Kind," unterbrach er sie, einen möglichst strengen Ton annehmend, „ich fürchte, daß Du selbst unser Verhältniß noch mehr bloßgestellt hast, als die Polizei dies vermocht haben würde."

„Was soll das heißen, Karl?" fragte sie, sich ein wenig von ihm zurückziehend, als ob sie verletzt sei, und blickte ihn dabei scharf an.

„Lies diesen Brief!" sagte er, unwillkürlich in Verlegenheit gerathend, indem er ihr das ihm von Bernard zugesteckte Billetchen reichte.

Bei dem ersten Blicke auf das Papier erkannte sie Idaly's Handschrift, und nur mit der äußersten Anstrengung gelang es ihr, die Fassung zu bewahren; sie fürchtete Schlimmeres zu lesen, als der Brief wirklich enthielt, nämlich die Aufdeckung ihres früheren Lebens und Verhältnisses zu Bernard. Als dies aber nicht der Fall war, gewann sie sofort wieder Muth und Zuversicht.

„Der Brief ist anonym," sagte sie, das Papier verächtlich auf den Tisch werfend; „eine ebenso lächerliche als abscheuliche Beschuldigung, die sich nicht einmal auf Beweise zu stützen versucht."

„Du wirst aber zugeben," meinte der Rittmeister, auf den ihr Benehmen, ungeachtet seines Widerstrebens, einen sehr günstigen Eindruck machte, „daß alle Welt nach dem Schritte, den Du gethan hast, ebenso denken und urtheilen muß wie die Schreiberin dieser Zeilen."

„Aber Karl," rief die Französin mit gutgespielter Empörung, „begreifst Du denn nicht die feige Bosheit, die sich von unbekannter Seite her zwischen uns drängen will, — der Himmel

weiß, aus welchem Grunde? Warum tritt Die, welche Deine Freundin zu sein vorgiebt, denn nicht offen gegen mich auf? Hast Du denn überhaupt hier in Paris eine Freundin?"

Der Rittmeister schüttelte auf diese Frage, durch welche die Eifersucht klang, den Kopf, und er log damit auch nicht.

„Die Thatsache steht aber fest," brummte er zwischen den Zähnen; „oder wohnt hier nicht etwa auch der Baron von Ronnow?"

Er sah sich dabei mißtrauisch im Zimmer um.

„Hier?" entgegnete Ninon mit der Würde, die einer tugendhaften Frau ganz gut gestanden haben würde. „Nein! Er wohnt in diesem Hause, aber nicht hier."

„Nun, ist das nicht dasselbe?" fuhr der Rittmeister in wiederausbrechendem Zorne auf.

„Ich habe Dir nicht allein mehr Achtung und Liebe für mich, sondern auch mehr Verstand zugetraut, Karl, als daß Du nach unserer so langen und innigen Bekanntschaft Dich durch den bloßen Schein und anonyme Verleumdung zur Eifersucht hinreißen lassen könntest," sagte Ninon in dem vorigen Tone und mit großer Ruhe. „Was blieb mir, zumal ich von allen Mitteln entblößt war, Anderes übrig, als den mir gebotenen Schutz eines Mannes anzunehmen, der meinem Herzen nie gefährlich werden konnte, wofür Du die unleugbarsten Beweise besitzest? Ich habe die Rolle, die Du selbst mir bei ihm vorgeschrieben, nur in unser Beider Interesse, das überhaupt unzertrennlich ist, fortgespielt; dies schien mir um so mehr geboten, als ich wußte, daß Du ohne Mittel sein würdest, wenn Du zu mir zurückkehrtest, und ich der Freundschaft des Majors nicht unbedingt vertrauen mochte."

„Daran wenigstens hast Du Recht gethan," murmelte der Rittmeister, der sich des Grolles gegen den falschen Freund nicht erwähren konnte; „Andronikoff hat mich vollständig im Stiche gelassen."

„Siehst Du wohl?" meinte Ninon triumphirend. „Der

Baron dagegen wird in wenigen Tagen, vielleicht heute schon, über große Summen verfügen können, die er aus seiner Heimath erwartet, und mir verdankst Du es, daß wir an ihm noch eine sichere Stütze haben."

Die Mienen des Rittmeisters klärten sich merklich auf; dennoch zuckte es noch einmal wie Wetterleuchten über sein Gesicht, als er, ziemlich kleinlaut, fragte:

„Aber um welchen Preis?"

„Ich verdiene Dein Mißtrauen nicht und halte es unter meiner Würde, mich dagegen zu rechtfertigen," entgegnete Ninon, den Ton der Tiefbeleidigten annehmend; „ich bin in jedem Augenblicke bereit, die Bekanntschaft mit diesem jungen Manne, dessen Thorheit ich verächtlich belächele, gänzlich abzubrechen und Dir zu folgen, wohin Du mich führen wirst."

Der Rittmeister fühlte sich jetzt überzeugt, daß er durch die anonyme Briefstellerin absichtlich getäuscht worden sei, und die Bedenken, die er noch an dem bisherigen Verhalten Ninon's nahm, schwanden vor der Furcht, daß sie sich durch sein Mißtrauen wirklich bewogen fühlen könne, ihren Anbeter und dessen Geld aus dem Netze zu lassen. Er lenkte deshalb schnell ein und sagte, er hege gerade kein Mißtrauen gegen sie, begreiflich sei es aber wohl, daß er genau zu wissen wünsche, wie sie die Zeit der Trennung von ihm zugebracht habe.

Nachdem er einmal so weit nachgegeben hatte, wird man nicht mehr zweifeln, daß es der schlauen Ninon gelang, ihm die Nothwendigkeit ihres Entschlusses, sich unter Theodor's Schutz an einen verborgenen Ort zurückzuziehen, und dessen Folgen, wie daß sie sich als des Barons Gattin ausgegeben hatte, zu beweisen; ein heimlicher eifersüchtiger Groll auf den jungen Mann blieb zwar in ihm zurück, da er diesen aber noch nothwendig gebrauchte, stellte er sich befriedigt.

Nachdem nun die Versöhnung geschlossen war, blieb ihm noch übrig, Ninon den Tod ihres Kindes mitzutheilen, und da er ihre Empfindungen dafür nach den seinigen beurtheilte, er-

sparte er sich alle weitläufigen Vorbereitungen. Indessen zeigte sie sich mehr ergriffen von der Nachricht, als er es sich gedacht hatte.

Wir wollen zu ihrer Ehre annehmen, daß das Mutterherz in diesem Augenblicke wirklich tief erschüttert wurde und ihre Thränen aus lauterer Quelle flossen, jedenfalls stellten sich aber auch bald die Erwägungen ein, ob sie durch den Tod des kleinen Charles gewonnen oder verloren habe. Das festeste Band, das sie, ihrer Meinung nach, mit dem Rittmeister verknüpft hatte, war dadurch zerrissen worden; so gut wie sie erhielt auch er damit seine Freiheit wieder, wenn Einem von ihnen die Trennung wünschenswerth erscheinen sollte, und dies forderte sie auf, schnell eine Entscheidung über die Ausführung der Pläne zu treffen, die sie noch vor Kurzem gemacht hatte. Ohne Zweifel würde auch Theodor, wenn er zurückkehrte und den Rittmeister vorfand, darauf dringen.

Eine Stimme in ihrem Herzen sprach noch immer für den Letzteren, und obenein fürchtete sie ihn; dagegen standen auf der anderen Seite die glänzenden Aussichten, die ihr das Verhältniß zu Theodor bot und diese schienen doch den Sieg behaupten zu wollen. Das Resultat ihrer Ueberlegung, die natürlich durch des Rittmeisters Gegenwart sehr gestört wurde, war, sie wolle abwarten, was sich aus der Begegnung der beiden Männer ergeben würde; bei Theodor's heftiger Leidenschaft ließ sich annehmen, daß es früher oder später zu einem Streite zwischen ihm und dem Rittmeister kommen werde, und sie gedachte, hin und her zu laviren, bis sich entschieden haben würde, wer in demselben Sieger bleibe. Dieser Verwickelung, die vielleicht schon an diesem Abende mit des Barons Rückkehr begann, sah sie mit großer Unruhe entgegen.

Daß der Rittmeister genöthigt war, innerhalb dreier Tage Paris zu verlassen, war ihr ganz lieb, da sie ja auch sehnsüchtig dasselbe wünschte.

Ihrer Ueberredung war es gelungen, ihn zu bewegen, daß

er für die wenigen Stunden, die sie an diesem Orte noch zubringen konnte, aus Rücksicht für sie den Baron bei den Wirthsleuten als ihren Gatten gelten lasse und sich für ihren Bruder ausgebe, der gekommen sei, sie zu einer Reise abzuholen; die arglosen Leute nahmen an dieser Angabe auch nicht den geringsten Anstoß.

Vergeblich warteten aber an diesem Abende der Rittmeister und Ninon auf die Rückkehr des Barons, Beide in gleicher Unruhe aus nicht ganz verschiedenem Interesse; der junge Mann kam auch während der Nacht nicht, und da Ninon mit Bestimmtheit zu wissen glaubte, daß er sie nicht freiwillig aufgeben werde, — eine Befürchtung die ihr alter Geliebter äußerte, — konnte sie nur annehmen, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, was Beiden einen argen Strich durch ihre Rechnung gemacht haben würde.

VIII.

Im Schuldgefängnisse.

Man wird sich erinnern, daß Major Andronikoff durch einen gewöhnlichen Wucherer, der übrigens äußerlich den anständigen Mann zu spielen wußte, soweit er dies für gut und nothwendig hielt, aus seiner eigenen Tasche bedeutende Vorschüsse an den Baron gemacht und, da er sich seiner eigenen Sicherheit wegen nun beeilen wollte, Paris zu verlassen, den Entschluß gefaßt hatte, die in seinen Händen befindlichen Wechsel und Schuldverschreibungen mit einem Verluste, bei dem er immer noch seine Rechnung gut genug fand, an Jenen abzutreten. Dieses Geschäft wurde denn auch abgeschlossen, denn der Wucherer, dem der Major Theodor als einen leichtsinnigen jungen Mann dargestellt, hatte bereits genügende Erkundigungen über die Familienverhältnisse des Letzteren einzuziehen gewußt und glaubte, unter keinen Umständen ein schlechtes Geschäft machen zu können.

Dieser Mann hatte nun den Baron vergeblich in dessen Wohnung aufgesucht und, als er ihn nicht fand, ohne weitere Rücksicht die Wechselklage eingereicht, sich auch einen offenen Verhaftsbefehl für den Schuldner ausgewirkt; mit demselben in der Tasche suchte er ihn, während auch seine Agenten ganz Paris zu demselben Zwecke durchstöberten.

„Wenn Sie ihn finden," hatte der Major lachend gesagt, „— und ich stehe Ihnen dafür, daß dies bald geschehen wird, denn es befindet sich in Paris ein Magnet, der ihn nicht weit von der Stelle läßt, — so lassen Sie ihn ohne Weiteres verhaften; Sie sind dann gewiß, daß ihn der zärtliche Papa wieder auslöst. Sie würden aber gut thun, seinen Einwendungen und Versprechungen kein Gehör zu schenken, denn wenn ich ihn auch für einen ehrlichen Jungen halte, so steht er doch unter dem Einflusse eines listigen Weibes, das sein Geld lieber verschwenden als damit Schulden bezahlen wird."

Der Wucherer dankte für den guten Rath, den er pünktlich zu befolgen versprach; aber er wurde doch ungeduldig und besorgt, als Tag auf Tag verging, ohne daß er Theodors Aufenthalt in Erfahrung bringen konnte. Auch der vorgeblichen Frau von Tannenburg Spur verfolgten, auf des Majors Rath, seine Leute, waren aber nicht so thätig, schlau und glücklich in ihren Nachforschungen wie Bernard.

An dem Tage nun, als der Baron sich mit weniger Vorsicht als sonst in die Stadt begeben hatte, um auf dem Postbüreau nach seinem Briefe zu fragen, wollte es der Zufall, daß er in einer der belebtesten Straßen Jenem, so zu sagen, geradezu in die Arme lief. Die Ueberraschung war auf beiden Seiten groß, wenn auch in sehr verschiedener Weise, indessen versuchten beide Theile, dieselbe, so gut sie konnten, zu verheimlichen, und begrüßten sich sehr höflich.

Theodor beruhigte sich bald einigermaßen, als er den gefürchteten Gläubiger seinen Entschuldigungen und Versprechungen scheinbar ganz zugänglich fand, und konnte natürlich dessen Einladung, in ein Kaffeehaus zu treten, wo sich doch Alles besser als auf der Straße besprechen lasse, nicht ausschlagen; er war viel zu arglos und unerfahren im Umgange mit dergleichen Leuten, um unter dieser Freundlichkeit eine Falle zu vermuthen. Daher legte er auch keinen Werth darauf, daß Jener beim Eintritte in das Lokal einige leise Worte mit einem Kellner wechselte,

und noch viel weniger fiel es ihm auf, daß nach einiger Zeit, während deren sein Gläubiger ihn vollständig mit der Unterhaltung über ihre Angelegenheiten beschäftigt hatte, ein großer, weniger elegant als martialisch aussehender Mann in bürgerlichem Anzuge eintrat und ganz in ihrer Nähe Platz nahm.

Auf diesen schien der Wucherer aber nur gewartet zu haben, — wir brauchen wohl kaum noch zu sagen, daß er ihn erst durch den Kellner hatte herbeirufen lassen — denn nun veränderte sich auf einmal sein Ton und er verlangte sofortige Bezahlung, widrigenfalls er zu seiner Sicherheit sehr ernste Maßregeln ergreifen müsse, und dabei zog er den Verhaftsbefehl aus der Tasche und präsentirte denselben, ihn vorsichtig mit beiden Händen festhaltend, dem auf das Höchste überraschten Schuldner.

Umsonst betheuerte dieser nochmals sowohl seinen guten Willen als die Gewißheit, daß er alsbald die fälligen Wechsel einlösen werde, umsonst bat er nur noch um wenige Tage Aufschub, da er augenblicklich die dringendsten Verpflichtungen gegen eine ihm theure Person zu erfüllen habe, und noch viel weniger wirkte sein Vorwurf über die plötzliche Veränderung in dem Benehmen des Gläubigers; dieser zuckte die Achseln, wandte sich plötzlich zu ihrem Nachbar, der ein scharfes Auge und Ohr für die beiden Personen gehabt hatte, und überreichte ihm mit einem bezeichnenden Winke, der sich etwa in die Worte übersetzen ließ: „Thun Sie Ihre Schuldigkeit!" den Verhaftsbefehl, den er bisher so sorgsam behütet hatte.

Der große Mann trat nun mit feierlicher Miene an den todtenbleich gewordenen Baron hinan, entpuppte sich als Exekutivbeamter des Wechselgerichts und forderte ihn halb höflich, halb gebieterisch auf, ihm sofort nach dem Schuldgefängnisse zu folgen.

Widerstand, ja selbst jede weitere gütliche Einwendung gegen dieses Verlangen wäre eine offenbare Thorheit gewesen und hätte nur zu neuen Demüthigungen führen können; das sah

Theodor wohl ein, obgleich er sich plötzlich in einen Zustand versetzt fühlte, der ihm beinahe alle Ueberlegung raubte und ihn mit Verzweiflung erfüllte. Der ehrliebende junge Mann, der es bis vor Kurzem noch für ganz unmöglich gehalten hatte, jemals in eine solche Lage zu kommen, fühlte tief die Schande derselben, wenn er auch gewiß sein konnte, daß er nicht lange in Haft bleiben würde; viel schrecklicher noch aber war ihm der Gedanke, auf diese Weise und gerade in diesem Augenblicke von Ninon getrennt zu werden; seine zärtliche Besorgniß malte ihm alle Unannehmlichkeiten und Gefahren, die sie treffen könnten, in den dunkelsten Farben aus, und er war überzeugt, daß sie in der tödtlichsten Angst schweben werde, wenn er nicht zur gewöhnlichen Zeit zu ihr zurückkehren würde.

Dies Alles änderte indessen Nichts an der Sache. Der Beamte wiederholte in noch kategorischerem Tone seine Aufforderung, und der listige Wucherer, dem der Triumph deutlich auf dem häßlichen Gesichte zu lesen war, machte sehr höflich darauf aufmerksam, daß mehrere zunächst sitzende Besucher des Kaffeehauses bereits auf die eigenthümliche Unterhandlung, deren Bedeutung sich nicht schwer aus den Mienen der Betheiligten errathen ließ, zu achten begannen. Theodor erhob sich also und folgte beinahe schwankend den Beiden, die jetzt Herren seiner persönlichen Freiheit waren und sich so dicht an ihn hielten, daß er ohne Mühe ihren Entschluß zu erkennen vermochte, nöthigenfalls den ausgedehntesten Gebrauch von dem Rechte, das ihnen das Gesetz verlieh, zu machen.

Die im Kaffeehause Zurückbleibenden, welche Zeugen dieser kleinen Scene geworden waren, blickten neugierig den Abgehenden nach und zuckten lächelnd oder bedauernd die Achseln. So Etwas kommt aber in Paris so häufig vor, daß sie es kaum für der Mühe werth hielten, darüber ein Wort zu wechseln.

Gewiß achtete auf der Straße auch Niemand auf das Kleeblatt, das nichts Auffälliges an sich hatte, als höchstens das ungemein bleiche Antlitz des Barons; dennoch kam es dem

Letzteren vor, als ob Aller Augen auf ihn gerichtet seien, und er hätte vor Scham am liebsten in die Erde sinken mögen.

Man nahm einen Lohnwagen und fuhr nach dem Schuldgefängnisse, woselbst der Baron mit allen peinlichen und demüthigenden Förmlichkeiten abgeliefert wurde; hierauf empfahl sich der Gläubiger, den er keines Wortes und Blickes mehr gewürdigt hatte.

Theodor konnte noch von Glück sagen, daß er ein eigenes Zimmer erhielt und nicht genöthigt war, mit anderen Schicksalsgenossen Bekanntschaft zu schließen, die ihm vielleicht später unangenehm hätte werden können. Materiell entbehrte er eigentlich Nichts, da er die meisten Bequemlichkeiten für Geld erhalten konnte, und die Beamten, die von seinem Gläubiger wohl schon einen Wink darüber bekommen hatten, daß ihn nur eine augenblickliche Verlegenheit hierhergebracht habe, benahmen sich auch äußerst höflich; dennoch fühlte er sich auf das Tiefste niedergedrückt. Zum ersten Male in seinem Leben sah er sich seiner persönlichen Freiheit beraubt, und wenn dies ohnehin schon sehr niederschlagend für jeden Menschen, besonders von lebendigem Geiste, ist, so empfand er unter seinen jetzigen Verhältnissen diesen Verlust doppelt schwer.

Sobald er allein und ungestört war, richteten sich seine Gedanken mit aller Macht auf Ninon. Die nächste Frage war, ob er an sie schreiben und ihr Mittheilung von dem ihm zugestoßenen Unfalle machen solle, was das Gefängnißreglement gestattete; so sehr er aber auch wünschte, sie dadurch über sein voraussichtlich nicht langes Ausbleiben zu beruhigen, widersprach dieser Absicht doch neben der Scham, ihr seine peinliche Situation zu bekennen, die Erwägung, ob dieser Brief auch richtig in ihre Hände kommen werde; es war, als ob ihm eine Ahnung sagte, der Rittmeister könne sie inzwischen aufgefunden haben, — jedenfalls trug die eifersüchtige Angst hauptsächlich zu dieser Befürchtung bei — und dann hätte sein Schreiben sie doch in

eine arge Verlegenheit setzen müssen. Nach langem Hin- und Herüberlegen gab er also diese Idee auf, sicher, aber auch mit verdoppelter Unruhe hoffend, daß das erwartete Geld schon an diesem oder einem der nächsten Tage eintreffen werde.

Nun folgte eine Reihe qualvoller Stunden, die ihm in der Einsamkeit doppelt lang wurden, denn unaufhörlich trug er sich mit Gedanken, welche Folgen es haben müsse, wenn der Rittmeister Ninon wiedergefunden und erfahren hätte, daß sie mit ihm in Meudon zusammengewohnt habe; im Geiste sah er die geliebte Frau durch Mißhandlungen ihres rechtmäßigen, aber ungeliebten Gatten, der sich auf das Schwerste beleidigt glauben mußte, gequält, in heimlicher Sehnsucht des Augenblicks harrend, in dem er zurückkehren werde, sie von dem unerträglichen Joche zu befreien, vielleicht gar schon von ihrem Tyrannen weit fortgeschleppt, damit es ihm unmöglich würde, sie wiederzufinden.

Diese traurigen Vorstellungen, mit denen er sich selbst marterte, waren nun sehr weit von der Wirklichkeit entfernt, denn der Rittmeister hielt es, wie man schon weiß, für das Beste, den Aussagen Ninon's Glauben zu schenken, und sehnte sich ebenso sehr wie sie nach der Rückkehr des reichen Barons, der ihm die Mittel, den Schauplatz seiner abenteuerlichen Thätigkeit nach einem anderen Orte zu verlegen, verschaffen sollte.

Inzwischen hielt er es doch für räthlich, sich nicht auf diesen einzigen Hoffnungsanker zu stützen, zumal ihm die Zeit für seinen Aufenthalt in dieser Gegend so kurz zugemessen war, sondern beschloß, seinen ersten Vorsatz ohne Verzug auszuführen, nämlich den Major aufzusuchen, um mit ihm das alte Freundschafts- und Gesellschaftsverhältniß wieder anzuknüpfen; die Noth gebot dies, wie sehr sich auch sein Stolz und sein innerer Groll gegen den falschen Freund dawider sträubten.

Die Wohnung des Majors war ihm ja bekannt, und schon am Tage, nachdem er Ninon wiedergefunden, begab er sich dahin, sie mit dem Wunsche zurücklassend, während seiner Abwesenheit möge Theodor zurückkehren; in diesem Falle würde sie

sich entschlossen haben, schleunigst mit dem Letzteren die Flucht zu ergreifen.

Major Andronikoff war zu Hause und gerade dabei, sich zur Abreise zu rüsten, als sein Iwan ihm freudestrahlenden Gesichts, da er nichts Anderes dachte, als daß er seinem Herrn eine sehr angenehme Nachricht bringe, den Besuch des Rittmeisters meldete.

Der Major stieß einen halblauten Fluch aus, denn diese Wiederbegegnung war ihm keineswegs lieb, da er mit Recht die Vorwürfe des sogenannten Freundes über seine Wortbrüchigkeit fürchtete. Die unangenehme Ueberraschung milderte sich aber einigermaßen durch den Gedanken, daß es, nachdem man den Rittmeister freigelassen, nun wohl jedenfalls auch nicht so schlimm um seine Kaution stehe, die im Stiche zu lassen er nothgedrungen bereits beschlossen hatte.

Er ging also dem Rittmeister entgegen und bewillkommte ihn mit gezwungener Freundlichkeit, was dieser durch ein gleiches Benehmen erwiederte.

Beide hatten sich bald die nöthigsten Mittheilungen gemacht, wobei der Rittmeister in peinlicher Verlegenheit den Schritt Ninon's zu rechtfertigen suchte und, wahrscheinlich aus Rücksicht für seine eigene vermeintliche Ehre, zum ersten Male offen gestand, was der Major schon längst als Gewißheit betrachtet hatte, daß die Französin nämlich gar nicht seine angetraute Frau sei. Letzterem gelang es gut genug, sein höhnisches Lächeln zu verbergen.

„Wo ist nun aber dieser Baron geblieben?" fragte der Rittmeister mit einem Stoßseufzer, der deutlich genug verrieth, welche Hoffnungen er auf den Genannten setzte.

„Im Schuldgefängnisse," erwiederte der Major trocken.

„Wissen Sie das bestimmt, Major?"

„Ich glaube wohl, da ich ihn, wenigstens mittelbar, habe einsetzen lassen."

Der Rittmeister war nicht wenig erstaunt über diese Mit-

theilung, und als der Major ihm nun den Hergang der Sache erzählte, wobei er lächelnd bemerkte, er habe auch ihm mit der Verhaftung des Barons einen Dienst zu erweisen geglaubt, was sich natürlich auf Ninon beziehen sollte, fühlte er seinen heimlichen Groll gegen den Spötter noch steigen, da dieser ihn seiner gehofften Hülfsquelle beraubt hatte.

„Aber der Baron ist Ihnen ja sicher, wie Sie wohl hundertmal selbst behaupteten," bemerkte er verdrießlich, „und nun werden Sie ihn ein für alle Male von uns entfernt haben."

„Ich möchte wetten, daß dies nicht der Fall sein und daß er selbst uns wieder suchen wird," meinte Jener in dem vorigen Tone; „ich werde ihm dann schon begreiflich zu machen wissen, daß ich außer aller Schuld sei. So lange er aber kein Geld hat, können wir ihn nicht gebrauchen."

„Wir?" fragte der Rittmeister etwas zaghaft.

„Nun ja; Sie gedenken Paris doch auch zu verlassen?"

„Ich muß wohl."

„Nun, dann können wir unser Kompagniegeschäft von Neuem beginnen."

Dies war eine so unvermuthete, freudige Eröffnung für den Rittmeister, daß er alles Ueble, was ihm Jener angethan hatte, schnell vergaß; indessen schien er seiner Sache doch noch nicht ganz sicher zu sein, denn er meinte seufzend:

„Ich bin aber augenblicklich ganz mittellos."

„Das war ziemlich ebenso, mein Freund," erwiederte der Major etwas hochmüthig, aber doch mit dem Anstriche des Scherzes, „als wir uns zum ersten Male associirten."

„Nun, damals," rief der Rittmeister, erfreut über das Anerbieten ihm die Hand reichend, „besaß ich wenigstens noch eine elegante Einrichtung zur Aufnahme unserer Gesellschaft, dieses Mal aber werden Sie selbst die Reisekosten tragen müssen. Ich verstehe wahrhaftig nicht, Major, welches Interesse Sie jetzt bei meiner Gesellschaft finden!"

„Das ist doch sehr einfach zu erklären, lieber Freund. Sie

sind bereits im Besitze des Magnets, der noch manchen Gimpel wie den Baron — verzeihen Sie, ich will der Liebenswürdigkeit Ihrer Dame nicht zu nahe treten — anlocken wird, ich liebe aber meine Freiheit zu sehr, um mich mit einem solchen versehen zu wollen. Was die Reisekosten anbetrifft, so wird sie uns Herr von Ronnow reichlich wieder vergüten."

Der Major sprach dieses Mal wirklich aufrichtig; wenn er seinen Freund aufgegeben hatte, so war dies in der Voraussetzung geschehen, derselbe werde sich nicht wieder mit Ninon vereinigen können oder wollen; sobald er das Gegentheil wußte, begann er wieder auf die Letztere und ihren Anbeter zu spekuliren.

„Aber er wird nicht wissen, wo wir geblieben sind," meinte der Rittmeister, „wenn er, was wenigstens nicht gewiß ist, nicht vor unserer Abreise aus dem Schuldgefängnisse entlassen worden ist."

„Für diesen Fall werden einige ihm zurückgelassene Zeilen Ihrer Frau — oder Geliebten, gleichviel — genügen, ihm den Weg zu bezeichnen, den wir genommen haben; dabei bleiben wir auch in seinen Augen ganz unverdächtig."

„Hm," machte der Rittmeister, „Sie haben Recht. Wohin gehen wir also zunächst?"

„Nach Dresden," antwortete der Major sehr bestimmt, als ob er keine Einwendung wünsche.

„Nach Dresden? Wie kommen Sie gerade darauf?"

„Es ist eine Stadt, in der viele vornehme Fremde zusammenströmen, die Polizei dort auch nicht zu scharf, und obenein finden wir dort einige Bekannte aus unseren Soireen wieder, die uns in die Gesellschaft einführen können. Aber Sie scheinen nicht gern dorthin gehen zu wollen?"

Dem war in der That so, obgleich der Rittmeister für seine Abneigung keinen anderen Grund hatte, als daß er dort wieder in die Nähe seines Vaterlandes und seiner geschiedenen Gattin kam; derselbe war aber doch nicht wichtig genug, als daß er sich

hätte weigern sollen, den Major zu begleiten. Er meinte deshalb, es sei ihm ganz gleichgültig, wohin man sich begebe.

„So ist also Alles abgemacht!" sagte Major Andronikoff. „Uebermorgen reisen wir; sorgen Sie dafür, daß Ninon für den Baron ein Briefchen zurücklasse, worin sie ihn auffordert, ihr nach Dresden zu folgen, doch muß dies selbstredend so gestellt sein, als ob wir Beide ihn dort am wenigsten erwarteten."

„Ich verstehe schon."

„Sie werden eines Vorschusses bedürfen, lieber Rittmeister," fuhr Jener freundlich fort. „Nehmen Sie dieses Röllchen Gold; ich werde es mir von unserem verliebten Seladon zurückfordern."

Die beiden Herren schieden als die besten Freunde; innerlich fühlte sich der Rittmeister aber doch gedemüthigt durch die Abhängigkeit, in die er sich hatte versetzen müssen.

Die Mittheilungen, die er Ninon über den Erfolg seines Besuches bei dem Major machte, kamen dieser so erwünscht, wie es unter den jetzigen Verhältnissen nur geschehen konnte. Da sie doch einmal ihr geliebtes Paris wieder verlassen mußte, war es ihr gleichgültig, wo sie ihren neuen Aufenthalt nehmen sollte, und die Aufforderung, an den Baron zu schreiben und ihn zum Folgen zu bewegen, ersparte es ihr, dies hinter des Rittmeisters Rücken zu thun, wozu sie in jedem Falle entschlossen gewesen war. Auf diese Weise gewann sie vollständig Zeit, zu überlegen, welchen von den beiden ihr offenen Wegen sie einschlagen solle, denn sie zweifelte auch nicht im Mindesten daran, daß Theodor, sobald er wieder auf freiem Fuße sei, sich durch Nichts abhalten lassen werde, wieder zu ihr zu eilen; die kurze Trennung und die scheinbare Gefahr, die er dann lief, die Eifersucht des Rittmeisters zu erregen, mußten ja seine Leidenschaft noch steigern. —

Wie man sich erinnern wird, war Bernard dem Rittmeister auf dessen Wege zum Gärtnerhäuschen nachgeschlichen und hatte, demselben so nahe wie möglich, wieder hinter der Stachelbeerhecke Posto gefaßt. Seine bestimmte Erwartung, daß es im

Hause zu einer sehr heftigen Scene kommen werde, von der er vielleicht einige Worte erlauschen könne, täuschte ihn vollkommen, dagegen sah er Ninon und den Rittmeister später Arm in Arm in den Garten gehen und auf freundliche Weise mit dem alten Ehepaare, dem das Haus gehörte, sprechen; dies, sowie das Fehlen des Barons blieb ihm einstweilen unerklärlich. Da er fürchtete, der Rittmeister möge dazukommen, wenn er es unternähme, bei dem alten Ehepaare Erkundigungen über dessen Miether einzuziehen, unterließ er dies vorläufig, nahm sich aber vor, am anderen Tage bei guter Zeit wieder auf dem Platze zu sein.

Wenn Bernard und Idaly irgend eine Intrigue spielen konnten, so waren sie unermüdlich. Am folgenden Tage begaben sie sich deshalb schon sehr früh gemeinsam nach Meudon, um nach eingezogener Erkundigung desto schneller eine Verabredung treffen zu können. Idaly hatte für diesen Tag, um desto ungenirter zu sein, das modische Kostüm abgelegt und sich wie eine Grisette aus dem Quartier latin gekleidet, was ihr jedenfalls besser stand als jener zusammengeborgte Flitterputz; Bernard konnte man in seiner Tracht für einen wohlhabenden Handwerker halten.

Das Paar näherte sich dem Gärtnerhäuschen in der Absicht, sich vor demselben zu trennen, um den vortheilhaftesten Angriffspunkt auszuspioniren und je nach Befinden zu benutzen, als es zu seiner Freude bemerkte, wie der Knecht gerade mit dem Gemüsewagen ausfuhr, jedenfalls um sich zum Markte nach der Stadt zu begeben. Der Mensch sah nicht sehr scharfsichtig aus und war es auch in der That nicht; als das Pärchen daher Kehrt machte, wie müßige Spaziergänger, und ein Gespräch mit ihm anknüpfte, ging er ohne Weiteres darauf ein und beantwortete offenherzig alle an ihn gerichteten Fragen. Daraus ergab sich denn Folgendes: ein junges Ehepaar bewohne schon seit etwa vierzehn Tagen die obere Etage des Häuschens zur Miethe, werde nun aber wohl bald abreisen, denn gestern Abend sei der Bruder der jungen Frau eingetroffen, um sie abzuholen; der

Mann sei jedoch Tags vorher in die Stadt gegangen und nicht wieder aus derselben zurückgekehrt, was die Beiden sehr zu beunruhigen scheine; er habe den Auftrag, falls er ihn drinnen zufällig erblicken sollte, ihn recht herzlich zu bitten, daß er seine Rückkehr beeile, denn die Reise müsse schon morgen oder übermorgen angetreten werden.

Der Knecht sprach jedenfalls aufrichtig und eine falsche Rolle war ihm nicht einstudirt worden; seine Erzählung blieb aber Bernard und Idaly ein Räthsel, das sich trotz ihres angestrengtesten Nachdenkens nicht lösen ließ. Das Wichtigste war indessen, daß Ninon eine Reise unternehmen wolle, deren Ziel der Knecht allerdings nicht kannte. Das sonderbare, anscheinend freundliche Verhältniß zwischen Gatten und Liebhaber gab den Beiden auch Mancherlei zu denken und führte sie zu dem Resultate, Ninon sei am Ende gar nicht verheirathet und spiele mit oder gegen beide Männer eine Intrigue. Gar zu gern wären sie dahinter gekommen, aber bei der Kürze der Zeit schien dies nicht gut möglich zu werden.

Während sie, nachdem sie sich seitwärts vom Wege zurückgezogen hatten, noch beriethen, sahen sie auch den Rittmeister ausgehen und schlossen aus seinem Anzuge und der Richtung, die er einschlug, daß er sich nach Paris begeben wolle.

„Du darfst ihn nicht aus den Augen lassen," sagte Idaly hastig zu ihrem Begleiter. „Folge ihm auf Schritt und Tritt und suche vor allen Dingen zu erfahren, wohin er zu reisen beabsichtigt, denn zweifellos wird er Ninon mit sich nehmen. Indessen werde ich hier in unserem Interesse handeln, je nachdem es die Umstände gestatten."

Bernard schien sich ein wenig unter dem Pantoffel seiner Geliebten zu befinden, vielleicht nur, weil er sich ihrer besseren Einsicht bei intriganten Händeln beugte; er gehorchte also ohne Widerrede und fuhr mit demselben Zuge wie der Rittmeister nach Paris zurück. Man weiß schon, daß sich Jener zu Major Andronikoff begab, mit dem er den neuen Handel abschloß.

Als die beiden Männer ihren Augen entschwunden waren, zögerte Idaly nicht, den schnell entworfenen Plan in's Werk zu setzen. Vorsichtig näherte sie sich dem Gärtnerhäuschen, weil sie nicht wünschte, von Ninon, der sie ihren Besuch zugedacht, so frühzeitig bemerkt zu werden, daß derselben Zeit blieb, sie abweisen zu lassen; als sie aber einmal den Garten betreten hatte, schritt sie dreist und schnell vorwärts.

Der Zufall wollte, daß sie Ninon, die sich gerade in den Garten begeben wollte, auf der Treppe begegnete. Trotz der Tracht, die bedeutend von der, in welcher sie ihre ehemalige Freundin zum letzten Male gesehen hatte, abstach, erkannte die vorgebliche Frau von Tannenburg doch sofort Idaly und errieth auch leicht die Absicht, welche diese hierherführte. Der Ausdruck, der zuerst auf ihr Gesicht trat, war der des Schreckes, verwandelte sich aber schnell in Unwillen.

„Ich kann wohl nicht daran zweifeln, daß Du mich suchtest," sagte Ninon zuerst, ohne das halb freundliche, halb spöttisch triumphirende Lächeln, mit dem Jene sie anblickte, zu erwiedern, und dabei streifte ihr Auge mit sichtlicher Verwunderung das Kostüm der Lorette.

„Du hast es errathen, meine liebe Ninon," erwiederte diese mit der unverschämten Vertraulichkeit, die sie schon neulich zur Schau getragen hatte. „Vielleicht wunderst Du Dich, mich in diesem Anzuge zu erblicken? Aber darin scheint sich ja unser Geschmack begegnet zu haben, was auch ganz natürlich ist, denn die Gesellschafts- und Promenadentoilette paßt nicht für das idyllische Landleben. Uebrigens will ich Dir auch nur gestehen, daß ich nicht recht bei Mitteln bin, um mich nach meinem Geschmacke kleiden zu können."

„Was willst Du aber von mir?" unterbrach Ninon mit gerunzelter Stirn dieses anscheinend sorglose Geplauder, während sie sich mit nicht zu verheimlichender Besorgniß umblickte, ob die Unterhaltung auch von Niemandem gehört werden könne. „Ich muß Dich sehr bitten, Dich möglichst kurz zu fassen."

„Das will ich, indessen glaube ich doch, daß wir einige Minuten zu unserer Unterhaltung gebrauchen werden, und da Du ebenso sehr wie ich zu wünschen scheinst, daß dieselbe ungestört bleibe, würden wir besser thun, uns in Deine Zimmer zu begeben, als unser Gespräch hier auf der Treppe unberufenen Ohren auszusetzen."

Ninon schien auch diese Nothwendigkeit einzusehen, denn sie wandte sich um und stieg die Treppe wieder hinauf, ihrer ehemaligen Freundin überlassend, ihr zu folgen. Sobald Beide in der oberen Etage angekommen waren und sich die Thür des mittleren Zimmers hinter ihnen geschlossen hatte, blieb Erstere Idaly gegenüber stehen und sagte in einem Tone, der deutlich genug ihre Abneigung vor der Unterredung verrieth:

„Beeilen wir uns; wenn der Rittmeister, mein Gemahl, zurückkehren sollte —"

„Ich glaube, daß wir dies nicht zu befürchten haben," unterbrach Idaly sie lächelnd, „da er soeben auf dem Wege nach Paris ist; vielleicht erwartest Du aber den jungen deutschen Baron?"

Sie blickte dabei nach den beiden jetzt geschlossenen Thüren der Nebenzimmer mit einer Miene, die zweifellos Ninon andeuten sollte, daß sie alle deren Geheimnisse kenne. Der ehemaligen Tänzerin stieg das Blut in die Wangen, mochte es nun vor Aerger oder vor Scham über diese absichtlich verletzende Andeutung sein.

„Ich weiß nicht, was Dich bewegt," sagte sie, „meinen Verhältnissen ein so lebhaftes Interesse zu schenken, daß man es füglich Spionage nennen könnte, besonders nachdem ich von Dir das feste Versprechen erkauft habe, mich fortan in Ruhe zu lassen."

„Ah, Du bist nicht sehr höflich, meine Freundin!" erwiederte Idaly, ohne sich durch den herben Ton im Mindesten aus der Fassung bringen zu lassen. „Erinnere Dich, daß sich unser Vertrag nur auf gewisse Dinge der Vergangenheit bezog, und

wenn ich mich bemühte, Dich auch fernerhin im Auge zu behalten, so solltest Du dies meiner alten Freundschaft nicht so übel deuten."

„Ich habe Proben von derselben," entgegnete Ninon, das anonyme Briefchen, das ihr der Rittmeister überlassen hatte und das sie noch bei sich trug, aus der Tasche ziehend und Idaly zeigend. „Kannst Du leugnen, diese Zeilen geschrieben zu haben?"

„Warum sollte ich das thun, liebes Kind?" fragte die Lorette höhnisch. „Ich glaubte Dir nur einen wahrhaften Dienst damit zu erweisen, wenn ich Dich wieder auf den richtigen Weg zurückführte, den Du in augenblicklicher Verblendung verlassen zu haben schienst; auch lag mir daran, Dich wieder einmal an mich zu erinnern, und dies wußte ich auf keine bessere Weise anzustellen, da Du mir auf das Strengste verboten hattest, wieder an Dich zu schreiben."

„Deine Frechheit ist unerträglich!" rief Ninon, ärgerlich mit dem Fuße aufstampfend. „Dieses Mal hast Du freilich Dein schlechtes Ziel verfehlt, denn was ich that, geschah mit Vorwissen meines Mannes und wir hatten Beide unsere guten Gründe dazu. Aber was kümmert Dich das? Ich finde keinen Grund, mich vor Dir zu rechtfertigen, und es kann auch Nichts nützen, Dir Vorwürfe darüber zu machen, daß Du so feindlich gegen mich auftrittst. Sprich also kurz heraus: Was willst Du heute von mir?"

„Ich habe gehört," erwiederte Idaly, welche diese verächtlichen Worte mit einem trotzigen Blicke erwiedert hatte, „daß Du im Begriffe bist, zu verreisen."

Man konnte Ninon leicht ansehen, daß ihr diese Mittheilung gar nicht lieb war.

„Du verstehst sehr gut zu spioniren," sagte sie, ihren Unmuth möglichst verbeißend. „Ohne Zweifel weißt Du auch, wohin ich mit meinem Gatten reisen werde?"

„Nein, das wünschte ich eben von Dir zu erfahren," antwortete Idaly trocken.

„Aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?"

„Natürlich wieder aus bloßer Freundschaft."

„Es wäre besser, wenn Du dieses Wort nicht mehr in den Mund nähmest, wo es sich um uns Beide handelt," meinte Ninon, deren Zorn sichtlich im Steigen begriffen war. „Ich fühle mich nun gar nicht gemüßigt, Deine Frage zu beantworten, und somit könnte unsere Unterredung dann wohl ein Ende haben."

„Du weisest mir die Thür, Ninon," entgegnete die Lorette, deren Augen nun auch zu blitzen begannen und ausdrückten, daß sie entschlossen sei, ihre Unverschämtheit bis auf das Aeußerste zu treiben; „es ist gut, ich werde mich dessen zur Zeit erinnern, wie Bernard und ich Deine Drohung mit der Polizei, in deren Hände Du nun beinahe selbst gefallen wärest, nicht vergessen haben. Du thust unrecht und unklug, so gegen Deine alten Bekannten zu handeln, mit denen Du einmal zusammen auf der Straße geschlafen hast. Aber das magst Du vor Deinem Gewissen und Deinem Verstande verantworten — es handelt sich jetzt nur darum, daß Du uns auf eine anständigere Weise als damals abfindest, damit wir Deiner Reise keine Hindernisse in den Weg legen."

Idaly betonte jedes Wort so schwer und fest, als ob sie ihrer Sache ganz sicher sei; dennoch war es nicht Furcht, sondern Zorn, was Ninon erzittern ließ. Am liebsten hätte sie allerdings nachgegeben und wieder ein Opfer gebracht, um sich für die nächsten Tage Ruhe zu verschaffen, bis sie den Angriffen dieser Vampyre durch die weite Entfernung ein für alle Male entzogen sei, aber theils hatte sie dazu der spöttische und freche Ton Idaly's zu tief beleidigt, theils war sie auch überzeugt, daß die Forderungen Jener mit ihrer Willfährigkeit steigen und sich bis in's Unbegrenzte fortsetzen würden, wovon sie den Beweis ja schon vor Augen hatte.

„Ich fürchte Euch nicht,“ sagte sie daher entschlossen, „denn ich weiß, daß Ihr Euch selbst mit mir verderben würdet; thut, was Ihr wollt. Wie Eure erbärmlichen anonymen Denunziationen von dem Rittmeister aufgenommen worden, habt Ihr bereits gesehen; Ihr braucht Euch also auf diesem Wege keine weitere unnütze Mühe zu machen. Ich lasse mir keinen Heller von Euch abzwingen, und Ihr seid viel zu schlau, um nicht zu begreifen, daß ich so handeln muß, wie Ihr es an meiner Stelle gleichfalls thun würdet. Es ist möglich, — aber merke wohl auf, ich denke nicht daran, Euch ein bestimmtes Versprechen zu geben — daß ich, wenn Ihr Euch bis nach meiner Abreise ganz ruhig verhaltet, eine angemessene Summe für Euch zurücklasse, nicht um Euer Schweigen zu erkaufen, was mich doch nicht sichern würde, sondern aus wirklicher Rücksicht für die alte Bekanntschaft; das ist aber auch Alles, was ich Dir sagen kann, und jedes weitere Wort zwischen uns überflüssig.“

Idaly zuckte verächtlich die Achseln, aber man hätte doch bemerken können, daß ihr Ninon's Festigkeit einigermaßen imponire.

Daß Diese nicht von ihrem Entschlusse abgehen werde, lag wohl außer allem Zweifel; es schien daher in der That überflüssig, noch weitere Worte zu wechseln, und räthlich, sich wenigstens nicht das letzte Anerbieten zu verscherzen. Ohne ihren frechen Ton aufzugeben, lenkte Idaly daher doch ein.

„Gut, ich werde mich mit Deinem Versprechen einstweilen begnügen,“ sagte sie, „indessen —“

„Ich habe Dir kein bestimmtes Versprechen gegeben; was ich freiwillig thun will, hängt ganz von Eurem Benehmen ab.“

„Wir werden sehen; vergiß aber nicht, daß wir mindestens eine ebenso hohe Summe gebrauchen als diejenige, mit welcher Du uns neulich ein für alle Male abspeisen zu können glaubtest.“

„Gegen Dein feierliches Versprechen, mich fortan in Ruhe zu lassen,“ ergänzte Ninon vorwurfsvoll.

„Ah, die Umstände ändern unsere Ansichten, und ich pflege immer zu sprechen, wie es mir gerade um das Herz ist."

Ninon wandte sich ab, ohne ein Wort zu erwiedern, und trat an das Fenster.

„Wann wirst Du reisen, Ninon?"

„Bekümmere Dich nicht darum; ich habe Deine Adresse, und Du wirst bald schriftlich von mir hören."

„Ich verlasse mich darauf. Aber höre, Ninon; Du wirst begreifen, daß Du mich nur so gefügig findest, weil Bernard und ich sicher sind, Dich auch später noch erreichen zu können, falls Du uns täuschen solltest; nachdem Du unsere Freundschaft zurückgestoßen, hast Du dann Alles von unserer Feindschaft zu fürchten."

„Es ist genug!" rief die ehemalige Tänzerin ungeduldig. „Ich bin es müde, mir in meinen eigenen Zimmern von Dir drohen zu lassen, und bitte Dich jetzt ernstlich, Dich zu entfernen."

„O freilich, ich gehorche," antwortete die Lorette mit nur schlecht unterdrückter Wuth, „denn Du bist ja jetzt eine große Dame, die ihren Gatten, wenigstens dem Namen nach, und ihre Lakeien, wohl auch ihren Anbeter hat, um zudringliche alte Bekannte mit Gewalt zu entfernen; nun, ich habe keine Lust, mich Deinetwegen in solche Unannehmlichkeiten zu bringen, und gehe jetzt. Wer weiß, wie sich das Blatt noch einmal wendet? aber ich werde Dich nicht vergessen, liebe Ninon, wahrhaftig nicht auch unseren jetzigen Abschied. Adieu, mein Schatz!"

Damit verließ sie wirklich das Zimmer und das Haus, und Ninon seufzte aus erleichterter Brust auf, wenn ihre funkelnden Augen auch noch deutlich ausdrückten, welchen Zwang sie sich angethan hatte, ihrem heftigen Unwillen nicht ganz freien Lauf zu lassen.

In Wirklichkeit fiel es ihr nun gar nicht ein, die Hoffnung, die sie Idaly gemacht hatte, zu erfüllen; dies war blos geschehen, um sie loszuwerden und einstweilen zu beruhigen, denn

da der Rittmeister seinen Paß nicht auf Dresden nahm, schien es ihr ganz unmöglich, Jene werde später ihren so weit entfernten Aufenthalt ermitteln können; vielleicht, sogar wahrscheinlich, blieb sie ja auch gar nicht in Dresden, sondern folgte von da aus Theodor von Ronnow, und dann mochten Bernard und Idaly thun, was sie wollten, — das Schlimmste wäre doch immer gewesen, daß sie den Rittmeister von ihrem früheren Leben in Kenntniß setzten, und daran lag ja dann Nichts mehr, da der Baron gewiß vermeiden würde, sich von ihm finden zu lassen. Sie freute sich schon auf diese Rache, die sie an ihren zu Feinden gewordenen früheren Freunden würde nehmen können. Die ganze Sache trug übrigens noch dazu bei, den Wunsch in ihr zu bestärken, daß sie bald Gelegenheit finden möge, sich von dem Rittmeister zu trennen.

Der Letztere, der nicht ahnte, daß ihm Jemand folge und jeden seiner Schritte beobachte, begab sich in Paris, wie man schon gehört hat, zum Major Andronikoff, mit dem er den neuen Handel abschloß, von da nach seiner Wohnung in der Rue Lafitte, wo er jetzt wieder offen auftreten durfte und die er mit Ninon für ihren kurzen Aufenthalt sofort wieder zu beziehen gedachte, und dann vergnügt wieder nach Meudon zurück.

Die augenscheinliche Freude, mit der Ninon seine Mittheilungen aufnahm, beruhigte ihn auch ihretwegen vollkommen, und nachdem sie den Brief an Theodor von Ronnow geschrieben hatte, der ganz in der Weise abgefaßt war, daß er sowohl den Letzteren als den Rittmeister, der ihn natürlich durchlas, befriedigen konnte, beeilte man sich, in das städtische Quartier zurückzukehren, um die daselbst zurückgelassenen Sachen theils einzupacken, theils zu verkaufen. Der Brief blieb in den Händen der Gärtnersleute, denen Ninon streng eingeschärft hatte, ihn in keine andere als ihres vorgeblichen Mannes, des Barons, Hände übergehen zu lassen, und die mit der reichlichen Bezahlung, welche sie von der jungen Frau erhalten hatten, sehr zufrieden waren.

Wie gesagt, nahm der Rittmeister seinen Paß nicht direkt nach Dresden, weil ihm durchaus Nichts daran lag, daß man seinen Weg verfolgen könne, sondern nach einer rheinischen Stadt, und auch in seinem Hause erfuhr Niemand das Ziel der Reise.

Der Major, der seine Kaution unter der gleichen Verwarnung und Weisung wie der Rittmeister wirklich zurückerhalten hatte, wollte nicht mit dem Paare zusammen reisen, sondern eine andere Tour einschlagen; für die nächsten Tage aber schon hatten sie sich das Rendezvous in Dresden gegeben.

Mit heimlicher Unruhe und Ungeduld sah Ninon der Abreise entgegen, da sie doch noch einen Angriff Bernard's und Idaly's befürchtete, aber diese Beiden mußten sich wohl auf ihr Wort verlassen, denn sie ließen Nichts mehr von sich sehen und hören.

Am dritten Tage nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse verließ der Rittmeister mit Ninon Paris, theils verdrießlich, daß seine Abenteuer in dieser Stadt keinen besseren Erfolg gehabt hatten, theils zufrieden, noch mit einem blauen Auge davongekommen zu sein.

Um dieselbe Zeit befand sich Theodor noch im Schuldgefängnisse, in wahrer Verzweiflung über das längere Ausbleiben des erwarteten Briefes, der die ihn so schwer drückenden Fesseln lösen sollte.

IX.

Der Graf und seine Familie.

Seitdem Hugo von Mohrfeldt nach Deutschland abgereist war, ging es auf Herrendorf recht still zu. Die Wintervergnügungen hatten gerade um diese Zeit ihr Ende erreicht, und es trat im gesellschaftlichen Verkehre eine Stockung ein, als ob man der alten müde geworden und sich zu einer neuen Art der Unterhaltung vorbereiten wolle. Viel trug dazu wohl auch das unfreundliche Wetter bei, wie es der Kampf des Frühlings gegen den Winter mit sich zu bringen pflegt, denn wenn die jungen Leute beiderlei Geschlechts es auch schon der Mühe werth hielten, um eines ordentlichen Balles willen eine weite Schlittenfahrt über Land in tüchtiger Kälte zu machen, so waren dieses feuchte Frühlingswetter, das die Straßen verdarb, und der fast immer unfreundliche Himmel doch nicht verlockend genug zu Touren, die keinen anderen Zweck hatten, als eine gewöhnlich langweilige Theegesellschaft in engeren Bekanntschaftskreisen. Dazu kam auch noch, daß die Arbeit der Gutsbesitzer wieder anfing und die Hausfrauen so manche Veränderungen in ihrer Wirthschaft zu treffen hatten, — kurz, die Saison, wie man sagt, war zu Ende und die neue hatte noch nicht begonnen.

Der gräflichen Familie war dies schon ganz recht. Wenn

ein lieber Freund, an dessen täglichen Umgang man gewöhnt worden, aus einem kleinen Kreise geschieden ist, so empfindet man eine Unbehaglichkeit, die sich erst mit der Zeit wieder verwischen läßt, und so fühlte Jeder auf Herrendorf seit des Lieutenants Abreise. Der Graf war überhaupt verstimmt, so wenig er sich dies auch merken lassen wollte, über das Mißlingen seines neuen Planes, und da er in den Blicken seiner Tochter zuweilen noch einen Vorwurf zu bemerken glaubte, den sie gewiß nicht hineinzulegen beabsichtigte, fühlte er sich in ihrer und seiner Frau Gesellschaft etwas genirt und war recht froh, daß er in der Beaufsichtigung seiner und der Mohrfeldt'schen Wirthschaft mehr als hinreichende Beschäftigung fand; mit der letzteren glaubte er gewissermaßen eine Schuld an Hugo abzutragen und ließ sie sich deshalb besonders angelegen sein.

Die Gräfin wußte nicht bestimmt, was zwischen ihrem Gemahle, Feodora und Hugo vorgegangen war, eine Ahnung davon hatte sie aber doch; welche Mutter würde auch nicht auf die Huldigungen, die von einem liebenswürdigen jungen Manne ihrer Tochter zugetragen wurden, aufmerksam gewesen sein? Was sie dabei nur eigentlich wünschen sollte, wußte sie selbst nicht recht; sie, die bei dem Vater die Fürsprecherin der Liebe Feodora's zu Dr. Reichardt gemacht hatte und diesen Mann als den Lebensretter ihres Kindes sehr hoch schätzte, würde es bei ihrer ächt weiblichen Gesinnung wohl nicht ganz billigen gekonnt haben, wenn Feodora dieser ersten Neigung ihres Herzens untreu geworden wäre; auf der anderen Seite konnte sie sich aber auch nicht allen den Vortheilen verschließen, welche eine Verbindung mit dem reichen Erben von Langenau haben mußte, zumal sie recht gut begriff, wie hoch ihr Gemahl dieselben schätzte, und die Liebe zu Feodora würde ihr in keinem Falle erlaubt haben, deren Entschluß zu tadeln.

Zu fragen, wie es mit ihrem Herzen bestellt sei, wagte sie aber nicht, sowohl weil auch sie sich ihrem Gemahle verpflichtet hatte, mit keinem Worte des Verhältnisses zu Dr. Reichardt wäh-

rend des Probejahres zu erwähnen, als weil sie sich auch im Stillen schmerzlich davon berührt gefühlt haben würde, wenn Feodora ihr in Betreff Hugo's nicht offenes Vertrauen geschenkt hätte; sie suchte sich also, wenn sie auch zuweilen zweifelhaft wurde, in dem Glauben zu bestärken, in dem Herzen ihres Töchterchens sei keine Veränderung vorgegangen und dasselbe trage nur freundschaftliche Gefühle für den Lieutenant in sich.

Was nun Feodora selbst anbetraf, so vermißte sie allerdings die Gesellschaft Hugo's, war aber weit entfernt, ihren Entschluß zu bereuen. Die im Hause eingetretene Stille sagte ihr sehr zu, denn Personen, die sie besonders interessirt hätten, befanden sich nicht in der Gesellschaft der Umgegend, und sie scheute die letztere jetzt mehr als sonst, da sie sich doch nicht für überzeugt hielt, daß ihr Vater nicht wieder eine neue Idee auffassen könne, die zu verwirklichen sie sich keinenfalls im Stande fühlen würde.

Sie war überzeugt, daß der alte Herr sein Wort halten und nach Ablauf des Jahres ihrer Verbindung mit dem Doktor kein Hinderniß in den Weg legen werde, es schmerzte sie aber doch, daß er seine Einwilligung nicht mit recht frohem Herzen werde geben können. Wie klein erschienen ihr seine Bedenken, die sie wohl errathen mußte, ihrer unwandelbaren Liebe gegenüber! Es lag darin eine Beunruhigung für sie, die ihr manche trübe Stunde machte; äußerlich aber suchte sie sich stets heiter zu zeigen, und dies gelang ihr denn auch im Ganzen recht gut.

So verging das Frühjahr still und einförmig. Hugo stand mit dem Grafen wegen der wirthschaftlichen Angelegenheiten, die er übrigens vollständig seinem Ermessen überlassen hatte, in Korrespondenz, natürlich fügte er jedem seiner geschäftlichen Briefe auch einen Bericht über sein Ergehen und herzliche Grüße für die Familie bei; solche Briefe haben aber immer etwas mehr oder weniger Gezwungenes, was nach dem peinlichen Vorfalle in letzter Zeit hier besonders nicht zu vermeiden war, und wenn er auch behauptete, daß er sich ganz wohl befinde, so konnte man

sich doch leicht sagen, daß er im entgegengesetzten Falle sein Vertrauen auch nicht zu weit öffnen werde.

So war es auch in der That; was er empfand, seitdem er Therese von Liebow wiedergesehen hatte, erwähnte er mit keinem Worte, ja nicht einmal ihrer Person, um derentwillen er sich so häufig von Tharand nach Dresden begab.

Von Major Andronikoff hörte man auch Nichts mehr, nachdem seine über und über verschuldete Besitzung zum Vortheile der bei Weitem nicht zu befriedigenden Gläubiger verkauft worden war; daß er wirkliche Betrügereien mit falschen Wechseln gemacht habe, war, Dank der Verschwiegenheit des Juden Levy, welcher aus guten Gründen den Schaden allein trug, nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, aber auch schon das Uebrige genügte, um ein sehr schlechtes Licht auf ihn zu werfen und ihn der Verachtung aller Besserdenkenden preiszugeben. Allgemein war man überzeugt, daß er nicht wagen werde, sich wieder in der Gegend sehen zu lassen.

Der alte Baron von Ronnow war den ganzen Winter über nicht viel in Berührung mit der gräflichen Familie gekommen, denn das Podagra und andere Schwächen des Alters fesselten ihn an sein Haus. Zuweilen ritt oder fuhr wohl der Graf zu ihm hinüber, aber Feodora lud der alte Herr nicht mehr ein, wie er wohl früher häufig gethan hatte, ja, er vermied absichtlich, von ihr zu sprechen.

Das Fehlschlagen seiner Hoffnungen beeinträchtigte indessen nicht seine Freundschaft für ihren Vater, und diesem, dem Einzigen unter der ganzen Nachbarschaft, gegen den er sich zuweilen offen aussprach, klagte er denn auch oft den Kummer, den ihm das lange Ausbleiben seines Sohnes Theodor verursachte, sowie, daß sich dessen Benehmen überhaupt sehr geändert habe.

Freilich mußte man wohl das Gefühl des jungen Mannes anerkennen und achten, das ihn fern von der Heimath hielt, so lange dort das Schicksal des Mädchens, das er liebte und das die Seinige zu werden sich geweigert hatte, der Entscheidung

entgegenging — der alte Baron glaubte sicher, Lieutenant von Mohrfeldt sei ein begünstigter Bewerber um die Hand der Comtesse, denn deren Vater hatte seinen desfallsigen Vermuthungen nicht mit Entschiedenheit widersprochen — aber in Theodor's Briefen zeigte sich immer weniger das kindliche Gefühl, das er seinem Vater sonst so offen zugetragen hatte, die Flüchtigkeit seines Schreibens deutete darauf, daß er in Paris andere ihn ganz in Anspruch nehmende Zerstreuungen gefunden habe, und wenn dies auch der eigentliche Zweck seiner Reise gewesen war, den alten Herrn also hätte erfreuen können, so mußten die häufigen Geldforderungen des sonst sparsamen jungen Mannes endlich doch den Verdacht in ihm erregen, daß Theodor nicht ein Leben führe, wie er es vor sich und Anderen verantworten könne.

Der alte Baron war nun auch einmal ein Lebemann gewesen und huldigte noch jetzt dem Grundsatze, daß man die Jugend ein bischen austoben lassen müsse und daß es bedenklich sei, einem jungen, lebensfrischen Manne zu enge Fesseln anzulegen; eine schlechte Leidenschaft hatte sich bei seinem Sohne, so lange er ihn unter Augen gehabt, nie verrathen, er vertraute seinem Verstande vollkommen und war ja auch reich genug, um recht ansehnliche Bedürfnisse befriedigen zu können, aber diese überstiegen in letzter Zeit doch weit die Grenzen, welche Theodor sich hätte stecken müssen, und das Schlimmste dabei war, daß er nicht einmal offen aussprach, wozu er so viel Geld gebrauche, sondern Ausreden machte, die den Charakter der Unwahrheit trugen. Das verletzte den biederen, wahrheitsgetreuen Sinn des alten Herrn tief, und er zog dagegen kaum in Betracht, daß es ihm schwer wurde, so große baare Summen, wie sein Sohn verlangte, schnell zu beschaffen.

Die fortwährenden vertraulichen Klagen, wenn er hinüberkam, waren dem Grafen nun auch gerade nicht angenehm, zumal er in denselben einen leisen Vorwurf gegen sich selbst oder Feodora zu finden glaubte, denn wäre die Partie mit der Letzteren zu Stande gekommen, so würde Theodor zweifellos die

Heimath gar nicht oder wenigstens nur auf kurze Zeit an der Seite seiner jungen Frau verlassen haben; deshalb vermied er auch diese Besuche, so gut es sich, ohne den Baron durch Vernachlässigung zu kränken, thun ließ. Auch im Hause sprach man nicht oft von dem greisen Nachbarn und dessen Sohne, um dadurch in Feodora nicht peinliche Gefühle anzuregen, im Stillen empfanden aber Alle die lebhafteste Theilnahme für jene Beiden.

Es war gegen Ende des Mai, als eines Vormittags ein berittener Bote von dem Ronnow'schen Gute eiligst nach Herrensdorf herüber kam und dem Grafen ein kleines Billet des Barons überbrachte. Dasselbe enthielt nur wenige Zeilen, in denen der Graf dringend aufgefordert wurde, sobald als möglich den alten Herrn einer höchst wichtigen Besprechung wegen zu besuchen — dennoch verrieth sich darin eine große Aufregung des Schreibers.

„Ist der Herr unwohl?" fragte der Graf besorgt den alten Diener des Hauses, der ihm den Brief überbracht hatte und selbst ein trauriges, bedenkliches Gesicht machte.

„Ach nein, Herr Graf," war die Antwort, die ein unwillkürlicher tiefer Seufzer begleitete, „wenigstens nicht gerade mehr als gewöhnlich; aber es ist heute Morgen ein Brief vom Herrn Sohne aus Paris eingetroffen, und darin muß wohl nichts Gutes gestanden haben, denn der Herr Baron ließ sofort, nachdem er ihn gelesen, den Oberwirthschaftsinspektor rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm, die ihn augenscheinlich sehr echauffirt hat; dann mußte ich selbst mit dem Briefe herüberreiten und soll den Herrn Grafen noch einmal bitten, Sie möchten ja nicht zögern, zu kommen."

„Ich komme sogleich," erwiederte der Graf, und wirklich bestieg er schon eine kleine Viertelstunde später den leichten offenen Wagen, der ihn nach dem Ronnow'schen Gute bringen sollte. Er selbst fühlte sich von großer Unruhe bewegt, denn er liebte sowohl den alten Herrn wie dessen Sohn, welcher Letztere unter

seinen Augen — man könnte beinahe sagen: in seinem Hause — aufgewachsen war, sehr.

Die geistige Aufregung, die jener Brief verursacht, mußte wohl auch auf den Körper gewirkt haben, denn der Baron hatte im Laufe dieses Vormittags einen so heftigen Anfall seines Podagra's bekommen, daß er nicht von seinem Sessel aufstehen und man ihm auf den ersten Blick an dem krampfhaften Zucken im Gesichte ansehen konnte, welch' große Schmerzen er leide. Dennoch überflog sein Antlitz ein Strahl von Freude, als der Graf eintrat und, ihm voll Herzlichkeit die Hände entgegenstreckend, mit der Frage, wodurch er ihm dienen könne, auf ihn zueilte.

„Böse Nachrichten, böse Nachrichten!" erwiederte der Greis kopfschüttelnd und mit schmerzlicher Miene, indem er auf einen geöffneten Brief deutete, der neben ihm auf einem Tischchen lag. „Lesen Sie selbst, lieber Graf, und sagen Sie mir dann, was Sie von der Sache halten."

Der Graf nahm sich einen Stuhl und dann das ihm bezeichnete Papier. Es war, wie er schon gehört hatte, ein Brief von Theodor aus Paris und der Inhalt in mehr als einer Weise im höchsten Grade beunruhigend nicht allein für den Vater, sondern für Jeden, der ein aufrichtiges Interesse an dem jungen Manne nahm.

Der Letztere schrieb flüchtig, wie immer in letzer Zeit, aber die tiefe Aufregung, welche ihm die Worte diktirt hatte, war doch deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen. Die Geldsumme, die er rücksichtslos verlangte, war eine sehr hohe, und er fügte hinzu, daß er in die äußerste Verlegenheit kommen müsse, wenn er sie nicht schnell erhalte.

Auch der Graf schüttelte, als er gelesen hatte, mit sehr bedenklicher Miene den Kopf.

„Es ist nicht um das Geld, daß mich dieser Brief in eine so große Bekümmerniß versetzt," sagte der alte Herr traurig, „obgleich ich mich wirklich in Verlegenheit befinde, eine so hohe baare Summe schleunigst aufzutreiben, denn selbst wenn ich die

Wirthschaftskasse zu Hülfe nehmen wollte, so würde sie nicht zureichen, wie mir heute Morgen schon mein Inspektor mitgetheilt hat —"

„Was dies anbetrifft," unterbrach ihn der Graf, „so können Sie ganz auf meine Kasse rechnen, alter Freund; ich kann das Geld ohne Weiteres entbehren."

„Ich danke Ihnen, Graf; es lag auch in meiner Absicht, Sie um diese Gefälligkeit zu bitten, und ich nehme sie gern an, denn da es sich um Theodors Ehre zu handeln scheint, muß das Geld sofort abgeschickt werden, welche Opfer es auch kosten möge. Was ist nun aber in den Jungen gefahren, daß er auf einmal solche Streiche macht? Er, der sonst so besonnen, so zartfühlend ist, macht enorme Schulden, die selbst seine Ehre in Gefahr bringen, und hält es nicht einmal für der Mühe werth, sich deshalb zu rechtfertigen! Wie läßt sich Das erklären, was ist ihm angethan worden?"

Der Graf suchte den alten Herrn möglichst zu beruhigen, indem er ihn daran erinnerte, daß sie Beide in ihrer Jugend wohl auch einmal thörichte Streiche gemacht hätten, daß Paris wohl gerade um diese Zeit viel Verführungen biete und das Leben daselbst theuer sei, und daß der junge Baron in der Befürchtung, die gewünschte Summe nicht zu rechter Zeit zu erhalten, die Sache vielleicht dringender, als eigentlich nothwendig sei, gemacht habe. Im Grunde seines Herzens dachte er aber ganz ebenso wie sein alter Freund und nahm sich vor, ohne dessen Wissen ebenfalls in väterlich ermahnender Weise an Theodor zu schreiben und demselben vorzustellen, welchen Kummer er seinem Vater verursache.

Daß Theodor sich bisher hauptsächlich aus dem Grunde, mit Feodora nicht wieder zusammentreffen zu wollen, vor der Rückkehr in die Heimath gesträubt habe, schien den beiden Herren klar zu sein; deshalb rieth auch der Graf, so peinlich es ihm war, diesen Punkt zu berühren, daß man ihm mittheilen müsse, er werde mit seiner Familie schon in der allernächsten Zeit

Herrendorf verlassen, um sich den Sommer über in Deutschland aufzuhalten. Im Stillen beschloß er sogar, diese schon längst projektirte Reise jetzt zu beschleunigen.

„Ich fürchte, ich fürchte," meinte der alte Herr, auf den alle Tröstungen keinen rechten Eindruck machten, „daß Theodor dort durch andere Bande gefesselt wird, die zu stark sind, als daß sie meine Briefe zerreißen könnten, und wenn ich nicht so ein elender alter Krüppel wäre, der sich kaum noch von einem Stuhle zum anderen schleppen kann, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, mich sofort selbst auf den Weg nach Paris zu machen, um mich zu überzeugen, welcher Zauber ihn dort gefangen hält. Meiner Ansicht nach kann dies nur das gefährlichste aller Laster, das Spiel, sein, denn wofür sollte er sonst so bedeutende Summen ausgeben?"

„Beruhigen Sie sich nur, alter Freund," tröstete der Graf wieder; „ich nehme den aufrichtigsten Antheil an Allem, was Sie und Theodor, den ich ja immer beinahe wie meinen Sohn betrachtet und Nichts lebhafter gewünscht habe, als ihm diesen Namen wirklich geben zu können, betrifft, und verspreche Ihnen, falls er dem Briefe, den Sie jetzt an ihn richten werden, wiederum kein Gehör geben und nicht zurückkehren sollte, von Dresden aus, während ich meine Familie dort zurücklasse, selbst nach Paris zu reisen und ihn aufzusuchen, und dann können Sie sich schon darauf verlassen, daß es mir gelingen wird, ihm ordentlich in das Gewissen zu reden, denn er hat mir ja immer Vertrauen und Achtung geschenkt, und ihn zur sofortigen Rückreise zu bewegen."

Dies war wirklich der beste Trost, den er dem Baron geben konnte, und das Anerbieten wurde auch mit dem tiefgefühltesten Danke angenommen.

Zunächst beeilte sich nun aber der Graf, nach Herrendorf zurückzukehren und die erforderliche Summe hinüberzuschicken, worauf er sogleich seinen Vorsatz ausführte, an Theodor, dessen

Adresse in Meudon er erfahren hatte, in der vorher angedeuteten Weise zu schreiben.

An demselben Tage noch ging auch der Geldbrief des alten Barons, der dieses Mal nicht mehr Anstand nahm, seinem Kummer und seiner Mißbilligung Worte zu geben, an Theodor ab, und wenn dieser ihn nicht so bald erhielt, wie er erwartet hatte, so war dies nicht die Schuld seines Vaters, sondern mußte in zufälligen Verzögerungen seinen Grund haben.

Die Gräfin und Feodora erfuhren Nichts von der Unterhandlung zwischen den beiden Herren und den Befürchtungen, welche die Letzteren in Bezug auf Theodor hegten; um so mehr wurden sie überrascht, als der Graf mit großer Bestimmtheit den Wunsch aussprach, die Reise nach Deutschland schon sehr bald anzutreten, und schleunigst alle Vorbereitungen dazu treffen ließ. Wie immer fügte sich die Gräfin ohne jede Einwendung, und auch Feodora versuchte solche nicht, denn sie hinterließ ja auf Herrendorf nichts Liebes, und wenn sie auch nicht hoffen durfte, daß ihr Vater beabsichtige, das festgesetzte Probejahr abzukürzen und sie bald mit Dr. Reichardt wieder zusammenzuführen, so erfüllte die Aussicht, dem Geliebten um so viele Meilen näherzukommen, sie doch mit heimlicher Freude.

Die beiden Damen beeilten daher auch möglichst ihre Angelegenheiten, und wenige Tage später schon war Alles so weit in Ordnung, daß man die Reise antreten konnte.

Den alten Herrn von Ronnow sahen die Gräfin und ihre Tochter nicht noch einmal, obgleich sie ihm einen Abschiedsbesuch zugedacht hatten; er ließ sagen, er sei zu krank, um denselben empfangen zu können, und Dem war wirklich so. Der Graf, der noch einmal hinübergefahren war und ihm sein Versprechen in Bezug auf Theodor wiederholt hatte, verließ ihn sehr bekümmert und stark zweifelnd, ob er ihn bei seiner Heimkehr noch am Leben finden werde.

Da er diese letztere Befürchtung seiner Frau und Tochter nicht mittheilte, störte Nichts die heitere Stimmung, in der die-

selben sich auf den Weg machten. Bis zur Eisenbahn fuhr man mit Extrapost, und dann ging es rasch dem Ziele Dresden zu, denn die dazwischen liegenden größeren Städte waren der gräflichen Familie entweder schon bekannt oder boten nicht genug Interessantes, als daß sie sich zu einem längeren Verweilen daselbst hätte entschließen mögen.

Der Graf hatte Hugo von Mohrfeldt allerdings davon benachrichtig, daß er mit den Seinigen bald in Dresden eintreffen werde, aber Tag und Stunde doch nicht so genau zu bestimmen vermocht, daß sie von Jenem auf dem Bahnhofe erwartet werden konnten. Da sie noch keinen bestimmten Entschluß über die Dauer ihres Aufenthaltes in der sächsischen Hauptstadt gefaßt hatten, nahmen sie ihre Wohnung in einem der größeren Hotels, und von hier aus sandte der alte Herr alsbald seine Karte an den Obersten von Mohrfeldt mit der Anfrage, wann diesem sein Besuch am genehmsten sein werde.

Zufällig befand sich Hugo gerade bei seinem Vater, als die Bestellung des Grafen eintraf, und es verstand sich nun wohl von selbst, daß Beide durch den Boten erwiedern ließen, sie würden schon in einer Stunde ihre Aufwartung machen.

Ein sonderbares Gefühl war den Lieutenant doch überkommen, als er vernahm, Feodora von Herrendorf befinde sich wieder ganz in seiner Nähe. Wenn er aufrichtig sein wollte, so mußte er sich doch gestehen, daß ihm dieses Wiedersehen in doppelter Beziehung peinlich sei, nicht allein der letzten Vorfälle auf Herrendorf wegen, sondern weil er fürchtete, seine Empfindungen für Therese von Liebow, die doch jetzt nothwendig mit der gräflichen Familie zusammentreffen mußte, nicht gut genug verheimlichen zu können; er fühlte, wie wankelmüthig er auch in Feodora's Augen erscheinen müsse, obgleich diese, der sein früheres Verhältniß zu jener Frau ganz unbekannt war und wahrscheinlich auch bleiben würde, gewiß Nichts dagegen einwandte, wenn sie sah, daß ihr Wunsch, er möge eine andere Befriedigung für

sein Herz finden, als sie ihm bieten gekonnt, schon so bald in Erfüllung gegangen sei.

Dazu kam noch, daß die unverhohlene Freude seines Vaters über die Ankunft der gräflichen Familie deutlich genug durchschimmern ließ, derselbe habe seine frühere Idee, in die innigste Verbindung mit dieser Familie zu treten, noch nicht aufgegeben.

Diese Empfindungen mußte Hugo aber jetzt unterdrücken und ein freundliches Gesicht zeigen; ohne dieselben wäre seine Freude auch wirklich eine recht herzliche gewesen.

Der Graf nahm die beiden Besucher zuerst allein an, und da beide alte Herren keine Freunde von überflüssigen Umständen waren und sich wenigstens durch ihre Briefe und Hugo's Erzählungen schon kennen gelernt hatten, dauerte es gar nicht lange, bis sich ein freundschaftliches Vertrauen zwischen ihnen hergestellt hatte; besonders warm aber war die Begrüßung zwischen dem Grafen und Hugo, und als Ersterer diesem forschend in das Auge blickte, was der Lieutenant mit einem freilich etwas verlegenen Lächeln erwiederte, da er die stumme Frage vollkommen verstand, war er befriedigt, als ob er eine Antwort erhalten habe, die alle seine Besorgnisse niederschlug.

Etwas später erschienen auch die Damen, gegen die sich der Oberst in Galanterien erschöpfte. Hugo konnte seinen großen Augen, mit denen er Feodora betrachtete und die dann wieder zu ihm hinüberflogen, wohl ansehen, daß er nicht recht begreife, wie sein Sohn nicht Alles aufgeboten habe, sich einen solchen kostbaren Schatz zu erwerben, und ein vergnügtes Lächeln spielte um seine Lippen, als er sah, in welch' vertraulicher und herzlicher Weise dieser und die Comtesse sich begrüßten.

Der Lieutenant war unwillkürlich erröthet, als Feodora mit ihrer Mutter eintrat, und ihr erging es ebenso, aber, diese momentane Bewegung schnell bezwingend, reichten sie sich die Hände — Hugo führte die ihrigen wie die der Gräfin mit vertraulicher Ehrerbietung an seine Lippen — und sprachen dann auf das Unbefangenste und Heiterste zu einander.

Als Hugo das junge Mädchen, das er eine Zeitlang geliebt zu haben glaubte, so wiedersah, ergriff ihn ihr Anblick wohl tief, aber obgleich Feodora augenblicklich viel wohler und blühender als auf Herrendorf aussah, vielleicht in Folge der etwas aufregenden Reise, war es doch nicht ihre sonst von ihm bewunderte Schönheit, die ihn bewegte, sondern nur die Erinnerung an das Verhältniß, in dem er bisher zu ihr gestanden hatte; er konnte sich sogar nicht eines Vergleiches zwischen ihrer und Theresens äußerer Erscheinung enthalten, und wir brauchen wohl kaum noch zu sagen, daß derselbe zu Gunsten der Letzteren ausfiel. In der That war auch Therese wohl eine mehr imponirende, herausfordernde Schönheit, aber ein Unparteiischer würde gewiß dennoch nicht verkannt haben, daß in dem ganzen Wesen der Comtesse sich die Weiblichkeit und natürliche Würde mehr ausprägten, als bei der reizenden, zuweilen aber ihre Koketterie verrathenden Frau.

Gewiß ahnte Feodora nicht diese in dem Herzen Hugo's bereits vorgegangene Veränderung und mochte sich die kleine Befangenheit von seiner Seite, die sich in der Unterhaltung mit ihr zuweilen kundgab, ganz anders als der Wahrheit gemäß deuten; dies veranlaßte sie aber um so mehr, ihn fühlen zu lassen, daß ihre alte Freundschaft durch die längere Trennung Nichts eingebüßt habe. Dieses Gefühl wenigstens konnte er aus vollem Herzen erwiedern, und so glaubte denn der Oberst bei der schärfsten Beobachtung zu finden, daß das innige Einvernehmen der beiden jungen Leute, ungeachtet der früheren Auslassungen seines Sohnes, ganz geeignet sei, seinen Plan zu begünstigen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß man bald darauf kam, Verabredungen zu treffen, wie man die nächste Zeit gemeinsam auf die angenehmste Art verleben könne, und dabei erwähnte der Oberst denn auch, nachdem die Damen versprochen hatten, noch an demselben Tage seiner Tochter ihren Besuch zu machen, sie würden auch noch zwei andere sehr liebenswürdige Damen ken-

nen lernen, Frau von Liebow und Fräulein von Tannenburg, die sich zur Zeit des Vergnügens wegen in Dresden aufhielten und deren nähere Bekanntschaft sein Sohn während des Krieges gemacht habe.

„Aber Sie haben ja von diesen Damen noch niemals zu uns gesprochen!" riefen die Gräfin und Feodora wie aus einem Munde, sich gegen Hugo wendend, dem bei dieser Frage, aller Anstrengungen, die er dagegen machte, ungeachtet, das Blut auf höchst verdächtige Weise in die Wangen stieg.

„Weil ich nicht glauben konnte," antwortete er ziemlich verlegen, „daß der Zufall Sie jemals mit ihnen zusammenführen würde; ich selbst bin durch ihr Wiederfinden hier äußerst überrascht worden."

„Angenehm natürlich?" meinte die Gräfin scherzend.

Der Lieutenant verbeugte sich nur ein wenig zur Bejahung.

„Nun, dann erzählen Sie uns jetzt gewiß, auf welche Weise Sie diese interessante Bekanntschaft gemacht haben," sagte Feodora, die allerdings seine Verwirrung etwas auffällig fand, so daß ihre Neugierde gereizt wurde, aber weit entfernt war, zu ahnen, wie sehr sie seine Verlegenheit vermehrte; „eine solche Bekanntschaft, die sich aus dem Kriege herschreibt, muß doch immer ihre romantische Seite haben."

„Daran hat es wirklich nicht gefehlt," sagte lächelnd der Oberst; „mein Sohn ist Frau von Liebow großen Dank schuldig, denn sie hat mit schöner Hingebung die Pflicht einer barmherzigen Schwester an ihm erfüllt, als er vor Olmütz verwundet worden war, und was das Fräulein anbetrifft, so ist dieses noch heute des Lobes der Ritterlichkeit voll, mit der er sie in einer höchst gefährlichen Lage vertheidigt hat."

„Damit hätte mein Vater," sagte Hugo schnell, „Ihnen denn die Hauptumrisse dieser romantischen Bekanntschaften entworfen, und ich möchte nur noch hinzufügen, daß sie auf sehr

einfache Weise sich dadurch anknüpften, daß ich in die Häuser der beiden Damen mit meinem Majore, bei dem ich als Adjutant fungirte, einquartiert wurde. Der Krieg wirft uns Soldaten hin und her, und es knüpfen und lösen sich da im Augenblicke Bekanntschaften."

Man konnte es ihm leicht anmerken, daß er über dieses Thema schnell hinfortzuschlüpfen wünsche, deshalb fragte auch Niemand weiter.

Feodora aber, der seine Hast am meisten auffiel, fühlte ihre Neugierde nicht wenig gespannt, die beiden Damen kennen zu lernen.

Dieser Wunsch sollte sehr bald erfüllt werden, denn als sie und ihre Mutter am Nachmittage Emma, die darauf schon vorbereitet war, ihren Besuch machten, fanden sie Frau von Liebow und Selma von Tannenburg bei ihr.

Die Herren hatten erst später nachzukommen versprochen und die Damen daher genügende Zeit, sich gegenseitig zu prüfen und Bekanntschaft zu schließen.

Feodora war mit einem ungemein feinen Gefühle begabt; fast auf den ersten Blick fühlte sie sich sowohl von Emma als Selma angezogen, während Frau von Liebow, obgleich dieselbe, wie immer bei einer neuen Bekanntschaft, ihre ganze Liebenswürdigkeit entfaltete, sie beinahe abstieß und mit Mißtrauen erfüllte. Wir wollen nun allerdings dahingestellt sein lassen, ob dazu nicht vielleicht beitrug, daß sie am Vormittage die Bemerkung gemacht zu haben glaubte, Hugo von Mohrfeldt stehe zu dieser Frau in irgendwelcher besonderen Beziehung, da er sich bei ihrer Erwähnung so befangen gezeigt hatte; man könnte dann ihre Empfindung wohl die Eifersucht der Freundschaft, nicht aber der Liebe nennen.

Therese und Selma hatten schon von ihrer neuen Freundin Emma gehört, daß deren Bruder während seines Aufenthaltes in Kurland mit der größten Freundlichkeit im Hause des Grafen

von Herrendorf aufgenommen und ein Freund der jungen Comtesse geworden sei. Durch diese Mittheilung hatte die Letztere für Beide ein hohes Interesse schon gewonnen, ehe sie dieselbe noch gesehen hatten, und in Beiden war wohl der Gedanke aufgetaucht, ob Emma dem Verhältnisse des Lieutenants zu ihr auch den richtigen Namen gegeben haben möge. Selma wagte dies nicht weiter zu untersuchen; was hätte es ihr auch nützen können, wenn sie die Ueberzeugung gewonnen haben würde, daß Hugo durch die Leidenschaft, mit der er jetzt offenbar wieder Therese verfolgte, auch einer Anderen, der Comtesse von Herrendorf, ein schweres Unrecht anthue? Sie hätte darin doch keinen Trost gefunden, daß sie eine Schicksalsgefährtin habe, und in ihren Augen würde Hugo dann nur verlieren gekonnt haben, was sie gewiß nicht wünschte.

Theresens Eifersucht dagegen hatte sich bei jener Andeutung Emma's sogleich zu hellen Flammen entzündet, und sie konnte sich kaum damit beruhigen, daß sie ja deutlich vor Augen habe, wie Hugo sich von ihr wieder die schon einmal abgestreiften Fesseln anlegen ließ. Daher benutzte sie auch die erste Gelegenheit, als sie ungestört mit ihm sprechen konnte, sehr genau auf seine Anwesenheit in Kurland einzugehen, sich umständlich nach der Herrendorf'schen Familie zu erkundigen, indem sie vorgab, eine solche gleichen Namens früher einmal in Wien kennen gelernt zu haben, und genau zu beobachten, wie er selbst sich über die Tochter dieses Hauses äußern werde.

Hugo ahnte nicht die Absichtlichkeit dieses Gespräches und blieb daher unbefangen; er ließ den vortrefflichen Eigenschaften Feodora's volle Gerechtigkeit widerfahren, ohne dabei in die geringste Ekstase zu gerathen oder sich sonst verdächtig zu machen, und Therese kam zu der Beruhigung, daß sie sich doch wohl getäuscht haben möge; dennoch war es ihr schon unangenehm, daß Feodora auch nur einen rein freundschaftlichen Einfluß auf Den, welchen sie liebte, besitzen solle, und sie haßte diese deshalb, ehe sie sie noch gesehen hatte. Die Schönheit der Com-

tesse, die sie jetzt vor Augen hatte, erhöhte noch diese Abneigung, um so mehr war sie aber auch auf ihrer Huth, dieselbe zu verbergen und sich so freundlich als möglich zu zeigen.

Daß Therese schön, sehr schön sei, konnte sich Feodora nicht leugnen; sie beneidete sie nicht darum, aber ihr Unbehagen stieg, je mehr sie begriff, daß diese Frau ihrem Freunde wohl gefährlich werden könne oder vielleicht schon geworden sei.

Etwa eine Stunde später kamen auch die Herren.

X.

Der Kommissionär.

In unbeschreiblicher Pein verlebte Theodor von Ronnow Stunde auf Stunde im Schuldgefängnisse. Er hatte alle möglichen Veranstaltungen getroffen, daß der Brief seines Vaters sogleich nach dem Eintreffen in seine Hände kommen mußte, aber, wie schon gesagt, bei der Beförderung war eine zufällige Verzögerung eingetreten, und überdies berechnete er sich dieselbe in seiner Ungeduld zu rasch.

Wenige Tage hatten hingereicht, den jungen Mann geistig und körperlich förmlich krank zu machen, und in letzterer Beziehung hielt ihn nur der feste Wille, seine Freiheit, wenn er sie wiedererlangt haben würde, zur Aufsuchung Ninon's benutzen zu können, aufrecht; dagegen fiel es ihm nicht einmal ein, denselben gegen die unselige Leidenschaft, die ihm schon so vielen Kummer bereitet, zu Hülfe zu rufen. In der Einsamkeit erhitzte sich seine Phantasie um so mehr, und er war wohl noch nie so fest entschlossen gewesen, Alles an den Besitz der Geliebten, die er, vollständig geblendet, seiner immer noch für würdig hielt, zu setzen.

In seiner Erregung machte er sich die abenteuerlichsten Gedanken; wäre nur eine Möglichkeit des Gelingens vorhanden gewesen, so würde er auf jede Gefahr hin einen Fluchtversuch

unternommen haben, der ihn doch nur in die größten Gefahren stürzen konnte und wahrscheinlich seine Lage nur verschlimmert haben würde; dennoch hing er mit aller Zähigkeit an dieser Idee und ging in dem kleinen Gemache umher wie ein gefangenes wildes Thier, das in seiner Freiheitssehnsucht und ohnmächtigen Wuth von Zeit zu Zeit an den starken Eisengittern des Käfigs rüttelt.

Diese Wuth stieg bei ihm zuweilen sogar bis zu einem Paroxismus, in dem er nahe daran war, Hand an sich selbst zu legen, und wahrlich war es weder Mangel an Muth noch ein religiöses Gefühl, das ihn davon zurückhielt, sondern nur die Hoffnung, daß es ihm doch noch gelingen werde, Ninon wiederzufinden.

Endlich, nach Verlauf von fünf langen Tagen, die er in dieser traurigen Situation zubringen mußte, langte der Brief seines Vaters und gleichzeitig mit demselben der des Grafen an. Diesen zweiten zu lesen, ließ sich Theodor vorläufig gar nicht die Zeit, so sehr hatte die glühende Leidenschaft für Ninon schon das Andenken an Feodora und seinen väterlichen Freund in ihm verwischt, und auch den ersten Brief wollte er nur einer flüchtigen Durchsicht unterwerfen, denn die Hauptsache war ihm die Einlage, die ganz seinen Erwartungen entsprach.

Aber die Worte des alten Herrn, die in Kummer und Aufregung niedergeschrieben worden waren, drückten diese Gefühle zu deutlich aus, als daß sie ganz ihren Eindruck auf den Verblendeten hätten verfehlen können. Er schrieb ihm, daß sein letzter Brief ihm einen harten Schlag, in Folge dessen er eine ernstliche Krankheit befürchte, versetzt habe und daß er schwerlich einen zweiten solchen werde ertragen können. Er sprach in so dringender und rührender Weise seine Befürchtungen aus, die der Wahrheit ja nur zu sehr nahe kamen, und machte den Sohn endlich darauf aufmerksam, daß selbst das größte Vermögen eine so grenzenlose Verschwendung, wie er sich derselben in der letzten Zeit schuldig gemacht, auf die Dauer nicht ertragen könne.

Theodor war tief beschämt und auch ergriffen, als er diesen Brief las, um so mehr, als er wußte, daß sein Vater weit entfernt von aller Knickerei sei und es durchaus nicht liebe, ihm Lehren und Ermahnungen zu ertheilen; das erste Gefühl wurde noch dadurch gesteigert, daß er erfuhr, Graf Herrendorf habe den größten Theil des ihm übersandten Geldes vorgestreckt.

Aber diese trüben Empfindungen der Reue wurden schnell wieder durch den frohen Gedanken in den Hintergrund gedrängt, daß es nun nur noch an ihm liege, seiner qualvollen Haft ein Ende zu machen, und für den Augenblick wenigstens fand er sich durch einen schweren Seufzer mit jenen ab und begann die Rechnung zu machen, um seine verschiedenen Gläubiger zu befriedigen. Dieses Geschäft nahm doch noch mehrere Stunden in Anspruch, und der Abend kam heran, bis er alle Quittungen in Händen hatte und nun die Pforten seines Gefängnisses sich öffnen sah.

Als er dieselben hinter sich hatte, war ihm einige Augenblicke so leicht um's Herz, daß er laut hätte aufjubeln mögen, aber mit neuer Schwere legte sich die Angst darauf, ob und unter welchen Verhältnissen er Ninon wiederfinden werde. Obgleich es schon dunkelte, benutzte er noch den letzten nach Meudon abgehenden Eisenbahnzug, und machte sich von dem letztgenannten Orte sofort auf den Weg nach dem Gärtnerhäuschen.

Eine unnennbare Angst überfiel ihn, als er kein Fenster desselben erleuchtet sah, denn wenn sich während seiner Abwesenheit Nichts verändert hatte, so ließ sich annehmen, daß Ninon den Abend in ihrem Stübchen, vielleicht unter Thränen und sehnsüchtiger Erwartung, zubringen werde. Seine Schritte beschleunigend, mit hochklopfendem Herzen und stockendem Athem gelangte er an das Haus.

Vor demselben saßen in einer Laube, sich von des Tages Anstrengung erholend, die beiden alten Leute und der Knecht. Der Baron ging rasch auf sie zu, aber seine Erregung war so groß, daß er nicht sogleich die vielen ihm auf den Lippen schwe-

benden Fragen hervorbringen konnte. Das war vielleicht recht gut, denn er würde dadurch wahrscheinlich sein wahres Verhältniß zu Ninon verrathen haben.

Die beiden Alten kamen ihm zuvor, indem sie ihn freudig begrüßten und sogleich die Frage an ihn stellten, ob er schon wisse, daß seine Frau mit ihrem inzwischen angekommenen Bruder abgereist sei.

Heftiger Schreck durchzuckte ihn, aber das ihm so seltsam klingende Wort „Bruder" erinnerte ihn daran, daß es mit dieser Nachricht doch wohl eine besondere Bewandtniß haben möge, und er fühlte sich auch etwas erleichtert dadurch, daß der Rittmeister nicht erkannt worden sei.

„Ah, das hatte ich allerdings erwartet," erwiederte er, alle seine Fassung zusammennehmend. „Hat aber meine Frau gar keine Nachricht für mich hinterlassen?"

Die alte Frau sagte, Jene habe einen Brief zurückgelassen, und während sie denselben zu holen ging, versuchte Theodor noch einiges Nähere von dem Manne zu erfahren.

Durch einige Fragen, die gerade nicht den Verdacht erwecken konnten, daß er mit Ninon's Abreise gar nicht einverstanden und zu sehr durch dieselbe überrascht worden sei, brachte er denn auch heraus, daß vor einigen Tagen schon ein Herr — der Beschreibung nach mußte es der Rittmeister gewesen sein — ganz plötzlich eingetroffen und mit seiner angeblichen Schwester schon am folgenden Tage im besten Einvernehmen nach Paris gegangen sei, um von dort aus sogleich eine nothwendige Reise anzutreten; Beide hätten seine, Theodors, Abwesenheit sehr bedauert und besonders die junge Frau sich augenscheinlich höchst beunruhigt dadurch gefühlt.

Das war nun freilich kein genügender Aufschluß, und wenn es Theodor auch einigermaßen beruhigte, daß es Ninon doch gelungen sein müsse, ihrem Gemahle den Aufenthalt mit ihm in Meudon in ganz unverfänglicher Weise darzustellen, so sah er

doch in großer Furcht, daß sie für immer von ihm Abschied genommen haben möge, ihrem Briefe entgegen.

Endlich kehrte die alte Frau mit einem Lichte und dem kostbaren Papiere zurück, und mit zitternden Händen erbrach er das letztere.

Man weiß schon, was Ninon geschrieben hatte — wie sie sagte, hinter dem Rücken ihres glücklich getäuschten Gemahls. Das Herz des jungen Mannes schwoll wieder von Freude und Seligkeit; er glaubte aus diesen wenigen Zeilen ja eine so innige, allen drohenden Verhältnissen Trotz sprechende und bis zum Aeußersten hingebende Liebe zu lesen, denn Ninon verstand ebenso gut mit der Feder als mit ihren Augen zu kokettiren.

Die Ermahnungen seines Vaters waren längst an seinem Ohre verklungen, und er hatte jetzt nur noch den einen Gedanken, der Weisung der Geliebten nach Dresden schnell zu folgen. Wie er dort dem Rittmeister gegenüber auftreten, es diesem glaublich machen wolle, daß der Zufall ihn ohne Ninon's Zuthun dahin geführt habe, überlegte er jetzt noch gar nicht; alle Schwierigkeiten erschienen ihm leicht zu überwinden.

Es kostete ihn noch einige Mühe, sich von den alten Leuten, die ihn mit theilnehmenden Fragen nach dem Grunde seiner bisherigen Abwesenheit bestürmten, loszumachen, und dann eilte er mitten in der Nacht zu Fuß nach Paris zurück und dachte erst, als er sich ganz in der Nähe seiner Wohnung befand, daran, daß es doch auffallen müßte, wenn er um diese späte Stunde heimkehrte. Er blieb daher die Nacht über in einem Hotel und überraschte seinen Wirth, der sich in großer Sorge über sein langes Ausbleiben und seine zurückgelassenen Effekten befunden hatte, mit seiner Wiederkehr und der Ankündigung, daß er noch an demselben Tage Paris verlassen werde, um eine längere Reise anzutreten.

Dieser Mann theilte ihm auch mit, daß an den zwei vorhergehenden Tagen ein junger Mensch sich angelegentlich nach ihm erkundigt habe; aus der Beschreibung erkannte Theodor zwar

keine bestimmte Persönlichkeit, doch ging aus derselben hervor, daß Jener der bürgerlichen Mittelklasse angehören müsse; eine Bestellung hatte er nicht zurücklassen wollen, sondern nur geäußert, er komme von einer Dame, welche dem Baron wohlbekannt sei.

Der Letztere würde auf die ganze Sache gar keine Wichtigkeit gelegt haben, hätte der Mensch nicht diese Bemerkung gemacht, denn da er in Paris gar keine weiblichen Bekanntschaften außer Ninon gehabt hatte, lag wohl Nichts näher als die Vermuthung, diese habe noch eine mündliche Botschaft für ihn hinterlassen, die sie dem Papiere vielleicht nicht anzuvertrauen gewagt hatte.

Nicht ohne Ungeduld wartete er daher, während er seine Reisevorbereitungen traf, auf die Wiederkehr jenes Menschen, und wirklich stellte sich derselbe am Nachmittage ein.

Unseren Lesern können wir gleich verrathen, daß es Bernard war, den Theodor in seinem Leben nur ein einziges Mal hinter der Stachelbeerhecke so flüchtig gesehen hatte, daß er ihn nicht wiedererkannte, und dessen Existenz und Beziehungen zu Ninon er natürlich nicht ahnte.

Bernard hatte seine Kleidung gegen damals auch möglichst verändert und durch einige Toitettenkunststücke, in denen Idaly ja Meisterin war, selbst seinem Gesichte ein solches Ansehen gegeben, daß seine besten Freunde auf der Straße ihm hätten vorübergehen können, ohne auf ihn aufmerksam zu werden.

Wir müssen hier noch einschalten, daß Idaly und ihr Liebhaber keineswegs zu fest auf Ninon's Versprechen, vor ihrer Abreise ihnen noch eine Unterstützung zukommen zu lassen, vertrauten, obgleich sie sonst gerade nicht Gelegenheit gefunden hatten, über ihre Wortbrüchigkeit zu klagen; sie spionirten daher anfänglich fleißig um das Haus in Meudon und dann ihre Wohnung in der Stadt und bewachten wechselweise die letztere förmlich, aber erhielten dadurch weder Gewißheit, wohin sie mit dem Rittmeister zu reisen beabsichtige, noch ob sie wirklich einen

Brief an sie habe zur Post geben lassen; ihr Mißgeschick wollte auch, daß sie und der Rittmeister gerade zu einer Zeit ihre Wohnung verließen, in welcher die Beiden es am wenigsten erwartet hatten und nicht auf dem Posten gewesen waren; vielleicht hatte Ninon es gerade so schlau berechnet.

Genug, Ninon war fort und das versprochene Geld traf nicht ein, so daß die beiden Habgierigen sich, zu ihrer unbeschreiblichen Wuth, überzeugen mußten, sie seien von ihrer ehemaligen Genossin dieses Mal arg betrogen worden. Ohnehin hatten sie nicht daran gedacht, sich mit dieser zweiten Loskaufssumme zu begnügen, sondern, je nach Umständen, auch in der Entfernung ihre Forderungen immer höher zu stellen.

Auch bei Major Andronikoff vermochte Bernard nicht auszuspioniren, wohin er seinen Weg nehmen werde; Ninon's Spur war ihnen also vollständig verloren gegangen, wenn sie nicht von ihrem dritten und, wie Beide wohl vermutheten, intimsten Bekannten, dem Baron, Kunde über ihren Verbleib zu erlangen vermochten.

Wo war dieser nun aber geblieben? — In seiner Wohnung war er nicht zu finden, und die Leute daselbst wußten auch nicht, wo er zu suchen sei, erwarteten ihn indessen täglich zurück; daß er im Schuldgefängnisse sein könne, fiel Idaly und Bernard gewiß am wenigsten ein, da sie ihn für sehr reich hielten. So vergingen ihnen einige Tage in vollständiger Ungewißheit, bis ihn Bernard endlich antraf.

Der Letztere hatte sich nicht getäuscht, wenn er sich darauf verließ, nicht wiedererkannt zu werden; Theodor dachte schon längst nicht mehr an den Lauscher hinter der Stachelbeerhecke.

Bernard trat sehr bescheiden und absichtlich sogar mit einiger Unsicherheit auf; er fragte Theodor wiederholt, ob er es auch wirklich mit dem Baron von Ronnow, einem Bekannten des Rittmeisters von Tannenburg, zu thun habe.

„Nun ja, der bin ich!“ meinte der junge Mann ungeduldig. „Wer sind Sie aber und was wollen Sie von mir?“

„Der Name thut wohl Nichts zur Sache, mein Herr," erwiederte Bernard geheimnißvoll, „und meinem Stande nach bin ich Kommissionär, als welcher ich mich auch Ihnen vorkommenden Falles bestens empfohlen halte. Ich darf wohl wagen, mich auf das Zeugniß der Frau Baronin von Tannenburg zu berufen, die mich während ihrer Anwesenheit hierselbst verschiedene Male mit Aufträgen beehrt hat."

Theodor horchte hoch auf; er war erfreut, daß ihn seine Vermuthung nicht getäuscht habe, und gespannt auf Das, was er hören solle. Eine sehr freundliche Miene annehmend, schob er dem angeblichen Kommissionär einen Stuhl hin.

„Mein Auftrag ist ein höchst delikater, Herr Baron," fuhr Bernard, nachdem er Platz genommen hatte, immer noch zögernd fort.

„Wollen Sie mir nicht zuerst sagen, von wem er kommt?"

„Von einer Dame."

„Das habe ich bereits gehört — vielleicht von der Frau Baronin?"

Bernard nickte ein wenig mit wichtiger Miene.

„Nun, dann kommen Sie schnell zur Sache. Ich kann Sie versichern, daß Sie bei mir durchaus keinen Anstand nehmen dürfen, sich Ihrer Bestellung zu entledigen."

Bernard spannte nicht umsonst Theodor's Geduld auf die Folter, sondern es lag ihm daran, denselben dadurch in seinen Aeußerungen unvorsichtiger zu machen.

„Frau von Tannenburg sprach mich noch unmittelbar vor ihrer Abreise," fuhr er fort; „es muß sich in ihren oder ihres Herrn Gemahls Entschlüssen über das Ziel der Reise zuletzt wohl noch Etwas geändert haben, wenigstens deutete sie dies an. Der Herr Baron hat vielleicht schon eine Nachricht empfangen?"

Die Frage klang so zuversichtlich, daß Theodor annehmen mußte, Ninon habe dem vor ihm Sitzenden anvertraut, daß sie an ihn geschrieben habe.

„Ja," antwortete er. „Frau von Tannenburg hat Ihnen also einen Brief an mich gegeben?"

„Es fehlte ihr zweifellos an Zeit, zu schreiben, nur einen mündlichen Auftrag und zwar in aller Eile und Heimlichkeit, da der Herr Gemahl —"

Bernard machte wieder ein sehr bedeutungsvolles Gesicht, als ob er die Verhältnisse ganz genau kenne.

Theodor erröthete ein wenig. Das Mißtrauen blieb ihm um so mehr fern, als er sich nicht denken konnte, wer Anderes als Ninon den Menschen von jenen Verhältnissen in Kenntniß gesetzt haben könne.

„Die gnädige Frau," berichtete Bernard weiter, „war gerade im Begriffe, den Wagen, der sie und ihren Gemahl nach der Eisenbahn bringen sollte, zu besteigen, als sie mich erblickte; ich hatte mich nämlich eingefunden, um zu hören, ob sie etwa noch einen Befehl für mich haben würde, denn die Dame hat sich stets sehr großmüthig gegen mich erwiesen und ich fühle mich ihr aufrichtig ergeben und zu Danke verpflichtet."

Unwillkürlich fiel es Theodor doch auf, daß Ninon dieses Mannes nie gegen ihn erwähnt habe, aber er war zu begierig, zu vernehmen, was dem ihm so kostbaren, von ihr zurückgelassenen Briefe den hauptsächlichsten Werth wieder benommen habe, daß er diesem Gedanken nicht länger Raum gab.

„Als sie mich so unerwartet sah," fuhr Bernard fort, „zuckte sie leicht zusammen und ein Freudenstrahl erhellte ihr sehr trauriges Antlitz. Sie wandte sich zu dem Rittmeister, der sie begleitete, und sagte ihm einige Worte, worauf er in das Haus zurückkehrte; vermuthlich hatte sie vorgegeben, irgend Etwas zurückgelassen zu haben. Kaum war der Herr Rittmeister aber verschwunden, so winkte sie mich heran und flüsterte mir Ihren Namen und Ihre Wohnung zu. „Suchen Sie auf jeden Fall diesen Herrn aufzufinden und sagen Sie ihm mit aller Vorsicht und im strengsten Vertrauen," flüsterte sie weiter, „er möge nicht der ersten Weisung, die ich ihm gegeben habe, folgen,

denn mein Mann hat Verdacht geschöpft und den Reiseplan geändert; wir gehen nicht nach —"

Hier räusperte sich Bernard und verschluckte geschickt das Wort, und als ob er dadurch aus dem Texte gekommen sei, sprach er weiter:

„Die edle Dame ließ dabei eine gefüllte Börse in meine Hand gleiten, — ja, Herr Baron, ich muß gestehen, daß ich von meinem Geschäfte lebe, aber ich betreibe es auf ehrliche und zuverlässige Weise, und es würde gar nicht des Geldes der Frau von Tannenburg bedurft haben, um meinen ganzen Eifer, ihr zu dienen, anzuspornen."

Theodor glaubte in dieser Nebenbemerkung einen Wink für sich selbst zu sehen, griff, um die Unterhaltung, die seine Ungeduld auf den Gipfel getrieben hatte, abzukürzen, schnell in seine Tasche und drückte Bernard einige Goldstücke in die Hand, die dieser mit einer tiefen Verneigung sehr bereitwillig annahm.

„Nur weiter, mein Freund!" sagte er dann mit gepreßter Stimme.

„Um Verzeihung, Herr Baron — wo war ich doch stehen geblieben?" fragte Bernard in sehr natürlicher Weise.

„Frau von Tannenburg sagte Ihnen, sie werde sich nicht nach Dresden begeben —"

„Ganz richtig, nicht nach Dresden, sondern zunächst nach Berlin; es würde dem Herrn Baron nicht schwer werden, dort ihre Adresse auf dem Polizei-Fremdenbureau zu erfahren."

„Nun, und dann?"

„Damit stieg die Dame schnell in den Wagen, da ihr Gemahl bereits zurückkehrte, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich seinem Anblicke zu entziehen."

Bernard triumphirte innerlich darüber, daß er erfahren hatte, wo Ninon jetzt zu finden sei, aber er verrieth dies durch keine Miene. Mit einer Verbeugung erhob er sich, dadurch andeutend, daß er seinen Auftrag nun bis zu Ende erfüllt habe; eine weitere Unterredung mit dem Baron wäre ihm gar nicht

angenehm gewesen, denn möglicherweise hätte derselbe doch noch Verdacht schöpfen können.

Theodor hatte aber auch Nichts mehr zu fragen; mit Ungestüm drängte es ihn jetzt zu der Reise nach Berlin. Er sagte dem Kommissionär noch einmal seinen Dank für die pünktliche Erfüllung seines Auftrages und entließ ihn.

Daß er selbst zuerst Dresden als Ninon's nächstes Reiseziel genannt habe, fiel ihm gar nicht ein; er glaubte dies von Bernard gehört zu haben und fand darin einen Beweis, daß er dessen übrigen Angaben vollkommenen Glauben schenken könne. Ohne Verzug beendigte er seine Reisevorbereitungen, fuhr nach dem Nordbahnhofe und nahm dort ein Billet zu der Reise nach Berlin.

Inzwischen eilte Bernard sehr vergnügt nach seiner und Idaly's gemeinsamer Wohnung. Die Letztere, die, wie schon gesagt, sich ein großes Uebergewicht gegen ihn zu verschaffen gewußt, hatte ihn in den letzten Tagen mannigfach ihre Ungnade fühlen lassen, da sie behauptete, Ninon sei ihnen durch seine Nachlässigkeit entkommen; die Rolle, die er jetzt vor dem Baron gespielt, war ihm von ihr einstudirt worden, und er hatte sie trotz aller Bedenken, daß Jener ihn wiedererkennen möge, übernehmen müssen.

In der lebhaftesten Ungeduld, die sich bei dem launischen Weibe in großer Verdrießlichkeit äußerte, erwartete sie seine Rückkehr.

Idaly hatte nicht gelogen, wenn sie Ninon gesagt, daß sie sehr bescheiden wohne. In einer abgelegenen Straße und in einem alten Hause, das schon von außen durchaus nichts Einladendes hatte und eine Menge der verschiedensten Bewohner, die sich unter einander kaum kannten, beherbergte, mußte man mehrere enge und dunkle Treppen emporsteigen, bis man auf einen schmutzigen Flur mit einer Menge von Thüren gelangte, auf deren einer die Karte mit dem einfachen Namen Idaly zur

Orientirung für Bekannte, die sich etwa hierher verirren sollten, angenagelt war.

Oeffnete man diese Thür oder wurde sie vielmehr auf Anklopfen von innen geöffnet, denn sie pflegte stets verschlossen gehalten zu werden, so trat man zuerst in ein Dachzimmer, das mit alten defekten Luxusmöbeln, vielleicht Geschenken der ehemaligen Anbeter der Bewohnerin, vielleicht auch auf Auktionen in vornehmen Häusern schon vor langer Zeit für ein Billiges erstanden, nur sehr dürftig ausgefüllt war und in dem sogleich in die Augen fallende Unordnung und Unsauberkeit herrschten; Alles, was einigermaßen einen freundlichen Anstrich hätte geben können, wie weiße Gardinen, Blumen u. s. w., fand man hier gewiß nicht, dagegen eine Menge sorglos umhergeworfener Garderobenstücke und Toilettenartikel. Nichts deutete auch darauf, daß die Bewohnerin sich irgend einer ernsten Beschäftigung hingebe, es hätten denn ein paar abgenutzte Leihbibliothekenbücher, schlechte Romane enthaltend, sein müssen.

Dieses Zimmer diente eigentlich zum ausschließlichen Gebrauche Idaly's und zum Empfange ihrer Bekannten. Daneben befand sich nur noch ein anderes, in dem es noch viel wüster und armseliger aussah und dessen Beschreibung wir uns wohl erlassen können, wenn wir nur sagen, daß es auch Bernard zum Aufenthalte diente.

Das Paar hatte sich übrigens schon mehrmals in der Lage befunden, eine bessere Wohnung beziehen oder wenigstens diese wohnlicher einrichten zu können, z. B. als es die Unterstützung von Ninon erhielt, aber darin stimmten Beide, Bernard wie Idaly, überein, daß es schade sein würde, Geld für einen solchen Zweck auszugeben, obgleich Letztere oft seufzend und murrend meinte, daß ihr dieser düstere Rahmen für ihre Person gar nicht passend erscheine und sie wohl etwas mehr Komfort und Eleganz um sich zu sehen wünsche. So hoch, wie sie hinaus wollte, konnte sie aber doch nicht auf einmal gelangen, und der Mittelweg würde sie auch nicht befriedigt haben; es blieb daher

Alles beim Alten, und wenn jemals Geld durch einen glücklichen Zufall in ihre Hände kam, so wurde es ebenso schnell wieder theils für Idaly's Putz, theils für Vergnügungen und Leckereien ausgegeben.

Um diese Zeit befand sich gerade wieder große Ebbe in der Kasse des Pärchens, der Hauptgrund, aus dem dasselbe so hartnäckig entschlossen war, sich an Ninon zu bereichern. Unter anderen Umständen würden sie sich vielleicht nicht so großer Mühe unterzogen haben; man vergesse aber auch nicht, daß Idaly nebenbei noch ihren Haß, den das stolze Benehmen der vom Glücke begünstigten Freundin im höchsten Grade erregt hatte, befriedigen wollte; diesen Zweck würde sie selbst ohne jeden persönlichen Vortheil verfolgt haben.

Sie saß oder lag vielmehr jetzt, ganz in der Toilette, die sie auf der Straße zu tragen pflegte, auf dem Sopha, das ganz zu dem vorerwähnten Meublement paßte, und hielt einen jener mit überreicher Phantasie geschriebenen Romane, die Paris und Frankreich, selbst in ihren Uebersetzungen Deutschland — gewiß nicht zum Vortheile des lesenden Publikums — in den letzten Jahrzehnten förmlich überschwemmt haben, in der Hand; aber weit entfernt, dieser Lektüre Aufmerksamkeit zu schenken, beschäftigte sie sich mit Gedanken, die sich zum Theil aus ihren finsteren Mienen und abgebrochenen, gemurmelten Verwünschungen, die bald Ninon, bald Bernard, der ihr zu lange ausblieb, galten, errathen ließen.

Auf einmal hörte man draußen schnelle Schritte, und es wurde stark und hastig an die Thür geklopft. Idaly's Ohr mußte ihr schon gesagt haben, wer komme, denn sie stieß ein halb freudiges, halb unwilliges: „Da ist er endlich!" heraus, sprang behende auf und öffnete. Der erste Blick auf Bernard's freudestrahlendes Gesicht konnte ihr schon sagen, daß derselbe eine gute Nachricht bringe; auch ließ er sie nicht lange in Zweifel darüber, denn in kindischer Ausgelassenheit schlang er einen Arm um ihre Hüfte, zog sie, trotz ihres unsanften Widerstrebens, eine

Strecke weit, gleichsam tanzend, in das Zimmer hinein und jubelte überlaut:

„Ich hab's, mein süßer Schatz, ich hab's herausbekommen!"

„Lasse doch die Thorheiten," sagte Idaly, nachdem sie sich von ihm losgemacht hatte, in streng verweisendem Tone; „es scheint, daß es Dir ein besonderes Vergnügen macht, das ganze Haus in Alarm zu bringen. Hast Du den Baron gefunden?"

„Ja wohl, und ich kann mich rühmen, meine Rolle bei ihm vortrefflich gespielt zu haben."

„Vergiß nicht, daß diese ganz allein meine Idee war, mein Lieber!" bemerkte Idaly etwas hochmüthig, und setzte schnell hinzu:

„Was hast Du über Ninon erfahren?"

Daß sie nach Dresden mit ihrem sogenannten Gatten gegangen ist und daß wir uns nicht täuschten, wenn wir annahmen, sie werde ihren Liebhaber davon in Kenntniß gesetzt haben. Der Baron ging vollständig in die Falle —"

Bernard stockte, denn er bemerkte, daß seine Mittheilung nicht den erwarteten freudigen Eindruck auf Idaly gemacht hatte; diese warf sich mit recht verdrießlicher Miene wieder auf das Sopha.

„Nun?" fragte er erstaunt, „bist Du denn nicht zufrieden, Idaly? Es ist ganz gewiß, daß sich Ninon in Dresden befindet."

„Desto schlimmer!" erwiederte die Lorette. „Was hilft es uns, wenn sie so weit von hier entfernt ist?"

„O, es wird sich doch ein Mittel ausfindig machen lassen, ihre nähere Adresse zu erfahren und ihr einen Drohbrief zukommen zu lassen?"

„Ich fürchte, daß dies Letztere sehr unweise von uns gehandelt wäre. Ninon wird sich um ein solches Schreiben noch viel weniger kümmern als bisher."

„Wer weiß, wenn sie sieht, daß wir die Sache so hartnäckig verfolgen und so ernst angreifen? — Wir können aber

auch, wenn Du willst, an den Rittmeister schreiben und ihm wichtige Aufklärungen über seine Geliebte oder Gattin versprechen, wenn er sie gehörig bezahlen will."

„Ach, dieser Rittmeister und deutsche Freiherr scheint selbst ein ganz armer Teufel zu sein, der nur vom Spiele lebt! Wir müssen uns an Ninon selbst, die wohl hinter seinem Rücken ihr Schäfchen schon in das Trockene gebracht hat, und an den anderen Baron halten. Bei dem Letzteren würde aber ein solches Anerbieten gar nichts helfen, denn er scheint blindlings in sie verliebt zu sein."

„Hm," brummte Bernard, indem er sich auf einen Stuhl niederließ und den Schweiß, den die eilige Rückkehr nach Hause auf seine Stirn getrieben hatte, abwischte, ganz unmuthig und kleinlaut, „dann war es ja ganz überflüssig, daß ich mir so viel Mühe gemacht habe und dabei selbst Gefahr gelaufen bin."

„Ich konnte doch nicht im Voraus wissen, daß Ninon uns so weit entwischen würde," meinte Idaly. „Jedenfalls ist es ganz gut, daß wir sie nicht ganz aus den Augen verloren haben. Weißt Du übrigens, Bernard, daß ich nicht übel Lust hätte, auch einmal Deutschland kennen zu lernen?"

„Du, Idaly? Wie wolltest Du das wohl möglich machen?"

„Wir Beide natürlich; ich habe nicht Lust, Dich im Stiche zu lassen, wie es Ninon ehemals that, Du armer Junge!"

„Verd—!" murmelte Bernard, die Zähne auf einander beißend, denn der spöttische Ton Idaly's gab seiner Eitelkeit doch wohl einen empfindlichen Stich.

„Aber woher die Mittel nehmen, mein Engel, um nach Dresden zu gelangen, wenn ich auch begreife, daß sich für uns dort gerade ebenso gute Geschäfte machen ließen als hier?"

„Vielleicht noch bessere, mein Freund; — der Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande."

Dabei besah Idaly sich mit eitlem Wohlgefallen in dem Spiegel, der über dem Sopha hing.

„Die Mittel zur Reise?" fuhr sie dann fort. „Das wäre

allerdings das einzige Hinderniß für meinen Plan. Wir müssen diese Mittel schaffen!"

Bernard zuckte ungläubig die Achseln.

„Ninon wird vermuthlich so schnell Dresden nicht wieder verlassen," sagte Idaly nachdenklich und mehr, als ob sie mit sich selbst spreche; „wir haben also einige Zeit, und diese muß nach Kräften benutzt werden. Ich will mich einmal an dieser falschen, stolzen Schlange rächen, und wenn ich darüber auch zu Grunde gehen sollte! Sie hat mich tödtlich beleidigt, als sie mir ihre Thür wies! — Und Du, Bernard, solltest ebenso fühlen wie ich, wenn Du ein Mann bist; Du hast auch noch eine alte Abrechnung mit ihr zu halten!"

„Hm, die Untreue einer Geliebten ist gerade nicht so vieler Umstände werth," murmelte Bernard, aber in seinen Augen konnte man doch leicht lesen, daß er sich dadurch empfindlicher berührt gefühlt hatte, als er jetzt zeigen wollte; — „da Du es aber wünschest, Idaly, bin ich gern dabei, ihr Schaden zuzufügen, so viel ich vermag."

„Wir müssen sie zwingen, uns reichlich zu entschädigen! Nie wird sich uns wieder eine so gute Gelegenheit bieten, uns eine angenehme Zukunft zu sichern, als jetzt, wo sie den reichen Baron aus Kurland an der Leine hat. Wir müssen nach Dresden, Bernard!"

„Ganz recht! Aber wie?"

„Ich will bei allen meinen Bekannten das Reisegeld zusammenzuborgen suchen —"

„O weh!" machte Bernard, sich hinter dem Ohre kratzend.

„Die Menge bringt es vielleicht, lieber Freund, und wenn ich auf diese Weise Nichts erreiche, so bin ich entschlossen, Alles zu wagen."

„Alles? Was heißt Das? Du hast doch nicht etwa Dein erstes mißglücktes Debut in der gefährlichen Kunst vergessen, die — nun, die in das Zuchthaus führt?"

„Bah, lasse Deine Spöttereien! Der Zweck heiligt die Mittel, und ich bin jetzt klüger geworden, als ich damals war."

„Nun, ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Du besitzest überhaupt wenig Muth, mein Freund, wie ich leider schon wiederholentlich bemerkt habe."

Zwischen den beiden Liebenden entspann sich in Folge dieser verletzenden Aeußerung ein Streit, den wir nicht weiter verfolgen wollen, der aber endlich doch wieder mit Versöhnung endete.

Während wir es einstweilen noch dahingestellt sein lassen, ob und wie Idaly ihren Plan durchführte, wenden wir uns wieder zu Theodor von Ronnow, der mit hoffnungsreichem Herzen die Reise nach Berlin machte.

Unterwegs erinnerte er sich erst wieder des Briefes vom Grafen, den er ungelesen in die Tasche gesteckt hatte. Mit einigem Widerstreben, denn er ahnte bereits den Inhalt, zog er ihn hervor und erbrach ihn.

Er hatte sich nicht getäuscht; die sanften, väterlichen Vorwürfe waren doch so ernst und eindringlich und er erfuhr jetzt noch besser als durch den Brief seines Vaters, in welchen bedauernswürdigen Zustand derselbe durch seine Schuld versetzt worden sei, daß er sich tief beschämt und erschüttert fühlte. Eine kurze Weile tauchte wohl der Gedanke in ihm auf, daß es seine heilige kindliche Pflicht, die durch nichts Anderes überwogen werden dürfe, sei, sofort die Heimreise anzutreten, und daß er demgemäß seinen Plan ändern und Ninon einstweilen wenigstens aufgeben müsse, aber diesen letzteren Entschluß auszuführen, wurde ihm doch zu schwer.

„Ich muß so wie so über Berlin reisen," sagte er zu sich selbst, „wenn ich in die Heimath zurückkehren will. Ein oder zwei Tage Aufenthalt daselbst werden Nichts mehr ändern, und diese will ich dazu benutzen, Ninon zu überreden, daß sie mir sogleich folge. Auf diese Weise läßt sich das Gebot meines Herzens mit der Pflicht, die ich meinem Vater schulde, vereinigen."

Der Graf schrieb auch noch, daß er schon in den nächsten Tagen mit seiner Frau und Tochter nach Dresden reisen werde, um sich daselbst längere Zeit aufzuhalten. Man weiß bereits, daß er dies nur in der Absicht erwähnte, Theodor die Rückkehr in die Heimath zu erleichtern.

„Ah so!" dachte Dieser mit weniger Bitterkeit, als er es gethan haben würde, wenn Feodora ihm, seitdem er Ninon liebte, nicht um Vieles gleichgültiger geworden wäre, „Major Andronikoff erzählte mir zufällig, daß dieser preußische Lieutenant von Mohrfeldt seine Verwandten in Dresden habe; die Braut soll sich ihnen also vorstellen — zweifellos ist auch der Bräutigam selbst dort."

Wenn ihm diese Vorstellung auch immer noch peinlich genug war, wußte er sich doch ziemlich schnell darüber fortzusetzen.

Je mehr er sich Berlin näherte und je öfter Bedenken in ihm aufstiegen, ob es auch wohl möglich sein werde, in so kurzer Zeit, wie er sich für den dortigen Aufenthalt gesetzt hatte, Ninon ihrem Gatten zu entführen, um so wankender wurde er auch in seinen besseren Vorsätzen.

Da er sich selbst deshalb nicht zu entschuldigen vermochte, versuchte er, dem Grafen zu grollen und Vorwürfe zu machen. Gewiß, meinte er, habe derselbe in der Schilderung von dem Leiden seines Vaters übertrieben; er fand es unrecht, daß der Graf gerade ihn zur Rückkehr aufforderte, da er doch wissen mußte, seine Tochter habe ihn eigentlich aus der Heimath vertrieben; und endlich ärgerte es ihn, daß er tadelnde Vorstellungen, wie sie ihm sein Vater nicht einmal so gerade heraus gemacht, von einem weniger dazu Berechtigten annehmen solle.

Man wird aus Alledem die Ueberzeugung gewinnen, daß Theodor von Ronnow nicht mehr der edle junge Mann war, wie man*) ihn früher, als er so großmüthig den heißesten Wünschen seines Herzens entsagte, um Feodora nicht unglücklich zu

*) Die Leser von „Unter Preußens Fahnen".

machen, kennen gelernt hat. Man möge aber auch nicht sofort das Verdammungsurtheil über ihn sprechen und die Hoffnung aufgeben, daß die guten und schönen Eigenschaften seines Herzens und Gemüths, die jetzt von einer fast wahnsinnigen Leidenschaft unterdrückt wurden, nicht wieder zum Durchbruche gelangen könnten; die Folge erst wird lehren, ob es Ninon und den anderen schlechten Menschen, die sich aus Habgier zur Aufgabe gemacht hatten, ihn zu ruiniren, wirklich gelungen war, ihn zu ihrer Niedrigkeit herabzuziehen.

In einem Zwiespalte, der ihn selbst höchst unglücklich machte, gelangte er nach Berlin und ließ es sich sofort angelegen sein, den Aufenthalt des Rittmeisters von Tannenburg in Erfahrung zu bringen. Die Kontrole der Polizei über die ankommenden Fremden ist dort so genau und sicher, daß Theodor, als er den Bescheid erhielt, die von ihm Gesuchten seien gar nicht angelangt, nicht an der Wahrheit desselben zweifeln konnte. Höchstens war es möglich, daß der Rittmeister einen anderen Namen angenommen habe, aber auch dies ließ sich kaum denken, da es für ihn mit zu großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein würde. In diesem Falle aber wäre Theodor ebenso schlimm daran gewesen, als wenn Jener und Ninon sich gar nicht in Berlin befanden, denn wo sollte er sie dann in dieser großen Stadt suchen und finden? — Vielleicht hatten sie sich unterwegs auch noch irgendwo aufgehalten; wann kamen sie dann aber?

In dieser qualvollen Ungewißheit sich bald an diese, bald an jene Hoffnung anklammernd, machte er den thörichten Versuch, es dem Zufalle zu überlassen, daß er ihn mit den Gesuchten zusammenführe, und strich den ganzen Tag über auf gut Glück in den Straßen umher, betrat alle öffentlichen Lokale, wohin sie sich möglicherweise begeben gekonnt, auf wenige Minuten und erkundigte sich in allen Hotels, die ihm in die Augen fielen, nach den in den letzten Tagen angekommenen Fremden. Natürlich war Alles umsonst, und seine Verzweiflung stieg von Stunde zu Stunde.

Auf einmal — es läßt sich nur durch seine hohe Erregung erklären, daß dies nicht schon früher geschehen war — kam ihm der Einfall, daß er durch den Menschen, der sich ihm vor seiner Abreise aus Paris als Kommissionär vorgestellt hatte, mystifizirt sein könne, vielleicht auf Veranlassung des wirklich eifersüchtigen Rittmeisters oder des Majors Andronikoff, der den Ersteren begleitet haben und sich scheuen mochte, ihm wieder unter die Augen zu treten, nachdem er eigentlich seine Abführung in das Schuldgefängniß veranlaßt hatte.

Diese Idee nahm an Wahrscheinlichkeit zu, je weiter er sie verfolgte, und wurde ihm endlich beinahe zur Gewißheit. Jedenfalls konnte er den Versuch machen, sich nach dem Rittmeister in Dresden zu erkundigen, und, falls er ihn dort nicht fand, wieder nach Berlin zurückkehren. Daß hierüber viel Zeit vergehen müsse, so daß er nicht daran denken könne, in so kurzer Frist, wie er sich vorgenommen, zu seinem Vater zurückzukehren, bedachte er gar nicht oder stieß wenigstens den Gedanken daran gewaltsam zurück.

Mit dem nächsten Zuge fuhr er wirklich nach Dresden ab.

XI.

Vernunft und Leidenschaft.

Für Hugo war es ein sehr peinliches Gefühl, unter Feodora's und ihrer Eltern Augen Theresen gegenüberzutreten, und es auch in der That nicht leicht, ein richtiges Benehmen zu behaupten, das beide Theile weder in Verwunderung setzen noch verletzen könne. So viel er darüber auch nachgedacht hatte, war er doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß es vergebliche Mühe sein würde, hier bestimmte Regeln festsetzen zu wollen, und daß er sich auf den Zufall und seinen richtigen Takt allein verlassen müsse.

Wie schon gesagt, trafen die drei Herren, der Oberst, sein Sohn und der Graf, die sämmtlichen Damen in Emma's Wohnung.

Während nun die erste förmliche Vorstellung des Grafen erfolgte, hatte Hugo Zeit, einige Beobachtungen zu machen. Während Therese mit dem Grafen sprach, der von ihrer Schönheit angenehm überrascht schien, ertappte er Feodora auf einigen ihr von der Seite zugewandten Blicken, die ihr Mißfallen, wenigstens Kälte ausdrückten, und dann wandte die Comtesse sich schnell zu seiner Schwester und Selma und plauderte mit diesen in anscheinend so herzlicher Weise, daß er in Betreff ihres Urtheils über die neuen Bekannten durchaus nicht in Zweifel sein konnte.

Eine Weile später fand er in ähnlicher Weise auch zu beobachten Gelegenheit, daß die heimliche Abneigung Feodora's von Theresen erwiedert zu werden scheine, und er glaubte sich nicht zu täuschen, wenn er annahm, daß die beiderseitigen Beziehungen zu seiner Person wohl die hauptsächlichste Veranlassung dazu gegeben haben möchten. Die anderen Personen bemerkten übrigens gewiß nicht, was Hugo gesehen hatte, der beide Damen ja so genau kannte, denn diese besaßen zu viel guten Ton und Form, um nicht die ausgezeichnetste Höflichkeit für einander zu bewahren.

Es war mehr Zufall als Absicht von ihm, daß er seinen Platz zuerst neben Feodora fand, und sie hatte nach der längeren Trennung natürlich so viel Fragen an ihn zu richten, daß ihre Unterhaltung eine recht lebhafte und etwas ausschließliche wurde. Ein ganz Unbetheiligter würde darin gerade nichts Auffälliges gefunden haben, wenn er gewußt hätte, daß der Lieutenant noch vor einiger Zeit ein fast täglicher Gast und vertrauter Gesellschafter im Herrendorf'schen Hause gewesen war, aber drei Personen in dem kleinen Kreise gab dies doch Veranlassung, mit ganz verschiedenen Gefühlen diesem Paare heimlich eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die erste derselben war Emma; Alles, was ihren Bruder anging, interessirte sie aus wahrhaft schwesterlicher Empfindung auf das Wärmste, und alle ihre Wünsche wurden jedenfalls nur durch den einen bestimmt, daß er sein Glück finden möge. Deshalb war sie auch in Betreff Theresens wohl weniger scharfsichtig als Feodora. Wie sie anfänglich ganz dem Plane ihres Vaters beigestimmt hatte, nur weil sie aus Hugo's Briefen zu schließen glaubte, daß er sich für die Comtesse von Herrendorf warm interessire, und wohl auch, weil Hermann, der ja sein ihr unbekanntes Geheimniß theilte, geäußert hatte, diese neue Bekanntschaft könne den segensreichsten Einfluß auf das Gemüth seines Schwagers haben, so war ihre Ansicht eine andere geworden, sobald sie bemerkte, daß Hugo sich wieder ganz dieser

Frau von Liebow zugewandt habe, deren Vergangenheit ihr ja vollständig unbekannt geblieben war; sie vertraute zu vollkommen, mit dem Stolze, den eine liebende Schwester gewöhnlich auf die Ueberlegenheit des Bruders setzt, seiner Einsicht und war, ihren eigenen Erfahrungen zufolge, überhaupt der Ansicht, vor der Stimme der Herzens müßten in einem solchen Falle alle anderen Rücksichten schweigen.

Wenn sie jetzt nun aus Hugo's Benehmen auch nicht gerade schließen konnte, daß er Feodora Theresen vorziehe, deren Partei sie nun einmal ergriffen hatte, so beobachtete sie ihn doch mit einiger Aengstlichkeit.

Daß Therese selbst ihn kaum aus den Augen ließ und was sie dabei empfand, als sie sich von ihm zurückgesetzt glaubte, bedarf wohl keiner Schilderung; die Eifersucht entflammte sich bei der leidenschaftlichen Frau in so hohem Grade, daß sie, trotz ihrer Sicherheit in den gesellschaftlichen Formen und der Geschicklichkeit, ihre Gedanken zu verheimlichen, doch mehr als einmal in Versuchung gerieth, auf eine Weise, die allen Uebrigen hätte auffallen müssen, die Unterhaltung des Lieutenants mit der Comtesse zu stören; ein scharfer Beobachter würde ihr auch diesen Kampf angesehen haben, aber zu einem solchen eignete sich von den Anwesenden nur Selma, und diese hatte wirklich genug zu thun, ihre eigenen Empfindungen zu beherrschen.

Hatte schon manches zufällige Wort Emma's den freilich sehr empfindlichen Gedanken in ihr angeregt, Hugo habe während seines Aufenthaltes in Kurland eine seinem Herzen nicht ganz gleichgültige Bekanntschaft gemacht, so war diese Befürchtung doch schon gänzlich vor der viel größeren geschwunden, er möge das alte Verhältniß mit Theresen wieder anknüpfen oder vielmehr sich von der Koketterie dieser gefährlichen Frau, die Selma ja in letzter Zeit zu durchschauen die beste Gelegenheit gehabt hatte, blenden und verführen lassen.

Wäre ihre Liebe nicht so rein und tief gewesen, so hätte es ihr im Grunde wohl gleichgültig sein können, welche Wahl Hugo

treffen würde, wenn sie doch einmal alle Hoffnung verloren hatte, daß dieselbe auf sie fallen könne, aber sie war weit entfernt, so zu denken; noch heute würde sie es für das größte Glück gehalten haben, sich für das seinige zu opfern, aber sie durfte ja gar Nichts für ihn thun, ihn nicht einmal vor Theresen warnen. Das hatte ihr im Stillen schon viel Schmerzen bereitet und die Sehnsucht, auf das Bergschloß zurückkehren zu dürfen, nur erhöht; es war ein doppelt qualvoller Zustand für sie, Zeugin zu werden, wie er, der Geliebte, sich immer tiefer in die Netze verfing, die, wie sie glaubte, zu seinem Verderben ausgespannt wurden.

Dabei dachte sie wohl auch an die Zukunft; was sollte aus ihr werden, wenn Hugo Therese heirathete und Beide ihren Wohnsitz auf Glücksburg, in so großer Nähe des Bergschlosses, nähmen? Das wäre eine Qual ohne Ende geworden, der sie gewiß hätte unterliegen müssen.

In Selma regte sich also nicht die Eifersucht wie in Therese, als sie Hugo jetzt in so freundschaftlicher Weise neben Feodora sah, nur eine tief wehmüthige Empfindung, daß die Letztere ihm doch immer noch theurer als sie selbst zu sein scheine; sie wünschte dessenungeachtet Nichts lebhafter, als dieses Wiederfinden möge zu einer noch engeren Vereinigung führen und die blinde Leidenschaft für Therese verlöschen. In Folge dessen fühlte sie auch nicht die mindeste Abneigung gegen die Comtesse, sondern wünschte deren Freundschaft zu erlangen, da das Wesen des jungen Mädchens ihr auch übrigens durchaus zugesagt hatte.

Die Uebrigen achteten weniger auf Hugo und Feodora; der Graf und die Gräfin machten sich keine Illusionen mehr, der Oberst wurde durch die Unterhaltung mit dem Ersteren, der ein sehr lobendes Urtheil über Langenau und dessen bisherige Verwaltung durch Hugo fällte, ganz in Anspruch genommen, und Hermann, der später auch hinzugekommen war, fühlte noch immer keine Lust, sich auch nur im Mindesten in die Herzens-

angelegenheiten seines Schwagers zu mischen, nachdem Letzterer diesen gutgemeinten Versuch so herbe zurückgewiesen hatte.

Wir haben für nothwendig gehalten, auf die Empfindungen aller dieser einzelnen Personen, die bestimmt schienen, noch einige Zeit hindurch einen engen Gesellschaftskreis zu bilden, so ausführlich einzugehen, weil sie sich in der nächsten Zeit fast durchgehends nicht veränderten und man das Benehmen Aller von diesem Standpunkte aus wird beurtheilen müssen.

Als es später geworden war, begab man sich gemeinsam nach dem Garten des Obersten, um den schönen Sommerabend im Freien zuzubringen.

Der Oberst und der Graf waren schon recht vertraut geworden; in ihrem Wesen lag viel Aehnliches, wenn Ersterer auch äußerlich mehr die soldatische Derbheit zeigte, die ihm übrigens sehr gut stand, da er sie nie bis zur Verletzung der konventionellen Form trieb.

„Sie werden uns also zum Herbste unseren jungen Freund, Ihren Herrn Sohn, wiedergeben?“ meinte der Graf, und als Jener es bejahte, fuhr er fort:

„Niemand empfindet darüber mehr Freude als meine Familie und ich; wir haben selten einen Winter so angenehm verlebt wie den letzten. Was uns anbetrifft, so werden wir uns gewiß alle Mühe geben, ihn aus der Einsamkeit auf Langenau zu ziehen. Aber wer weiß,“ setzte er lächelnd hinzu, „ob es sich dort in diesem Jahre nicht schon anders gestalten wird? Bis zum Schlusse des Herbstes wird der Bau des neuen Schlosses ja wohl ziemlich vollendet sein, und es fehlt dann Nichts mehr in demselben als eine Herrin.“

Der Oberst sah ihn, etwas überrascht durch diese Andeutung, die, wie er dachte, vielleicht nicht unabsichtlich war, von der Seite an und erwiederte, er habe auch schon den Wunsch ausgesprochen, daß sich Hugo bald verheirathen möge; an passenden Partien werde es ja wohl in jener Gegend nicht fehlen.

„Das wohl nicht,“ erwiederte der Graf im vorigen leichten

Tone, „aber vielleicht braucht er gar nicht so weit zu suchen und bringt uns seine schöne Hälfte gleich mit dorthin."

„Hm!" machte der Oberst nur, der ihn nicht recht verstand.

„Ich dachte eigentlich," erklärte der Graf, sich lächelnd etwas mehr zu seinem Ohr niederbeugend, wobei er auf die vor ihnen gehenden Damen deutete, „daß sich die alte Bekanntschaft Ihres Herrn Sohnes mit einer der liebenswürdigen Damen, die doch wahrlich das Interesse jeden jungen Mannes zu fesseln würdig sind, während ihres hiesigen Aufenthaltes noch fester schließen dürfte."

Der Oberst fühlte sich enttäuscht; da er indessen meinte, der Graf möge ihm nur Hugo's wegen auf den Zahn fühlen wollen, indem er selbst vielleicht seine Idee theilte, erwiederte er sehr ernst:

„Da befinden Sie sich in einem Irrthume, Herr Graf; was Frau von Liebow, allerdings eine glänzende Partie, anbetrifft, so haben gewisse Verhältnisse, die ich jetzt nicht weiter berühren möchte, als daß ich Ihnen verrathe, ;daß sie eine passionirte, sogar etwas fanatische Oesterreicherin ist, ihre Verbindung mit Hugo wohl zu einer Unmöglichkeit gemacht, und ich wenigstens würde es für Pflicht halten, meinen ganzen väterlichen Einfluß gegen eine solche Wahl, von der wohl auch nicht die Rede ist, aufzubieten; und für das kleine Fräulein, das ich alter Graukopf noch reizender finde als die stolze und prächtige Juno, scheint er sehr wenig Auge zu haben."

„Nun, warten wir es ab!" meinte der Graf.

Und ein kleiner Seufzer begleitete seine Worte, als er hinzusetzte:

„Es ist eine alte Erfahrung, daß wir Eltern, besonders die Väter, selten ein scharfes Ange für das Herz unserer Kinder haben."

Wenn der Oberst, der wohl nicht zweifeln konnte, daß der Graf selbst eine solche Erfahrung gemacht habe, eine Weile hoffte, dieser werde in seinem Vertrauen noch weitergehen, so

täuschte er sich dieses Mal doch; der Graf schien dieses Thema fallen lassen zu wollen, und ohne zudringlich zu erscheinen, konnte er nicht die Frage an ihn richten, worauf er mit seiner Aeußerung eigentlich habe hindeuten wollen. Im Ganzen war er ein wenig verstimmt worden, denn er hatte gewünscht, daß diese Unterredung zu einem anderen Ausgange führen, der Graf wenigstens verrathen möge, daß eine Verbindung Hugo's und Feodora's auch in seinem Wunsche liege.

Während die Gesellschaft in dem schönen Garten des Obersten den Kaffee einnahm und nachher promenirte, fand es sich ganz von selbst, daß sich verschiedene kleine Gruppen bildeten und die einzelnen Personen sich wechselweise näher an einander schlossen, um, je nach Belieben, diese oder jene Unterhaltung zu führen. Auch Hugo mußte sich, schon der Schicklichkeit wegen, von der einen Dame zur anderen wenden, und nachdem er sich so lange Zeit ausschließlich seiner alten Bekannten, der Comtesse, gewidmet hatte, glaubte er, ohne Aufsehen zu erregen, seinen Platz jetzt an Frau von Liebow's Seite, wohin ihn sein Herz schon längst zog, einnehmen zu können.

Die arme Selma überging er ziemlich kurz, was sie schmerzlich genug empfand, obgleich sie sich keineswegs darüber beklagen konnte, daß er die ihr schuldige Rücksicht außer Acht lasse. Aber gerade diese kalte Höflichkeit, dieses erzwungene Interesse, das er ihr bezeigte, war so empfindlich für dieses liebende Herz, das sich lieber begnügt haben würde, ihn nur aus der Ferne zu beobachten, als es sich durch seine gesuchten Worte daran erinnern ließ, welche große Kluft trotz der räumlichen Nähe zwischen ihm und dem seinigen liege.

Obgleich nun Therese sich wohl leicht sagen konnte, aus welchem Grunde sich Hugo ihr anfänglich ferner gehalten habe, wobei er sich übrigens nicht einmal eine Verletzung der Form hatte zu Schulden kommen lassen, hielt sie es doch für geeignet, ihm einen kleinen Unmuth darüber zu zeigen, als er endlich zu ihr kam, und zwar wußte sie dies in so geschickter Weise zu thun,

daß, während es kein Anderer zu bemerken vermochte, er selbst sie deutlich verstehen mußte.

Unter anderen Umständen würde er darin wohl eine Unzartheit gefunden haben; wie er aber jetzt fühlte und dachte, schmeichelte es ihm sogar, da er daraus nur zu gut entnehmen konnte, es sei der schönen Frau, deren Fehler er fast vollständig schon vergessen hatte, ebenso viel als ihm darum zu thun, daß sich ihr altes, durch seine Uebereilung zerrissenes Verhältniß wieder festknüpfe.

Ja, Hugo war leider wirklich schon so weit gekommen, daß er das Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl, das ihn damals zu dem schweren, aber nothwendigen Entschlusse geleitet, jetzt mit einem solchen Namen belegte und jenen Entschluß bereute; nur der erste Schritt, sich Theresen wieder zu nähern, hatte ihn Ueberwindung gekostet, in seinem durch ihre Koketterie bethörten Herzen erhob sich keine warnende Stimme mehr, und auch von außen kam eine solche ja nicht, nachdem er den treuen Freund Hermann zum Schweigen gezwungen hatte.

Gewiß wäre er nicht in diese alte Schwachheit zurückgefallen, wenn er inzwischen eine andere Befriedigung für sein leeres Herz, wie er sie bei Feodora fast zu übereilt gesucht, gefunden hätte, und es lag wohl auch eine Art bitteren Trotzes gegen das Schicksal, das ihm nicht so, wie er wünschte, hatte zu Hülfe kommen wollen, in dem Eifer, mit dem er jetzt wieder suchte, was er schon einmal ganz richtig für seiner unwürdig und sein Verderben erkannt hatte.

Wir haben schon gesagt, daß Therese diese Empfindungen scharfsichtig erkannte und, ihres Sieges noch keineswegs sicher, sondern in der Furcht vor einem plötzlichen Erlöschen dieser künstlich entzündeten Flamme, ihm keineswegs rückhaltslos entgegenzukommen, sondern durch andere Mittel seine Leidenschaft zu steigern entschlossen war, bis dieselbe unüberwindlich geworden sein würde. War es bis dahin ihre Absicht gewesen, zu diesem Zwecke Selma zu benutzen, so wollte sie die Rolle, die sie der-

selben zugedacht hatte, jetzt auf Feodora übertragen, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich überzeugt haben würde, daß sie dabei auch wirklich keine Gefahr laufe.

Durch die kleine Empfindlichkeit, die sie jetzt zeigte, hatte sie Hugo bald veranlaßt, sein bisheriges Benehmen gegen Feodora förmlich zu entschuldigen, indem er ihr ausführlicher als bisher erzählte, welche Stellung er während seines Aufenthaltes in Kurland in der gräflichen Familie eingenommen habe; daß er sich darüber nicht ganz aufrichtig aussprach und der Hoffnungen, denen er sich eine Weile hingegeben, mit keinem Worte erwähnte, wird man sich wohl leicht denken können, schämte er sich doch jetzt des Wankelmuthes seines Herzens mehr als jemals, ohne zu bedenken, daß er im Augenblicke noch viel mehr Grund dazu habe.

Aber dennoch schien Therese noch nicht ganz zufrieden zu sein, wie ihr ernst zu Boden gesenkter Blick und ein leiser, tiefer Seufzer verriethen, und Hugo, dem Alles daran lag, jeden Verdacht in ihr, daß er zu Feodora in noch nähere Beziehungen, als er soeben angegeben hatte, getreten sei oder zu treten wünsche, zu unterdrücken, ließ sich sogar zu einer Indiskretion hinreißen, indem er eine Andeutung darauf machte, daß das Herz der Comtesse nicht mehr frei sei.

Therese hatte diesen Wink schnell aufgefaßt, aber sie wünschte darüber doch mehr Sicherheit zu haben; Nichts hätte ihr augenblicklich mehr Freude machen können als die Gewißheit, daß sie von dieser Seite Nichts für ihre Pläne zu befürchten habe, denn instinktmäßig hatte sie sogleich erkannt, daß Feodora ihr in vielen Beziehungen überlegen sei und ihre gefährlichste Nebenbuhlerin werden könne, so lange sie sich in Hugo's Nähe befinde.

„Was Sie da sagen!“ meinte sie, eine Gleichgültigkeit erheuchelnd, die das lebhafte Interesse, das sich an ihre Frage knüpfte, doch deutlich genug durchschimmern ließ. „Die Comtesse ist also schon verlobt?“

„Das habe ich mir nicht auszusprechen erlaubt," meinte Hugo in Verlegenheit, denn er bereute bereis seine Unvorsichtigkeit und die Täuschung von Feodora's Vertrauen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen; „meine Aeußerung gründete sich nur auf Vermuthungen, und ich darf deshalb wohl bitten, daß sie nicht weiter von Ihnen beachtet werden möge."

„Sie brauchen von meiner Seite keine Indiskretion zu befürchten," meinte Therese mit feinem Lächeln; „obgleich ich die Comtesse höchst liebenswürdig finde und mich darauf freue, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, interessirt sie mich doch hauptsächlich nur deshalb, weil ich sie im Kreise Ihrer Familie, als — Ihre Freundin kennen lerne."

In den letzten Worten, die sie besonders betonte, lag ein Geständniß, das Hugo nicht allein schmeichelhaft sein und ihn versichern mußte, sie hege, wie er selbst, keinen innigeren Wunsch, als daß sich das frühere Verhältniß zwischen ihnen wiederherstellen möge, sondern das auch deutlich genug ausdrückte, sie wünsche volle Beruhigung über seine Beziehungen zu Feodora. Er beeilte sich deshalb, zu erwiedern:

„Ja, ich gestehe, daß ich stolz auf diese Freundschaft bin, die mir über mein Verdienst geworden ist und sich während schwerer Tage schon bewährt hat, und wie sie mich mit dem Wunsche und Willen meines Vaters, mich nach Kurland zu begeben, nicht allein versöhnte, sondern mir den dortigen Aufenthalt auch angenehm machte, so hoffe ich auch, wenn ich dorthin zurückkehre, durch sie Trost in der Einsamkeit zu finden, zu der ich wahrscheinlich, fern von meiner Familie und meinen früheren Freunden, dann verurtheilt sein werde."

Er sagte dies mit einem etwas bitteren, gezwungenen Lächeln, in dem eine Anklage gegen sich selbst zu liegen schien, die Therese recht wohl verstand und heimlich darüber triumphirte; aber noch hielt sie die Zeit nicht für gekommen, näher auf dieses Thema einzugehen und ihm deutlich an die Hand zu geben, daß es ja nur an ihm liege, seiner Zukunft, wie er sich dieselbe jetzt

vorstellte, eine andere Gestalt zu geben, und deshalb begnügte sie sich mit der Frage:

„Sie erwähnen da schwerer Tage, die sie in Kurland erlebt haben; wollen Sie auch von meiner Seite nur ein freundschaftliches Interesse darin erkennen, wenn ich Sie um eine nähere Erklärung dieser Andeutung bitte?"

Hugo hätte jetzt sehr wohl Veranlassung gehabt, ihr den traurigen Gemüthszustand zu schildern, in dem er sich nach der Trennung von ihr befunden hatte und in den er durch dieselbe eben versetzt worden war, und damit wäre die Bahn zu weiterer offener Aussprache und vollkommener Versöhnung wahrscheinlich auch gebrochen gewesen; diese Antwort schwebte ihm schon auf der Zunge, aber theils hielt ihn die Besorgniß davon zurück, er möge sich von seinem Gefühle in Gegenwart so vieler, vielleicht still beobachtender Zeugen zu weit fortreißen lassen, theils begriff er auch, daß ein solches Bekenntniß zu sehr den Charakter der Reue trage und ihn demüthigen müsse. Er beschränkte sich also darauf, ihr den Vorfall mit dem Inspektor Kolinko und in welch' schlimmen Verdacht er dadurch gekommen war, zu erzählen.

Zum ersten Male sprach er so ausführlich mit Theresen über seine Erlebnisse seit ihrer Trenrung, und wenn er sich dabei auch angelegen sein ließ, sich nur an die äußeren Thatsachen zu halten, so gaben diese ihr doch schon genug Gelegenheit, ihm ihre wärmste Theilnahme auszudrücken und der Unterhaltung zwischen Beiden einen so vertraulichen Ton zu geben, daß Die, welche die Worte nicht verstanden, eigenthümliche Schlüsse auf Beider Verhältniß daraus ziehen konnten. Daß die Beiden selbst durch diese Art der Unterhaltung sich noch um Vieles näher als bisher seit ihrem Wiedersehen in Dresden geführt wurden, kann man sich leicht denken; sie verlängerte sich dadurch auch dergestalt, daß den ganzen Abend über Hugo fast nicht von der Seite Frau von Liebow's kam, die vor den Uebrigen einen gewissen Stolz darin fand, ihn an sich zu fesseln; das erforderte

schon ihre weibliche Eitelkeit, abgesehen davon, daß sie es für ihre Pläne ganz zuträglich hielt, wenn die Anderen sich allmälig daran gewöhnten, daß er sie bevorzuge.

Am meisten unzufrieden mit diesem Benehmen seines Sohnes war vielleicht der Oberst, der jetzt erst zu begreifen anfing, daß der Graf mit seinen vorherigen Andeutungen doch nicht so ganz Unrecht gehabt haben möge; ohne dieselben würde ihm vielleicht die Gefahr, in der sich sein Sohn zu befinden schien, in die alte Verirrung zurückzufallen, ganz entgangen sein; er nahm sich auch vor, mit dem Letzteren darüber ein offenes Wort zu sprechen, sobald er sich mit ihm unter vier Augen befinden würde; jetzt mußte er natürlich seinen Unmuth zu verbergen suchen.

Was Feodora anbetraf, so fühlte sie sich in aufrichtig freundschaftlicher Theilnahme durch ihre Beobachtungen mehr beängstigt, als sie gegen Hugo ungehalten war. Wenn es ihr schon auffällig hatte erscheinen müssen, daß er gegen sie früher nie dieser Frau von Liebow erwähnt hatte, deren Unterhaltung ihn jetzt doch so sehr zu fesseln schien, für die sein tiefes Interesse sich schon durch Blicke genügend verrieth, so erregten einzelne Andeutungen Emma's, die in ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit sich seines heutigen Benehmens sehr zu freuen schien, und dagegen wieder der augenscheinlich trübe Ernst Selma's von Tannenburg, deren Empfindungen sie auch schon beinahe zu errathen glaubte, nur noch mehr den Wunsch in ihr, Näheres über die früheren Beziehungen des Lieutenants zu dieser Frau zu erfahren, und da sie begriff, daß sie von Ersterer jedenfalls nur ein befangenes und parteiisches Urtheil werde vernehmen können, nahm sie sich vor, das Vertrauen Selma's, ohne eine Indiskretion zu begehen, zu gewinnen zu suchen.

In ihrem Entgegenkommen für das junge Mädchen lag deshalb gewiß keine Falschheit, denn das bescheidene, unschuldsvolle Wesen desselben zog sie ohnehin schon an, und auch für

Selma empfand sie eine herzliche Theilnahme und würde derselben, soweit dies in ihrer Macht liegen konnte, gern hülfreich zur Seite gestanden haben, um den ihr noch unklaren Schmerz dieses jugendlichen Herzens zu mildern.

Mochte Selma diese wohlgemeinte Absicht nun herausfühlen und dankbar anerkennen oder fand sie ohnehin schon genug liebenswürdige Seiten an der Comtesse — sie nahm keinen Anstand, auf die ihr von derselben gebotene Annäherung einzugehen, aber einstweilen hielt sie noch eine leicht erklärliche Scheu ab, Feodora die Aufklärungen zu geben, welche dieser gerade so wünschenswerth waren.

Während die einzelnen Mitglieder der kleinen Gesellschaft sich in dieser Weise beschäftigten und beziehungsweise näher an einander schlossen, verging der Abend im Garten des Obersten. Einem aufmerksamen Auge hätte es wohl nicht entgehen können, daß im Ganzen bei sämmtlichen Anwesenden eine kleine Verstimmung, wenigstens Befangenheit vorherrschte, und diese löste sich erst zum Schlusse einigermaßen, als Graf Herrendorf, wohl absichtlich zur Hebung dieses Zwanges, den Vorschlag gemacht hatte, einen der nächsten Tage zu einem gemeinsamen Ausfluge nach dem weltbekannten romantisch-schönen Tharand zu benutzen. Dieser Vorschlag wurde auch mit allgemeiner Akklamation angenommen, denn wenn sich in dem Kreise auch mehr als Einer befand, der sich, bei der nicht aufrichtigen Harmonie aller Betheiligten, davon kein großes Vergnügen versprechen konnte, so verhinderte die gesellschaftliche Rücksicht doch, ein solches Bedenken nur im Mindesten merken zu lassen. Es wurde also der zweitnächste Tag für die Ausführung festgesetzt und der Lieutenant, der sich noch an demselben Abende nach Tharand zurückbegeben mußte, beauftragt, dort alle Vorbereitungen für die Aufnahme der Gesellschaft zu treffen.

Hugo, der dem Grafen für seine Idee wohl am Wärmsten Dank wußte, sollte an diesem Abende übrigens noch eine doppelte Feuerprobe zu bestehen haben. Als man sich nämlich von

einander verabschiedete, konnte es der Graf nicht unterlassen, ihm scherzend auf die Schulter zu klopfen und heimlich zuzuflüstern:

„Ich möchte vermuthen, mein junger Freund, daß wir den nächsten Winter auf Langenau und Herrendorf noch angenehmer verleben werden als den vorigen. Erinnern Sie sich noch meiner Prophezeihung und meines herzlichen Wunsches, daß das neue Schloß auch recht bald eine neue Herrin finden möge?"

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Graf," meinte Hugo, über und über erröthend, was nur zu deutlich seinen Worten widersprach.

„Nun, glauben Sie denn, daß wir blinder wie Sie seien für alle Vorzüge der reizenden Frau von Liebow? Ich müßte nicht Ihr alter Freund sein, wenn ich Ihnen nicht von Herzen zu dieser beneidenswerthen Eroberung, von der wir ja hoffentlich auch profitiren werden, gratuliren wollte."

„Aber Sie runzeln die Stirn und machen eine so ernste Miene," fuhr er lachend fort, „als ob Sie den Sieg noch im weiten Felde hielten oder gar an der Aufrichtigkeit meines Glückwunsches zweifelten!"

„Das Letztere wäre eine offenbare Undankbarkeit Ihrer bisherigen Güte und Theilnahme gegenüber," erwiederte Hugo verlegen, „und in der ersteren Vermuthung täuschen Sie sich jedenfalls um so mehr, als ich Sie versichern kann, daß ich noch gar nicht daran gedacht habe, auf diesem Felde einen Kampf zu eröffnen."

„Ah, Sie leugnen dem klaren Augenscheine gegenüber?" scherzte der Graf weiter. „Nun, dann muß ich freilich um Verzeihung dafür bitten, daß ich das Geheimniß mit so unzarter Hand angegriffen habe, aber Sie kennen ja das alte Sprüchwort: „Weß' das Herz voll ist, deß' geht der Mund über;" — ich hatte mich heute schon so verlockenden Zukunftsträumen hingegeben."

Wie gutmüthig auch die in den Worten des Grafen lie-

gende Ironie war, fühlte sich Hugo doch höchst unangenehm, fast beschämend dadurch berührt. Er erschrak darüber, daß er unvorsichtigerweise zu solchen Vermuthungen Anlaß gegeben habe, die mit dem Grafen jedenfalls auch die ganze übrige Gesellschaft theilte, schwerlich aber so harmlos beurtheilen mochte wie dieser, von dessen Herzlichkeit er überzeugt war. Was mußte Feodora von ihm denken, wenn sie dieselbe Bemerkung wie ihr Vater gemacht hatte? Mochte sie ihm auch von Herzen wünschen, woran er wohl nicht zweifeln durfte, daß nach der Enttäuschung, die sie ihm hatte bereiten müssen, sein Herz bald eine andere Befriedigung finden möge, so konnte sie Angesichts der schnellen Erreichung dieses Zieles sich doch schwerlich verhehlen, daß das ihr zugetragene Gefühl nicht sehr tief gewesen sein müsse, und daraus keinen besonders achtunggebietenden Schluß auf seinen Charakter ziehen; sie würde ihn vielleicht anders beurtheilt haben, hätte sie gewußt, in welch' nahen Beziehungen er schon einmal zu Therese gestanden habe, aber dies durfte er ihr ja nicht einmal zu seiner Entschuldigung andeuten, sondern mußte sogar fürchten, daß sie auf eine andere Weise davon Kenntniß erhalte, denn schwerlich würde sie dann seine Rückkehr zu dieser Frau, die ihn schon einmal verrathen hatte, gebilligt haben. Aber er wollte sich solchen Gedanken, die ihm zum Selbstvorwurfe wurden, einmal nicht hingeben, er wagte sich selbst ja noch nicht einmal zu gestehen, zu welchem Ziele die Wiederanknüpfung seiner Bekanntschaft mit Theresen führen solle, und, unmuthig die Lippen auf einander pressend, wandte er sich von dem Grafen, der ihm bei seinen letzten Worten schon die Hand zum Abschiede gedrückt hatte, ab, als sein Blick auf das ernste und finstere Gesicht seines Vaters fiel, der herangetreten war und ihm kurz sagte:

„Ich möchte noch einige Worte mit Dir im Vertrauen sprechen, bevor Du heute Abend Dresden verlässest."

Unwillkürlich entfärbte er sich ein wenig; er errieth schon im Voraus, daß ihm eine ähnliche unangenehme Unterredung,

wie er sie mit seinem Schwager gehabt hatte, bevorstehe, nur daß er sie dieses Mal nicht so kurz durch die Kundgebung seiner Empfindlichkeit werde erledigen können. Die Liebenswürdigkeit, die Therese noch beim Abschiede für ihn entfaltete, war ihm jetzt geradezu peinlich, da er voraussetzte, daß alle Augen auf ihn und sie beobachtend gerichtet seien, und mit schwerem Herzen folgte er dem Obersten, der ihm stumm winkte, ihn nach seinem Zimmer zu begleiten.

Wenn der alte Herr, bei aller väterlichen Liebe und Sorge um das Wohl seiner Kinder, auch den Grundsatz aufgestellt und daran festgehalten hatte, ihnen, sobald sie herangewachsen waren, in ihren eigenen Angelegenheiten den möglichst freien Willen zu lassen, sollte derselbe auch nicht immer seinen Wünschen entsprechen, und wenn er, bei seinem lebhaften Temperamente, auch an sich selbst die Erfahrung hatte machen können, daß der wohlgemeinteste und berechtigtste Widerspruch unter gewissen Umständen mehr reizend als heilsam wirkt, so hielt er es dieses Mal doch für Pflicht, ernst mit Hugo zu sprechen, weil er dessen Ehre geradezu für gefährdet hielt, und in diesem Punkte dachte er als alter Soldat und Edelmann natürlich sehr streng. Es fiel ihm nicht mehr ein, nach den Beweisen von Theresens Schuld zu fragen, nachdem dieselbe vor dem Lieutenant schon einmal für erwiesen gegolten hatte; in seinen Augen war dadurch, wohl nicht mit Unrecht, eine unüberwindliche Schranke zwischen diesen Beiden aufgebaut worden. Die Verblendung Hugo's vollkommen begreifend, bedauerte er ihn mehr und fürchtete mehr für ihn, als er ihm zürnte; deshalb hatte er sich auch vorgenommen, bei seiner Ermahnung den gemäßigtsten Ton zu bewahren, aber er fühlte auch bereits, daß ihn die Durchführung desselben große Mühe kosten werde, da er nie verstanden hatte, viel Umschweife zu machen und seine wahren Gesinnungen in schöne Worte einzukleiden.

Wider seinen Willen schien schon der Beginn dieser Unterredung derselben keinen ruhigen Verlauf zu verkündigen. Vater

und Sohn hatten einander gegenüber Platz genommen, und es trat eine Pause ein, während Ersterer nach Worten suchte, bei welchem Bemühen sich, ohne daß er es wußte, seine Miene gänzlich verfinstert hatte; endlich stieß er kurz und barsch heraus:

„Es ist doch nicht Deine Absicht, diese Frau von Liebow zu heirathen?"

Obgleich der Lieutenant nichts Anderes als eine ähnliche Einleitung erwartet hatte, schrak er bei dieser ungestümen Anrede doch zusammen und erbleichte; er hätte um jeden Preis eine heftige Scene mit seinem Vater, dem er stets kindliche Ehrfurcht zugetragen, vermeiden mögen, aber in Wort und Ton des alten Herrn schien eine förmliche Herausforderung zu liegen. Sich nur mühsam bezwingend, antwortete er erst nach einer Weile:

„Ich erinnere mich nicht, lieber Vater, Dir gegenüber schon eine solche Absicht ausgesprochen zu haben."

„Aber," fuhr der Oberst, der in dieser Antwort eine etwas unehrerbietige Ironie zu finden glaubte, gereizt fort, „was soll es denn bedeuten, daß Du dieser Frau so offenbar und mit Vernachlässigung aller anderen Rücksichten den Hof machst, wie es heute Nachmittag geschehen ist?"

Hugo stieg das Blut wieder in die Wangen, theils vor Beschämung, theils vor Unmuth darüber, daß er, gerade in einer so zarten Angelegenheit, wie ein Schulknabe zur Rede gestellt wurde. Diese Gefühle deutlich genug verrathend, antwortete er:

„Ich bin mir nicht bewußt, der Gesellschaft, in der ich jedes Mitglied freundschaftlich ehre, durch mein Benehmen irgendwelchen Anstoß gegeben zu haben, und ich hoffe deshalb, daß man das letztere im Allgemeinen milder beurtheilen werde, als Du es jetzt thust; wenn ich übrigens Deine Aeußerung als überlegten Ernst aufnehmen soll, so muß ich dazu bemerken, daß dieselbe nicht allein für mich beleidigend ist, sondern auch für eine Dame, die —"

Er stockte, denn er wagte nicht einmal die Fortsetzung, die ihm schon auf den Lippen gelegen hatte, auszusprechen:

„— die auf unser Beider Achtung Anspruch machen kann."

Dafür aber ergänzte der Oberst etwas vorschnell, von seiner Heftigkeit hingerissen:

„Der Du selbst bereits das weibliche Gefühl und allen inneren Werth abgesprochen hast."

„Du gehst zu weit, Vater!" rief Hugo, erzürnt aufspringend.

„Nun, leugnest Du, Dich in dieser Weise damals gegen mich geäußert zu haben, als Du mir mit mehr kindlicher Achtung und Vertrauen gegenüberstandest wie in diesem Augenblicke?" fragte der Oberst, ihn fest und vorwurfsvoll anblickend, in ernstem und eindringlichem Tone.

Wahrlich, Hugo konnte es nicht leugnen, wie gern er dies auch gewollt hätte; es war, als wenn ihm auf einmal wieder die Schuppen von seinen geistigen Augen niederfielen, er sah Therese wieder in ihrer wahren häßlichen Gestalt, wie er sie schon einmal erkannt hatte, und einen Moment lang begriff er nicht, wie er sich abermals durch sie habe täuschen lassen können; er erkannte, daß sein Vater Recht habe, ihn davor zu warnen und ihm darüber zu zürnen, daß er seine Ehre um dieser Frau willen auf das Spiel setzte, und der Stolz, den er soeben hatte herauskehren wollen, sank blitzschnell wieder zusammen. Die wiedererwachte Neigung zu Therese stand also in der That nur auf so schwachen Füßen, daß ein einziges offenes Wort ihr das Todesurtheil zu sprechen vermochte.

Jetzt war es aber die unselige Eitelkeit, die so tief mit der menschlichen Natur verwachsen ist, daß sie es nur zu oft wagen darf, dem gesunden Verstande und besseren Gefühle Hohn zu sprechen, welche das offene Bekenntniß des Irrthums nicht über die Lippen gehen lassen wollte; hätte der Oberst von vornherein einen freundlicheren Ton seinem Sohne gegenüber angeschlagen, so würde derselbe zweifellos eine heilsame Wirkung gehabt ha-

ben; vor seiner Barschheit aber wollte sich Hugo nicht demüthigen, und daraus gerade nahm er den Grund, eine Sache weiter zu verfechten, die er selbst dessen eigentlich nicht für werth halten konnte. Gerade weil er seine Schwäche erkannt hatte und eine herbe Beurtheilung derselben fürchtete, kam er in die Versuchung, sie unter seinem Trotze zu verdecken; das mußte ebenso schnell zum Rückschritte seiner wiedererlangten besseren Einsicht führen, wie diese wiedergekehrt war; indem er die Vertheidigung Theresens nur deshalb unternahm, um sich selbst nicht zu sehr bloßzustellen, mußte er das Bewußtsein des Rechts vor sich selbst auch allmälig wieder abschwächen, um so mehr, als er dabei noch mit einem anderen Feinde zu kämpfen hatte, der sinnlichen Leidenschaft, welche ihn zu der gefährlichen Kokette hinzog.

So versuchte er denn mit einer Spitzfindigkeit, die seinem graden, ehrlichen Charakter durchaus widersprach und deshalb auch nur sehr schwach bleiben konnte, sein früheres Urtheil über Therese zu widerrufen, indem er hervorhob, daß sie als Oesterreicherin nur in patriotischem Interesse gehandelt habe und daß andererseits gar kein bestimmter Beweis für ihren sträflichen Verkehr mit dem Rittmeister in früherer Zeit vorliege, da der Jude Isaak Wolff sich über die Natur desselben getäuscht haben könne — als ob Therese in der Abschiedsscene von ihm sich nicht klar genug zu ihrer Schuld bekannt hätte!

Der Oberst, der nur zu deutlich sah, wo hinaus er wollte, gerieth darüber in heftigen Zorn und ließ ihn sich gar nicht vollends aussprechen. Es entwickelte sich eine so stürmische Scene, wie sie zwischen Vater und Sohn noch nie stattgefunden hatte, und endete damit, daß der alte Herr erklärte, er wolle, da er Hugo nicht zur Vernunft zwingen könne, sich gar nicht mehr um die ganze Sache und insbesondere um Frau von Liebow bekümmern, gebe ihm aber sein Ehrenwort, daß er nie seine Einwilligung zu einer die Familienehre berührenden Verbindung ertheilen werde, und der Lieutenant antwortete trotzig, er sei Mann genug, um für die letztere einzustehen und sich auf eigene

Füße zu stellen, worauf er ungestüm das Haus seines Vaters verließ.

Hugo ging mit der Ueberzeugung, daß er schwer beleidigt worden und außer Stande gewesen sei, diese Unterredung zu einem anderen Resultate zu führen. Wie er bisher immer die gütige Nachsicht seines Vaters anerkannt hatte, so fühlte er sich heute durch dessen Härte empört; dabei empfand er doch tief das Unnatürliche und Schmerzliche dieses Zerwürfnisses.

Es dauerte lange, bis sich seine erhitzte Stirn in der Abendluft abkühlte und er wieder ruhigerer Ueberlegung fähig wurde. Dies geschah erst, als er in Tharand angekommen war, und nun fühlte er einen Zweifel und eine Bitterkeit in sich, wie nur Diejenigen sie vollkommen begreifen werden, die sich einmal in einem ähnlichen Kampfe zwischen der Vernunft, Pflicht und Leidenschaft befunden haben.

Möge zu seiner Entschuldigung das Wort eines berühmten Schriftstellers dienen:

„Wenn wir unseren Leidenschaften widerstehen, so geschieht es mehr, weil sie schwach, als weil wir stark sind."

XII.

Tharand.

Herrliches Wetter begünstigte die verabredete Partie nach Tharand. Die Theilnehmer hatten sich in Dresden schon früh ein Rendezvous gegeben, um den ersten um acht Uhr Morgens von dort abgehenden Eisenbahnzug benutzen zu können. Sie waren auch sämmtlich zur Stelle, bis auf den Obersten von Mohrfeldt, der eine Stunde zuvor an seinen Schwiegersohn ein Billetchen des kurzen Inhalts geschickt hatte, daß er sich unwohl fühle und deshalb nicht erscheinen werde; übrigens möge man sich seinethalben keine Unruhe machen.

Man wird sich leicht denken können, daß der alte Herr einen falschen Vorwand zu seiner Entschuldigung genommen hatte und daß ihn in der That nichts Anderes von der Theilnahme an dieser Partie abhielt, als der Unmuth gegen seinen Sohn, von dem er am Tage vorher vergeblich einen Besuch oder wenigstens einen begütigenden Brief erwartet hatte.

Das ahnte Hermann auch recht gut, da er bei ihrer letzten Zusammenkunft sowohl den Obersten als Hugo scharf genug beobachtet hatte, um den Grund, aus dem Ersterer den Letzteren noch bei sich zurückgehalten hatte, zu verstehen, und wenn er auch nicht wußte, wie die Unterredung der Beiden abgelaufen sei, so hatte er, nicht ohne Besorgniß, aus der seinigen mit Hugo

einen Schluß darauf gezogen. Emma war indessen an jenem Abende viel zu unbefangen gewesen, um auch nur an die Möglichkeit einer Differenz zwischen ihrem Vater und Bruder zu glauben, und fühlte sich deshalb durch des Obersten Absageschreiben so beunruhigt, daß sie ihren Mann flehentlich bat, sich vor der Abfahrt in Eile noch einmal zu dem alten Herrn zu begeben, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen.

Als der Oberlieutenant, der diesem Wunsche hatte nachgeben müssen, wenn er seiner Frau nicht die Freude an der ganzen Partie verderben wollte, in das Zimmer des Obersten trat, fand er diesen wohlauf und seine Pfeife rauchend, konnte sich aber an der finsteren und gezwungenen Miene, mit der er begrüßt wurde, leicht von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugen. Der Oberst war anfänglich auch darüber sehr verdrießlich, daß er noch einmal mit einer Unwahrheit Rede stehen mußte, ließ sich aber doch durch die Hinweisung auf die zärtliche Unruhe seiner Tochter beschwichtigen, und da er nicht im Stande war, einem Anderen Auge in Auge gegenüber lange eine falsche Rolle zu spielen, brach er bald mit dem Geständnisse hervor, daß er eigentlich gar nicht krank sei, sondern nur keine Lust habe, sich heute einer fröhlichen Gesellschaft anzuschließen, gegen deren Stimmung die seinige, zur Störung für beide Theile, sehr abstechen müsse.

„Ich mag da, wo ich Nichts nützen kann, nicht noch mehr verderben," sagte er höchst unwirsch, indem er, ein sicheres Zeichen seiner inneren Erregung, große Rauchwolken aus der Pfeife vor sich hinstieß. „Wir sprechen ein anderes Mal darüber, Hermann, denn heute fehlt es Dir an Zeit dazu, und ich will Dich nicht länger aufhalten, um Emma das Vergnügen nicht zu verderben. Du wirst mich übrigens wohl verstehen, wenn Du neulich für Deinen Schwager offene Augen gehabt hast, denn das Gefühl eines Ehrenmanns verleugnet sich niemals."

Der Oberlieutenant war wirklich erschrocken über den bitteren Ton des alten Herrn.

„Ich glaube Sie allerdings zu verstehen," sagte er zögernd, „aber ich kann auch nicht unterlassen, mich für Hugo's Ehrenhaftigkeit zu verbürgen, die ihn in dem schweren Kampfe zwischen Pflicht und Leidenschaft gewiß nicht verlassen wird."

„Schon gut!" brummte der Oberst; „es wäre die höchste Zeit, daß sein Verstand wieder zur Geltung käme. Wenn Du Gelegenheit fändest, ein verständiges Wort mit ihm zu sprechen, so unterlasse es nicht."

„Ich werde es für meine Pflicht halten, wenn ich nicht fürchten muß, das Feuer durch den Widerspruch noch mehr anzuschüren," meinte Hermann, theils in Verlegenheit gesetzt durch die Aufforderung des alten Herrn, da er mit seiner wohlgemeinten Warnung bei Hugo schon einmal ein so schlechtes Resultat erreicht hatte, theils in der Absicht, Jenen auf die Gefährlichkeit eines zu harten Auftretens gegen den Verblendeten aufmerksam zu machen. „Glauben Sie mir, ein Charakter wie der Hugo's kann schwanken, aber er wird sich immer wieder in das richtige Geleise finden."

„Wenn das letztere nur nicht erst geschieht, sobald es zu spät ist!" murrte der Oberst. „Aber er ist alt genug, um die Verantwortung für sich selbst zu tragen. Gehe jetzt nur, man wird Dich bereits erwarten."

Der Oberlieutenant wagte nicht mehr zu fragen, ob er einen Gruß oder ein freundliches Wort des Vaters an den Sohn mitnehmen solle, denn er begriff, daß der Erstere in zu bitterer Stimmung sei, um dem Trotze, den er wahrscheinlich bei Hugo gefunden hatte, zuerst nachgebend entgegenzukommen. Mit einem heimlichen schweren Seufzer über das so plötzlich in der friedlichen Familie entstandene Zerwürfniß, das, wenn Hugo bei seiner Leidenschaft beharrte, zu einem dauernden werden mußte, verließ er den Obersten, in seinem Innern tief erbittert über diese Frau von Liebow, die zum zweiten Male so viel Unheil anrichtete — vielleicht nur um einer koketten oder rachsüchtigen Laune zu genügen — und entschlossen, sich bei erster Ge-

legenheit auch offen gegen Emma über die Gefahr, in der ihr Bruder schwebte, auszusprechen.

So schwer es ihm selbst um das Herz war, gelang es ihm doch, seine Frau zu beruhigen und der übrigen Gesellschaft ein, wenn auch nicht heiteres, so doch ruhiges Gesicht zu zeigen.

Das angebliche Unwohlsein des Obersten erregte allerdings eine kleine Mißstimmung; einigermaßen andauernd blieb dieselbe nur bei Emma und Hermann selbst, nachdem der Letztere wiederholt versichert hatte, man brauche um den alten Herrn keineswegs besorgt zu sein. Nur Therese gewann vielleicht eine Ahnung von der Wahrheit, denn heimlich blickte sie den Oberlieutenant, der ihr gegenüber immer kalthöflich blieb, mißtrauisch an und biß sich auf die Lippen. Dabei bestärkte sich aber auch ein neuer Entschluß in ihr, nämlich schneller zu handeln, als sie es sich bisher vorgenommen hatte. —

Inzwischen hatte Hugo von Mohrfeldt in seiner Einsamkeit schwere Stunden verlebt, ohne daß es ihm doch gelungen wäre, sich mit einem festen Entschlusse aus den Fesseln loszuringen, die ihn selbst so schwer drückten. Die Worte seines Vaters, wie wenig er dieselben auch billigte, waren doch nicht ohne Wirkung geblieben und hatten ihm die Augen wenigstens zur Hälfte geöffnet, das heißt: er begriff, daß er in den Augen der Welt seine Ehre zum Opfer bringen müsse, wenn er seine Hand wirklich in die Theresens legte, denn daß für alle Zeiten ein Schleier über ihre Vergangenheit gebreitet bleiben werde, war doch höchst unwahrscheinlich, zumal der Rittmeister sich noch am Leben befand; jedenfalls mußte er bei den Seinigen sehr viel verlieren und konnte nicht erwarten, daß sich jemals eine vollständige Versöhnung zwischen ihnen und Therese herstellen werde.

Aber war es denn männliche Stärke, fragte er sich dagegen, wenn er solchen Rücksichten sein eigenes Gefühl opferte? — Sein eigenes Gefühl? — Da war eben ein wunder, schmerzender Fleck in seinem Herzen; er war ja selbst von der Recht-

mäßigkeit dieses Gefühls keineswegs überzeugt, wie sehr er auch darauf zu bestehen versuchte.

Den ganzen Tag war er wie im Traume umhergegangen, und die Vorbereitungen zu der Aufnahme der Gäste machten ihm durchaus keine Freude, wie er es sich anfänglich vorgestellt hatte; er fürchtete beinahe, was sich aus diesem neuen Zusammentreffen entwickeln werde. In dieser Stimmung fand er sich auch zu der festgesetzten Morgenstunde auf dem Bahnhofe zum Empfange der Gesellschaft ein, und man konnte ihm bei einiger Aufmerksamkeit leicht ansehen, wie unruhig er bewegt war.

Endlich brauste der Zug, dem er mit Herzklopfen entgegengesehen, heran, und er erblickte die bekannten Gesichter, die ihn heiter und freundlich begrüßten. Nur eine ernste Miene bemerkte er unter ihnen, die Hermanns, was ihn freilich nicht Wunder nehmen konnte, sein Gewissen aber doch bedrückte, weil er dem Freunde im Stillen seine beleidigende Heftigkeit längst abgebeten hatte. Aber auch seinen Vater vermißte er sogleich und konnte sich wohl keinen Augenblick über den Grund von dessen Ausbleiben täuschen. Das war wieder ein schmerzlicher Stich in sein Herz, dem es wahrlich nicht an kindlicher Liebe fehlte.

Nach den ersten Begrüßungen — die mit Therese war von seiner Seite heute förmlicher als sonst, obgleich die kokette Frau ihr holdseligstes, vertrauliches Lächeln nicht sparte — fürchtete er sich fast, seine Schwester nach dem Vater zu fragen; Emma aber kam ihm zuvor, indem sie ihm mittheilte, der alte Herr habe sich durch Unwohlsein entschuldigen lassen.

„Aber,“ setzte sie unschuldig hinzu, „wir brauchen uns deshalb nicht zu beunruhigen, wie mich Hermann, der ihn heute Morgen noch gesprochen, versichert hat; er befindet sich körperlich ganz wohl und muß wohl irgend eine andere, ihn tief verstimmende Unannehmlichkeit gehabt haben. Das Alter hat seine Launen.“

Der milde, freundliche Blick seiner Schwester beruhigte den Lieutenant wieder einigermaßen und war ihm gleichzeitig doch

auch ein Vorwurf. Täuschte er sie nicht auch, in der allein er jetzt noch eine Bundesgenossin fand, und würde sie sich nicht ganz der Ansicht des Obersten und Hermann's angeschlossen haben, wenn sie dasselbe gewußt hätte wie Diese?

Von den Anwesenden fiel es, außer Hermann, gewiß Niemandem ein, Hugo's Benehmen besonders zu beobachten; dennoch verwandte er die peinlichste Aufmerksamkeit darauf. Es schien wieder, als sei Feodora die am meisten von ihm bevorzugte Dame der Gesellschaft, und, in der besten Absicht, ließ diese es auch nicht daran fehlen, ihn an sich zu fesseln; selbst der armen Selma erwies er mehr Galanterie als bei ihren letzten Zusammenkünften, und hätte sich Jemand wegen scheinbaren Mangels an solchen über ihn beschweren können, so wäre es nur Frau von Liebow gewesen, aber die kluge Frau begriff ihn ganz gut und lächelte innerlich über seine Verstellung, die ihr nur ein neuer Beweis für ihren Sieg war.

Hugo hatte in seiner bescheidenen, doch nicht aller Eleganz entbehrenden Junggesellenwohnung das Frühstück serviren lassen, bei dem man nicht lange verweilte, um die bei allen Fremden gewöhnliche Wanderung durch die mehr liebliche als hochromantische nächste Umgebung des Ortes anzutreten.

Man ersteigt da gewöhnlich den westlichen Abhang der Höhen, welche das von der wilden Weißeritz durchströmte Thal einschließen und bis zu elfhundert Fuß über dem Meeresspiegel aufsteigen, auf einem gebahnten, immer aber noch ziemlich beschwerliche Wege, über dem sich die eines weitverbreiteten Rufes genießenden sogenannten Heiligen Hallen, köstliche alte Buchen, wölben. Es ist dies zweifellos eine herrliche Waldung; ob die durch den hochklingenden Namen erregten Erwartungen des Fremden aber auf seiner Wanderung vollständig befriedigt werden, wollen wir doch dahingestellt sein lassen. Dieser, um das Ersteigen des steilen Berges zu erleichtern, vielfach gewundene Weg führt, selten einen freien Aussichtspunkt bietend, zu dem auf der Spitze gelegenen, von siebzig durch seine Freunde und

Schüler gepflanzten Eichen beschatteten Grabe des früheren Oberforstraths Heinrich Cotta, der sich große Verdienste um die Verschönerung Tharands erworben hat, und nach einigen anderen Punkten, von denen aus man in die Thäler hinabblickt.

Der Eindruck, den diese Naturschönheiten auf die einzelnen Mitglieder der kleinen Gesellschaft machte, mochte, ihrer Gemüthsstimmung zufolge, wohl ein sehr verschiedener sein, Einzelne vielleicht ganz kalt lassen und nicht von ihren egoistischen Gedanken abziehen, obgleich es nicht an den zur Mode gewordenen Ausrufen der Bewunderung fehlte; wir können füglich auch über die Empfindungen hinfortgehen, welche die anderen sich ganz dem Reize der Umgebung überlassenden Herzen erfüllten, und berichten nur, wie sich der ziemlich lange Zug an einer anderen Stelle des Berges nach dem Städtchen wieder hinab bewegte.

An der Spitze befanden sich der Graf mit seiner Gemahlin, und, immer durch weitere Abstände getrennt, so daß sie sich gegenseitig auf dem im Zickzack hinabführenden, dicht mit Bäumen und Gebüsch besetzten Wege häufig aus den Augen verloren, folgten der Reihe nach Therese und Emma, dann Selma in Begleitung des Oberlieutenants und endlich Feodora und Hugo.

Bei einer der scharfen Biegungen des Pfades begegneten also der Graf und seine Frau zuerst zwei heraufsteigenden Personen, welche unzweifelhaft durch dieselbe Absicht wie unsere Gesellschaft hierhergeführt worden waren; man sah ihnen an, daß es vornehme Fremde waren, ein Herr in feinem Civilanzuge, in dem der Graf sogleich einen ehemaligen Offizier zu erkennen glaubte, und eine junge, hübsche und ganz modisch gekleidete Dame, die sich vertraulich an des Ersteren Arm gehängt hatte.

Die beiden Paare begrüßten sich gegenseitig höflich, als sie an einander vorübergingen, wechselten aber, als ganz Unbekannte, natürlich kein Wort.

„Ein schöner Mann!" sagte der Graf nur zu seiner Gemahlin; „ich möchte darauf wetten, daß er Offizier ist oder es wenigstens einmal war."

„Auch die junge Frau wäre nicht übel, wenn sie sich nicht so seltsam aufgeputzt hätte," bemerkte die Gräfin, denn die Dame hatte in der That eine sehr in die Augen fallende Toilette nach der neuesten geschmacklosen Mode gemacht.

Damit hatten Beide das fremde Paar schon wieder vergessen, das sie, wenn sie sich umgewandt hätten, auch nicht mehr erblickt haben würden, denn wie schon gesagt, bog sich der Weg von etwa fünfzig zu fünfzig Schritten immer wieder in einem scharfen Winkel, und zwar geschah dies in doppelter Weise, so daß man an diesen Winkelpunkten sowohl nach rechts oder links ausbiegen konnte, wenn man den Berg hinauf- oder herabstieg.

An diesem bezeichneten Punkte angekommen, hatte das aufsteigende Pärchen, das die übrigen Herabkommenden der Gebüsche wegen bis dahin nicht bemerken konnte, die Vordersten derselben, nämlich Therese und Emma, plötzlich auf höchstens fünfzehn bis zwanzig Schritte vor sich.

Bei ihrem Anblicke stutzte der Herr, der einem Offizier so ähnlich sah, plötzlich und drückte unwillkürlich so krampfhaft fest den Arm seiner Dame, daß diese einen halblauten Ruf der Ueberraschung oder des Schmerzes nicht zurückzuhalten vermochte, — oder hatte auch sie eine Bemerkung gemacht, die sie ebenso empfindlich berührte wie ihren Kavalier?

Es mußte wohl so sein, denn Beide standen wie festgewurzelt; alles Blut wich aus ihren Wangen, und als ob sie ihren Augen nicht trauten, starrten sie unverwandt auf die beiden ihnen entgegenkommenden Damen.

Der Einen von diesen Beiden erging es indessen keineswegs besser, und dies war Therese von Liebow. Während Emma die Kommenden ganz unbefangen betrachtete, bis deren auffälliges Benehmen auch ihr nicht entgehen konnte, war Therese in augenscheinlicher Bestürzung stehen geblieben und erblaßt. Emma bemerkte dies zu ihrem größten Erstaunen, als sie den Blick fragend auf ihre Begleiterin richtete; sie er-

schrak sogar darüber, denn die Mienen Theresens drückten nicht allein Ueberraschung, sondern ein geradezu unheimliches Gemisch von Schreck, Zorn und Haß aus; dieser Ausdruck hatte das schöne Gesicht so verändert, daß die sanfte Emma in einen Abgrund der häßlichsten Leidenschaften zu blicken glaubte und mit einem Male alles Vertrauen und alle Theilnahme, die sie der neuen Freundin bisher geschenkt, schwinden fühlte; von Angst ergriffen, mußte sie sich unwillkürlich etwas von ihr zurückziehen.

Diese ganze Scene dauerte übrigens nur wenige Augenblicke lang. Die fremde Dame schien sich zuerst zu fassen; ein eigenthümliches schwaches Lächeln — man hätte darin Spott und höhnischen Triumph erkennen mögen — flog über ihr Antlitz, das schnell seine Farbe wiedergewann, und sie wandte sich, ihren widerstandslosen Kavalier mit sich fortziehend, nach dem in entgegengesetzter Richtung aufsteigenden Wege, so daß sie den beiden Damen den Rücken wandte; es schien auch, als ob sie ihrem Begleiter einige Worte zuflüstere, und Emma glaubte ein halblautes höhnisches Lachen zu vernehmen.

Für den Moment wurde sie übrigens durch Frau von Liebow zu sehr in Anspruch genommen, um jenen Beiden weitere Aufmerksamkeit schenken zu können, denn diese ergriff ihre Hand und zog sie schnell mit sich fort um die Biegung des Weges, so daß sie das fremde Paar bald aus den Augen verloren; dann aber hob ein hörbarer tiefer Seufzer ihre Brust, und als Emma sie abermals forschend ansah, glühten ihre Wangen wie Purpur, blitzten ihre Augen und bewegten sich krampfhaft ihre Lippen.

„Aber was ist Ihnen denn?“ konnte Emma sich nicht enthalten, voll Besorgniß zu fragen. „Kennen Sie denn diese Leute?“

Die Frage war eigentlich überflüssig, obgleich es allerdings Verwunderung und Zweifel erregen mußte, daß Personen der gebildeten Stände, wenn sie mit einander bekannt waren, selbst bei einer ihnen unangenehmen Begegnung sich nicht einmal förmlich begrüßt hatten.

„Ich kenne sie nur zu gut!" erwiederte Therese, die ihrer Aufregung noch nicht Herrin geworden war, indem sie abermals Emma's Hand konvulsivisch preßte; „es sind die größten und gefährlichsten Feinde, die ich auf der Welt habe!"

„Aber," setzte sie, sich gewaltsam fassend, hinzu, als bereue sie, schon zu viel gesagt zu haben, „es war eine Thorheit von mir, mich bei dieser überraschenden Begegnung so betroffen zu zeigen. Diese Menschen stehen tief unter mir und werden nicht noch einmal wagen, meinen Weg zu kreuzen; es muß ihnen mehr als mir daran liegen, daß wir einander fern bleiben. Verzeihen Sie mir, meine gute Emma, wenn ich Sie durch mein unbedachtes Benehmen erschreckt habe, und lassen Sie uns gar nicht mehr an diesen fatalen Zufall denken. Ich würde mich gern näher gegen Sie erklären, aber es lohnt sich wahrlich der Mühe nicht und würde mich nur auf weitere peinliche Erklärungen führen; erlassen Sie mir daher eine Mittheilung, die für Sie kein weiteres Interesse haben kann."

Diese mit großer Hast herausgestoßenen und die innere Erregung verrathenden Worte waren zwar durchaus nicht geeignet, bei Emma den unangenehmen und ängstlichen Eindruck zu verwischen, welchen die soeben stattgefundene Scene erregt hatte, aber natürlich verbot ihr das Zartgefühl jede weitere Frage.

Therese schien sich auch weiter nicht um sie zu bekümmern, sondern, indem sie sich rückwärts wandte, sagte sie halblaut zu sich selbst:

„Ob die uns Folgenden wohl auf jene Menschen aufmerksam geworden sind?"

Daraus ließ sich also schließen, daß Therese Grund zu der Annahme hatte, jene Beiden seien auch wenigstens dem Einen oder Anderen von der übrigen Gesellschaft bekannt.

Wie schon gesagt, folgten den beiden Damen zunächst, in einem Abstande von etwa dreißig Schritten, Selma und Hermann; Hugo und Feodora waren noch so weit zurück, daß sie die Fremden unmöglich bemerkt haben konnten.

Hermann war so vertieft in die Unterhaltung mit dem jungen Mädchen, das er während der kurzen Bekanntschaft wirklich hochschätzen gelernt hatte, daß er in der That nicht auf die vor ihm Gehenden Acht gegeben, und Selma hatte die Fremden erst bemerkt, als diese ihr bereits den Rücken zuwandten und ihren Weg auf der anderen Seite fortsetzten; dennoch fand ihr scharfes Auge an der Gestalt und Haltung des Mannes eine sie im höchsten Grade frappirende Aehnlichkeit mit ihrem verschollenen Vetter, dem Rittmeister von Tannenburg, so daß sie sich kaum über die Identität der Beiden täuschen zu können glaubte. Es lag ihr gewiß Nichts daran, diesem hier zu begegnen, denn in Folge der Andeutungen Theresens und ihrer Tante, der Oberstin, hatte er sich ihrer verwandtschaftlichen Zuneigung verlustig gemacht, aber der Gedanke, daß sie ihn wirklich vor sich haben könne, erschreckte sie mehr um Theresens als um ihrer selbst willen.

Sie sollte übrigens nicht in Zweifel bleiben, denn der Rittmeister wandte noch einmal den Kopf um, so daß sie deutlich sein Gesicht erblicken konnte; wahrscheinlich erkannte er sie auch, mußte es aber wohl nicht für gut halten, hier ein Recht der Verwandtschaft geltend zu machen, denn er setzte mit seiner Begleiterin hastig seinen Weg fort. Selma zitterte heimlich, denn diese Begegnung schien ihr verhängnißvoll werden zu müssen, aber sie behielt Selbstbeherrschung genug, um ihre Bestürzung nicht dem Oberlieutenant zu verrathen. Sie konnte sich für überzeugt halten, daß Therese ihrem ehemaligen Gatten Auge in Auge gegenübergestanden habe, und nicht Neugierde, sondern wirklich besorgte Theilnahme für diese Frau, in der sie bereits ihre Feindin erkannt hatte, war es, die sie antrieb, ihre Schritte zu beschleunigen, um sie wieder zu Gesicht zu bekommen.

Als dies geschehen war, konnte sie sich sofort aus dem Ausdrucke, der noch auf Theresens Gesichte lag, überzeugen, daß sie richtig vermuthet habe. Die Letztere war mit Emma stehen geblieben und schien sie zu erwarten.

„Hast Du Deinen Vetter gesehen?“ flüsterte sie ihr mit finsterem Blicke zu.

„Ja,“ stotterte das junge Mädchen; „aber die Dame an seinem Arme?“

„Es ist dieselbe Elende,“ antwortete Therese dumpf, „welche die Schuld an der Trennung unserer Ehe trägt.“

Selma zitterte leise. Wenn sie noch irgend eine theilnehmende Empfindung für den Rittmeister gehegt hatte, so war dieselbe durch diese Worte vollständig erstickt worden; denn lag es nicht auf der Hand, daß er mit jenem schändlichen, ehebrecherischen Weibe öffentlich ein ihn entehrendes Verhältniß fortsetzte? Dafür regte sich in ihrem guten Herzen wieder das Mitleid für die geschiedene Frau, die jener Unwürdigen hatte weichen müssen, und sie drückte heimlich mit einem innigen Blicke die Hand derselben.

Therese war zufrieden, diesen ihr günstigen Eindruck hervorgerufen zu haben, und gedachte, Selma bei demselben auch möglichst zu erhalten, denn die in letzter Zeit hervortretende Abneigung des jungen Mädchens war ihr kein Geheimniß geblieben, und es wäre ihr sowohl der Oberstin als der jetzt hier Anwesenden wegen doch sehr fatal gewesen, wenn ihre junge Verwandte und Freundin sich von ihr getrennt hätte.

Sie erwiederte daher der Letzteren Händedruck mit recht trauriger Miene, flüsterte ihr aber zu:

„Es braucht Niemand zu wissen, wem wir hier begegnet sind.“

Emma war also die Einzige in der Gesellschaft, die eine Ahnung davon hatte, weshalb die beiden Damen auf einmal viel ernster gestimmt als vorher erschienen, denn sie hatte auch das heimliche Flüstern derselben wahrgenommen. Die Anderen bemerkten diese Veränderung entweder gar nicht oder wollten sich wenigstens nicht erlauben, danach zu fragen.

Während die Gesellschaft den schönen Forstgarten in Augenschein nahm und sich dann nach der Bade-Restauration begab,

um daselbst das im Voraus bestellte Diner einzunehmen, kehren wir zu dem Rittmeister und Ninon zurück.

Was dieselben, nachdem die Nothwendigkeit sie wieder von Paris vertrieben, gerade nach Dresden geführt hatte, weiß man bereits. Da sie den Major daselbst noch nicht antrafen und keineswegs reichlich mit Geldmitteln versehen waren, hatten sie ihr Absteigequartier in einem Hotel zweiter Klasse genommen und vertrieben sich einstweilen die Zeit mit Plänemachen und Spazierengehen, wie es ihnen gerade die augenblickliche Laune eingab. So war es auch bloßer Zufall gewesen, der sie an diesem Tage die Partie nach Tharand machen ließ. Von der Anwesenheit Theresens von Liebow in der sächsischen Hauptstadt hatten sie keine Ahnung gehabt, sonst würde Ninon wohl schwerlich gewagt haben, darauf zu bestehen, daß der Rittmeister sie wieder für seine rechtmäßige Gattin ausgebe.

Daß sich daraus große Unannehmlichkeiten für sie ergeben könnten, war übrigens ihr erster Gedanke und ihre einzige Befürchtung gewesen, als sie sich Theresen so plötzlich gegenüber sah, und hatte auch bei ihr eine momentane Bestürzung hervorgerufen; indessen erinnerte sie sich bald, daß Therese bei ihrer Scheidung sich freiwillig des Namens einer Freifrau von Tannenburg begeben habe, sich also wohl auch schwerlich darum bekümmern würde, wer denselben jetzt führe. Was hatte sie aber übrigens von dieser Frau zu befürchten? — Ihr alter Haß gegen dieselbe sehnte sich danach, den Kampf mit ihr noch einmal aufzunehmen, der sich freilich wohl nur auf ihr Vermögen zu Gunsten des Rittmeisters richten konnte; dazu traf es sich ja aber ganz vortrefflich, daß sie sich hier, an einem ihnen Beiden fremden Orte, wieder begegneten.

Ninon hatte deshalb ihren ersten unwillkürlichen Schreck wohl schnell überwinden und höhnisch lachen können, zumal sie die Nothwendigkeit einsah, ihrem höchst bestürzten Liebhaber durch diese zur Schau getragene Gleichgültigkeit Muth einzuflößen.

Der Rittmeister fühlte sich zu tief in der Schuld gegen seine ehemalige Gattin, als daß er bei ihrem überraschenden Erblicken nicht die Fassung hätte verlieren müssen; sie konnte ja mit einem Worte ihn nicht allein der öffentlichen Verachtung, sondern sogar den Gerichten preisgeben, was sich freilich ohne eine besondere Veranlassung von seiner Seite nicht erwarten ließ. Er hatte auch seine Cousine Selma gesehen, und wenn er sich ohnehin schon schämte, dieser unter die Augen zu treten, so war ihm dies doppelt peinlich, da er sie in Theresens Gesellschaft gefunden hatte und daraus schließen konnte, er sei noch sehr weit von der Versöhnung mit seiner Tante, der Oberstin, die sich vielleicht auch in der Nähe befinde, entfernt.

Bis dahin waren seine Empfindungen also nur Schreck und Furcht vor sich neuentwickelnden persönlichen Unannehmlichkeiten gewesen; als er sich aber zum letzten Male umblickte, ehe die Biegung des Weges ihm den Anblick der vom Berge Herabkommenden entzog, erkannte er auch noch den verhaßten preußischen Lieutenant von Mohrfeldt, dem er immer noch den größten Antheil an dem Mißgeschicke seiner Ehe zugeschrieben hatte. Allerdings ging Hugo, der ihn und seine Begleiterin gar nicht bemerkte, an der Seite einer anderen Dame, aber die Vermuthung lag doch zu nahe, daß er sich um Theresens willen in dieser Gesellschaft befinde, und damit tauchte die alte Eifersucht wieder in dem Rittmeister auf, nicht etwa auf Theresens Liebe, an der ihm ja schon längst Nichts mehr gelegen hatte, sondern auf ihr Vermögen, das sie, seiner Meinung nach, jetzt dem früheren Nebenbuhler, indem sie ihm ihre Hand reichte, zuwenden würde.

Das Alles ging ihm so wild und wirr im Kopfe umher, daß er selbst dann, als er sich in Sicherheit vor allen ihm peinlichen Blicken befand, sich noch nicht im Stande fühlte, Worte für seine Gefühle zu finden.

„Das Schicksal scheint uns ja dieses Mal ganz besonders günstig zu sein," meinte Ninon mit jenem höhnischen Lachen,

„denn führt es uns nicht Die, die wir suchen, gerade in den Weg?"

„Suchen?" wiederholte der Rittmeister grollend, indem er sie voll finsterer Verwunderung anblickte. „Der Teufel hole diesen Zufall! Ich wollte, daß sie oder ich an der Welt Ende wäre!"

„Ei, mein Lieber," unterbrach ihn Ninon unbefangen, „Du faselst wohl? Wenn der Major uns im Stiche läßt," — das war eine Befürchtung, die das Paar allerdings schon ausgesprochen hatte — „so haben wir hier eine neue Hülfsquelle für unsere Existenz entdeckt, aus welcher ich reichlich zu schöpfen hoffe."

Der Rittmeister mochte diese Hoffnung doch wohl für eine sehr unsichere halten, denn er stieß wieder einen halblauten Fluch aus und sagte dann:

„Ich fürchte, daß es uns bald nicht mehr möglich werden wird, einen Vortheil über sie zu gewinnen, denn augenscheinlich ist sie im Begriffe, sich wieder zu verheirathen."

„Was sagst Du da?" fragte Ninon erstaunt und sichtlich beunruhigt. „Was bringt Dich denn auf eine solche Vermuthung?"

„Hast Du denn ihren alten Liebhaber nicht gesehen?" fuhr er ärgerlich heraus. „Aber freilich, Du hast ja diesen verwünschten Menschen nie von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt!"

„Den preußischen Lieutenant von Mohrfeldt?"

„Kein Anderer als er war es, der ihr folgte; ich würde ihn unter Tausenden wiedererkennen, obgleich er heute den Civilrock angezogen hatte."

Ninon war über diese Mittheilung sehr betroffen, denn sie mußte dasselbe fürchten, was der Rittmeister soeben ausgesprochen hatte; sie drückte zwar noch einen Zweifel daran aus, daß der Letztere richtig gesehen haben möge, aber er widerlegte denselben mit der größten Bestimmtheit.

Wenn Hugo von Mohrfeldt sich nach jener Trennung von Theresen, von der die Beiden wenigstens theilweise Kenntniß hatten, jetzt wieder in ihrer Gesellschaft befand, so ließ sich allerdings nichts Anderes annehmen, als daß eine vollständige Versöhnung zwischen ihnen erfolgt sei und er sich wieder um ihre Hand bemühe; kam diese Ehe aber wirklich zu Stande, so erhielt das Vermögen Theresens einen neuen Herrn, und dann stand es freilich schlecht um Ninon's Pläne und Hoffnungen.

Das mußte ihr wohl auch einleuchten, denn während sie am Arme des Rittmeisters ihren Weg fortsetzte, blieb sie eine ganze Weile stumm, und ihre gerunzelte Stirn, sowie die fest auf einander gepreßten Lippen verriethen, daß sie angestrengt darüber nachdachte, welcher Weg einzuschlagen sei, falls sich, wie leicht voraussichtlich, die Befürchtung des Rittmeisters erfüllte.

„Es wird unter diesen Umständen wohl das Beste sein," unterbrach der Letztere, der ganz muthlos geworden war, endlich dieses Schweigen, „daß wir den Major zu überreden suchen, Dresden mit uns so bald als möglich zu verlassen."

„Ich bezweifle noch sehr, ob wir ihn hier wiedersehen werden," entgegnete Ninon, „und daß er dann auf unsere Wünsche Rücksicht nehme. Jedenfalls werden wir gut daran thun, uns auf keinen Anderen als uns selbst zu verlassen. Wenn wir es uns recht überlegen, lieber Karl, so stehen die Chancen auch gar nicht so schlecht für uns. Beabsichtigt sie wirklich, ihren Lieutenant zu heirathen, was mir auch gar nicht mehr unwahrscheinlich vorkommt, so hat sie Dich noch mehr als bisher zu fürchten."

„Mich, den sie auf jede Weise gefesselt hat?"

„Sie wird es gerade in ihrem jetzigen Verhältnisse nicht auf das Aeußerste ankommen lassen, sich lieber gütlich mit Dir abfinden."

„Ich sollte meinen, daß Du ihren Charakter besser kenntest!" grollte der Rittmeister.

„Bah! verliebte Frauen verlieren ihre Energie. Uebrigens

müssen wir jetzt Alles daransetzen, die Beweise, die sie gegen Dich vorbringen könnte, in unsere Hand zu bekommen; es kann sich nie wieder eine so günstige Gelegenheit dazu finden."

Der Rittmeister blickte seine Geliebte groß an und sagte kein Wort; neben der ungläubigen Verwunderung über ihre Worte drückte sich auf seinem Gesichte aber auch die gespannteste Erwartung aus.

„Setzen wir uns hier nieder und besprechen die Sache in aller Ruhe," meinte Ninon.

Dabei deutete sie auf die kleine mit einer Bank versehene Bastei, die, unter dem Namen Heinrichseck, von der Höhe die Aussicht auf das bewaldete Thal darbietet.

Dieser Punkt war zu einer vertraulichen Unterredung ganz gut gewählt, denn auf drei Seiten wird er von der Tiefe umschlossen und auf der vierten kann man eine gute Strecke weit den durch den Wald dahin führenden Weg übersehen, so daß man also vor jeder Ueberraschung gesichert ist. Das Paar war zufällig an diese Stelle gelangt, ohne weiter auf den Weg zu achten.

„Es handelt sich darum, in den Besitz von Zweierlei zu gelangen," fuhr Ninon fort, als der Rittmeister ihrer Aufforderung gefolgt war, „das Dich dieser Frau gegenüber bindet. Das Eine ist das schriftliche Versprechen, das Du ihr gezwungenerweise gegeben hast, über Deine früheren intimen Beziehungen zu ihr Schweigen zu beobachten, das Andere der Rest jenes — nun jenes Getränkes, den sie sorgfältig aufbewahrt haben wird, um nöthigenfalls darauf die Anklage eines versuchten Verbrechens zu gründen. Wir müssen zunächst in Erfahrung zu bringen suchen, wo sie diese für sie sehr wichtigen Gegenstände aufbewahrt, ob sie dieselben bei sich führt oder auf Schloß Glücksburg zurückgelassen hat."

„Und wie wäre das möglich?" fragte der Rittmeister, der die Rathschläge seiner Geliebten dieses Mal nur mit geringem Vertrauen aufzunehmen schien, indem er die Achseln zuckte.

„Wozu haben vornehme Damen Kammerzofen, als um ihre Geheimnisse zu beobachten und, je nach Befinden, dieselben zu verkaufen?“

„Wenn Therese noch ihr früheres Mädchen Lina hat, so bezweifle ich, daß dieselbe sich zu ihrem Nachtheile bestechen lassen würde,“ meinte der Rittmeister mit unbefriedigter Miene.

„Jeder Mensch ist bestechlich — es kommt immer nur auf den Preis an, der ihm geboten wird.“

„Wir haben aber wahrhaftig nicht viel zu bieten,“ wandte er bitter ein.

„Warten wir, bis mein Baron kommt; er kann jeden Augenblick eintreffen.“

„Es scheint beinahe, daß er sich eines Besseren besonnen hat, als Dir nachzureisen, es sei denn, daß sein Herr Vater ihn im Stiche gelassen habe.“

„Der Major versicherte, daß dies nicht geschehen werde,“ erwiederte Ninon, wie es schien, etwas empfindlich über die Bemerkung ihres Geliebten, „und übrigens kannst Du Dich darauf verlassen, daß er mir bis an das Ende der Welt folgen würde.“

„Meinetwegen! Du hast da aber eine andere Idee in mir angeregt. Dieser Lina würde unmöglich beizukommen sein, weder durch Geld noch durch gute Worte. Ich möchte aber wohl wissen, ob Therese noch den Schurken von Johann in ihren Diensten hat.“

„Ah!“ rief Ninon, mehr erfreut über die Theilnahme an ihrem Vorschlage, die der Rittmeister jetzt doch zu zeigen begann, als über seinen Einfall, „da hast Du wirklich Recht! Jener Mensch hat Dir immer eine gewisse Ergebenheit gezeigt, wenn er dabei auch nur sein Interesse im Auge hielt; es wird Dir wohl nicht zu schwer werden, ihn auch jetzt wieder für Dich zu gewinnen.“

„Aber jedenfalls nicht durch bloße Versprechungen. Und meinst Du denn wirklich, Theresen jene Dinge, auf die sie doch

ohne allen Zweifel sehr großen Werth legt, entwenden lassen zu können?"

„Gewiß, und ich will dies auf mich nehmen. Nichts wird leichter sein, wenn wir einen ihrer Dienstboten bestochen haben. Hier im Hotel kann sie die Sachen nicht mit übergroßer Sicherheit verwahrt haben, und sind dieselben in Glücksburg zurückgeblieben, so werden wir in ihrer Abwesenheit dort leichtes Spiel haben."

„Ein Diebstahl also? — Nein, damit mag ich Nichts zu thun haben," sagte der Rittmeister mit Entschiedenheit.

„Mein Freund," erwiederte die Französin, ihm ernst, aber doch etwas spöttisch in die Augen blickend, „die Affaire mit dem Kaffee war noch etwas gewagter; wer A gesagt hat, muß auch B sagen."

„Bis er im Zuchthause oder auf dem Schaffot endet," setzte Jener finster hinzu.

„Das wollen wir ja eben vermeiden," erwiederte sie trocken. „Indessen hast Du noch Zeit, Dir meinen Vorschlag zu überlegen, denn ich glaube, daß wir nicht eher Etwas beginnen können, bis der Baron oder der Major hier angekommen ist, da es uns an allen Mitteln fehlt. Ich schlage nun vor, daß wir mit dem ersten Zuge nach Dresden zurückkehren, denn es würde Dir gewiß sehr peinlich sein, jener Gesellschaft noch einmal zu begegnen, und wir müssen uns dort auf der Polizei nach der Wohnung der schönen Frau von Liebow erkundigen."

„Ja, brechen wir bald auf," sagte der Rittmeister, sich erhebend. „Mir ist es, als ob die Bäume hier umher mich erdrücken wollten."

Ninon schien sehr guten Muthes und voller Hoffnung zu sein, denn als sie den Arm des Geliebten nahm und mit ihm den Rückweg antrat, begann sie ein munteres Liedchen zu trällern.

Sie kannte ihren Mann; seitdem er von der gesellschaftlichen Stufe, die er einmal mit Ehren eingenommen, herab-

gestiegen war und, auf ihren Rath und Veranlassung, sich sogar dem Verbrechen in die Arme geworfen hatte, fühlte er nicht mehr die Kraft zum selbstständigen Handeln in sich und entbehrte leicht allen persönlichen Muthes, wenn sie denselben durch ihre anscheinende Sorglosigkeit nicht wieder auffrischte.

Das Paar begab sich also ohne Aufenthalt nach dem Bahnhofe und kehrte mit dem nächsten Zuge nach Dresden zurück.

XIII.

Fortsetzung.

Wenn Hugo sich auch vorgenommen hatte, in so vieler Zeugen Anwesenheit sein Benehmen gegen Therese streng zu überwachen, so konnte er doch nicht unterlassen, ihr heimlich seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, und daher bemerkte er bald, daß sie sich in einer gewissermaßen gedrückten Stimmung befinde.

Alle schienen von dem Spaziergange, den man zurückgelegt hatte, ganz befriedigt zu sein, und bei Tische ging es recht heiter her, nur Therese, die sich doch sonst so gut zu beherrschen verstand, wie er wußte, stimmte nicht ganz in die allgemeine Fröhlichkeit ein, wenigstens bemerkte er, daß ihre Versuche dazu erzwungen waren.

Absichtlich hatte er seinen Platz nicht neben ihr gewählt, sondern neben Feodora, und anfänglich glaubte er, daß sie dadurch eben verstimmt sein möge, aber bei weiterer Beobachtung entging es ihm auch nicht, daß ihre Gedanken weit von der Tafel abschweifen mochten, denn sie blickte sich häufig mit einer Unruhe, die sie nicht vollkommen zu verleugnen vermochte, nach dem Eingange des Gartens, in dem man speiste, um, als ob sie noch Jemand erwarte oder dessen Ankunft gar fürchte. Das blieb ihm nun allerdings ein Räthsel, deswegen aber beunruhigte es ihn um so mehr.

Daß Selma sich ganz ähnlich benahm und auch seine Schwester, die sich vorher in Theresens Begleitung befunden hatte und auch jetzt wieder neben ihr saß, dieselbe oft von der Seite mit einer Art von Besorgniß und Neugierde betrachtete, entging ihm vollständig, weil er eben nur für Therese Augen hatte, und, sich selbst Vorwürfe machend, faßte er den Entschluß, sich nicht mehr so ängstlich wie bisher an die Rücksichten auf Andere zu binden und nachher den Versuch zu machen, ob sie ihm nicht ihr volles Vertrauen schenken werde.

Für den Nachmittag hatte er einen Spaziergang nach der Thalmühle in Vorschlag gebracht, einem einfachen ländlichen Etablissement von recht lieblicher Lage, das wohl hauptsächlich des durch den schattigen, von einem rauschenden Bergwasser mit kleinen Kaskaden durchströmten Todteichgrund führenden Weges halber ein beliebter Wallfahrtsort der in Tharand Fremden und Einheimischen geworden ist.

Als die Gesellschaft nun dahin aufbrach, wurde es ihm nicht schwer, sich an Therese anzuschließen, denn auch diese schien seine Begleitung zu suchen. Beide hatten es so einzurichten gewußt, daß sie den Beschluß des kleinen Zuges machten, mithin der Beobachtung am wenigsten ausgesetzt waren. Eine Weile blieben sie stumm und schienen nach Worten für Das, was sie auf dem Herzen hatten, zu suchen; plötzlich aber wandte sich Therese mit der überraschenden Frage an ihn:

„Haben Sie vorher den Rittmeister gesehen?"

„Den Rittmeister?" wiederholte Hugo, als ob er nicht richtig verstanden habe, denn er war weit davon entfernt, die Nähe seines alten Feindes, auf den er diese Bezeichnung doch nur beziehen konnte, zu vermuthen.

„Ja, den Rittmeister von Tannenburg, meinen ehemaligen Gemahl," bestätigte Therese, indem sich ihre innere Erregung wieder deutlich verrieth. „Wir begegneten ihm, als wir vorher den Berg hinabstiegen, wir standen uns auf kaum zehn Schritte gegenüber und erkannten uns natürlich gegenseitig, dann wich

er schnell aus, indem er mit seiner Begleiterin einen Seitenweg einschlug. Sie waren mit der Comtesse von Herrendorf weiter zurückgeblieben; es ist deshalb erklärlich, daß sein Anblick Ihnen nicht geworden ist. Vielleicht entging Ihnen meine Zerstreutheit, meine Beunruhigung kann ich wohl sagen, denn ich fürchtete ihn in jedem Augenblicke wiederzusehen, während des Diners nicht, — Sie haben jetzt die Erklärung davon."

Hugo war wirklich im höchsten Grade betroffen über diese Mittheilung; unwillkürlich drängte sich ihm der freilich durch Nichts zu rechtfertigende Gedanke auf, der Rittmeister sei nur hierhergekommen, um wieder zwischen ihn und Therese zu treten, und sein Haß gegen diesen Mann flammte von Neuem auf. Noch ziemlich verwirrt, meinte er:

„Ich glaube mich zu besinnen, daß ich beim Hinabsteigen des Berges zwei Personen, die nicht zu unserer Gesellschaft gehörten, in einiger Entfernung erblickte, aber ich habe nicht weiter auf sie geachtet. Seine Begleiterin sagten Sie —"

„Dieselbe, welche die unmittelbare Veranlassung zur Trennung unserer Ehe gegeben hat," erwiederte Therese, den Kopf verächtlich zurückwerfend.

„Ich begreife, wie peinlich Ihnen diese Begegnung gewesen sein muß."

„Nicht allein peinlich; ich kann mich auch der Besorgniß nicht erwehren, daß sie nicht zufällig gewesen sei."

Darin schien eine Bestätigung von Hugo's vorheriger Vermuthung zu liegen; Therese theilte dieselbe also auch? Welche Ansprüche, welche Rechte konnte der von ihr geschiedene Gatte aber noch geltend machen? — Sie hatte sich allerdings nie ausführlich zu ihm über diese Scheidung ausgesprochen, und er begann schon zu fürchten, daß dieselbe an Bedingungen geknüpft worden sei, die Therese noch immer in gewissen Fesseln hielten. Man konnte ihm diese Aengstlichkeit wohl ansehen, als er fragte:

„Sie fürchten Unannehmlichkeiten in Folge dieses Zusammentreffens?"

„Ich bin zu stolz," antwortete sie mit blitzendem Blicke, „mich vor der Bosheit und Hinterlist zu fürchten, zumal ich Waffen gegen sie in der Hand führe, indessen gebietet die Vorsicht, mich zu einem Kampfe zu rüsten, den ich gern vermieden hätte. Aber Sie können mich nicht vollständig verstehen, da mich gewisse, sehr ernste Rücksichten hindern, mich ganz offen über die Verhältnisse, unter denen die Scheidung meiner Ehe stattgefunden hat, auszusprechen; diese Rücksichten habe ich für meine mütterliche Freundin, die Oberstin, für den Namen und die Ehre der ganzen Familie Tannenburg zu beobachten; nehmen Sie dagegen meine Versicherung an, daß der Rittmeister durch Nichts berechtigt ist, meinen Weg noch einmal zu kreuzen, daß dies sogar eine gefährliche Verwegenheit von ihm sein würde."

„Wenn ein solcher Fall eintreten sollte," sagte Hugo, den ihre zuversichtlichen Worte wieder beruhigten, obgleich das Bild des Rittmeisters wie ein drohendes, an die Vergangenheit erinnerndes Gespenst vor seine Seele getreten war, „so würden Sie zu jeder Stunde ganz über meine Dienste verfügen können, falls Sie geneigt wären, mir so weit als nöthig Ihr Vertrauen zu schenken."

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, mein Freund," erwiederte sie, ihm offenbar erfreut die Hand reichend; „ich gestehe Ihnen sogar, daß ich darauf gerechnet hatte. Wenn ich, wie ich bereits aussprach, auch die Mittel besitze, jeden heimtückischen Angriff auf mich zurückzuweisen und zu strafen, so möchte ich dieselben doch nur im äußersten Nothfalle zur Anwendung bringen und würde mich, als alleinstehende Frau, zuerst auf Ihren Schutz berufen."

„Ich danke Ihnen für dieses freundschaftliche Vertrauen," sagte Hugo, wirklich entzückt, der Frau, die er einst so heiß geliebt und die von Neuem ihren Zauberschleier über ihn geworfen hatte, wieder einen Schritt näher gekommen zu sein, nicht

ahnend, daß sie absichtlich ihr gefährliches Netz immer fester über ihn zusammenzog.

Therese wußte ja noch nicht einmal, daß der Rittmeister ihretwegen hierhergekommen sei, und selbst dann besaß sie, wie sie recht gut wußte, genügende Mittel, ihn von sich fern zu halten; sie konnte also nicht annehmen, daß sie jemals Hugo's Schutzes bedürfen würde; sie beabsichtigte daher, indem sie den letzteren erbat, nur, ihn noch enger an sich zu fesseln, und verpflichtete ihn dadurch gewissermaßen, sich von vorn herein dem Rittmeister feindlich gegenüberzustellen, falls dieser etwa den Versuch machen sollte, ihr nachtheilige Gerüchte zu seinen Ohren gelangen zu lassen. Sie war ebenso klug und vorsichtig als begierig, das Ziel, das sie schon einmal verfehlt hatte, wieder zu erreichen, Hugo's Liebe und Hand.

„Sie haben mir ja schon manchen Ritterdienst erwiesen," sagte sie mit einem beinahe wehmüthigen Lächeln und nicht ganz unterdrückten Seufzer, während sie ihm erlaubte, die Hand, die sie ihm gereicht hatte, an seine Lippen zu führen.

Wie dieses Wort bei ihm zündete! Es erinnerte ihn so lebhaft an die Zeit, in der er sich neben ihr so überaus glücklich gefühlt hatte, und ließ ihn Alles vergessen, was zwischen damals und jetzt lag.

Therese hatte, wahrscheinlich absichtlich, ihren Schritt verkürzt, so daß die Uebrigen ihnen weit vorausgekommen waren; bei den dem Laufe des Bergwassers folgenden Biegungen des Weges war es Jenen nicht möglich, nach ihnen zurückzublicken; sie konnten sich also ganz allein fühlen, und der schattige, kühle Grund mit seiner dichten Einfassung von altersgrauen, bemoosten Felsen, dunkeln Tannen und lichtgrünem Laubholze, der bald leise und melancholisch murmelnde, bald sich rauschend über natürliche steinerne Wehre stürzende Bach trugen gewiß dazu bei, dem Herzen jene Stimmung zu geben, in der es sich weit fort über die Wirklichkeit in das Reich glücklicher Träume versetzt.

Schon schwebte Hugo das entscheidende Wort auf den Lip-

pen, an die er in leidenschaftlicher Bewegung wiederholt Thesens Hand führte; er wollte sie bitten, mit ihm wieder in jene alte selige Zeit zurückzukehren, und ihre Mienen verriethen deutlich genug, daß sie darauf höchstens nur eine schwache Einwendung gemacht haben würde, denn in diesem Momente schwieg auch in ihr die kluge Berechnung, und das einzige wahre Gefühl, das sie vielleicht einmal in sich getragen hatte, wallte wieder übermächtig auf — da rief der Graf aus der Ferne des Lieutenants Namen.

Die vorangehende Gesellschaft war an eine Stelle gekommen, wo sich der Weg theilte, und ungewiß, welche Richtung sie einzuschlagen habe; Hugo mußte hier zum Führer dienen.

Das zärtliche Paar fuhr erschrocken aus einander; Keiner von Beiden sagte ein Wort, nur ihre Blicke versenkten sich noch einmal tief in einander, dann beschleunigten sie ihre Schritte.

Frau von Liebow, die Meisterin in der Kunst der Verstellung, trat den Uebrigen, die an der genannten Stelle warteten, auch scheinbar ganz unbefangen entgegen, die Wangen des Lieutenants glühten aber noch verrätherisch. Indessen that doch Niemand, als ob er dies bemerke, und nachdem er die verlangte Auskunft ertheilt hatte, wurde der Weg fortgesetzt.

Jetzt wäre es aber doch zu auffällig gewesen, wenn die Beiden sich wieder zurückgezogen gehalten hätten; nach einem bedeutsamen Blicke zogen sie es sogar vor, sich zu trennen, und Hugo nahm seinen Platz, mehr aus Zufall als aus Absicht, an Selma's Seite, die noch schweigsamer und ernster wie sonst erschien, mochten sich ihre Gedanken nun noch immer mit der Begegnung ihres Vetters beschäftigen oder sie wieder eine Bemerkung gemacht haben, die ihr Herz tief verletzte.

Es war auch, als könne es im ganzen weiteren Verlaufe des Tages gar nicht wieder zu einer vertraulichen Annäherung zwischen Therese und Hugo kommen; vielleicht trug ihre eigene Befangenheit auch nur die Schuld daran. Jedesmal, wenn sie

sich in eine Unterhaltung einließen, trat zufällig ein anderes Mitglied der Gesellschaft zu ihnen und mischte sich in dieselbe, und wenn dies auch nicht der Fall war, glaubten sie sich wenigstens von Diesem oder Jenem beobachtet.

Im Allgemeinen amüsirte man sich vortrefflich oder that wenigstens so; das belebende Element in dem kleinen Kreise war eigentlich der Graf allein, aber Alle bemühten sich, ihn zu unterstützen, um ihre sehr verschiedenen ernsten Gedanken nicht zu verrathen oder über den etwas erzwungenen Scherz zu vergessen. Der Abend und die Zeit zum Aufbruche kam schnell genug heran, und selbst beim Abschiede auf dem Bahnhofe — der Lieutenant blieb in Tharand zurück, weil er am anderen Morgen nothwendig ein Collegium hören mußte — fanden er und Therese nicht Gelegenheit, sich unter vier Augen vollständig auszusprechen.

Aber sie fühlten auch eigentlich nicht das Bedürfniß dazu, oder man könnte besser sagen: sie scheuten sich gewissermaßen davor. Therese glaubte vorher schon einen großen Vortheil über Hugo errungen zu haben und wollte ihm gegenüber denselben nicht wieder durch eine Unvorsichtigkeit auf das Spiel setzen; er sollte die vertraulichen Worte, die sie heute gewechselt, erst noch tiefer in sich aufnehmen und die Hoffnungen, die sie von Neuem in ihm erweckt hatte, sich selbst klarer machen; wie vorher, war sie noch jetzt entschlossen, nicht ohne Weiteres seinen Wünschen entgegenzukommen, — er sollte bitten, noch eine Weile in Ungewißheit bleiben, seinem immer stürmischer werdenden Verlangen wollte sie dann Bedingungen stellen, um ihre Herrschaft über ihn ein für alle Male zu befestigen, und daß er dieselben annehmen würde, wußte sie gewiß, nachdem sie einmal seine Schwäche durchschaut hatte.

Bei einem anderen Manne würde die stolze Frau die letztere belächelt, wohl gar verachtet haben, aber hier hielt die eigene, wie sie wohl fühlte, ihr die Wage; sie konnte ihm nicht einen Vorwurf machen, der sie selbst nicht in noch erhöhtem Maße ge-

troffen hätte. Sie intriguirte, wenn man so sagen soll, nur noch ihrer eigenen Sicherheit wegen.

Auf der anderen Seite suchte auch Hugo noch die Entscheidung zu verschieben; der Streit, den er mit seinem Vater gehabt hatte, und die Ueberzeugung, daß dieser es ihm unmittelbar danach am wenigsten verzeihen werde, wenn er seinen Ansichten so entschieden zuwider handeln würde, daneben die durch die Nähe des Rittmeisters wieder lebhaft aufgefrischten alten Zweifel, wie weit sich dessen Beziehungen zu Therese erstreckt hätten, Befürchtungen, die sie selbst an diesem Tage noch wieder erweckt und zu seiner Beruhigung nur höchst unvollständig zu widerlegen versucht hatte — alles Das mahnte ihn zur Vorsicht und wirkte so verwirrend und entmuthigend auf ihn ein, daß er fühlte, er bedürfe der ruhigeren Ueberlegung, bevor er einen Schritt thue, den er nicht mehr würde rückgängig machen können. Dieses Mißtrauen in seine eigenen Gefühle war wohl eine ganz natürliche Folge sich schnell auf einander drängender bitterer Erfahrungen, die, wie er sich nicht verhehlen konnte, er, zum Theil wenigstens, selbst verschuldet hatte.

Nun mögen aber auch Manche unserer Leser über den Lieutenant schon das Urtheil gesprochen haben, daß er, wenigstens im letzten Jahre seines Lebens, einen flachen, schwachen, von den Wogen des Lebens hin- und herbewegten Charakter verrathen habe, und dadurch mag er an ihrer Achtung, hoffentlich nicht an ihrem Interesse, eingebüßt haben. Man verlangt gewöhnlich, daß der sogenannte Held einer Erzählung, Geschichte oder Romans felsenfest, mehr als ein gewöhnlicher Mensch sei, und vergißt darüber die Natürlichkeit.

Was macht denn aber den Charakter? — Ist er angeboren und wäre er dann ein Verdienst, dem wir unsere Achtung zu zollen hätten? — Kann da, wo nie das Gleichgewicht der Seelenkräfte gestört worden ist, von einem Charakter die Rede sein? — Auf diesem ruhigen Geleise fortzuwandern, ist wohl Wenigen beschieden, und sie sind darum auch wahrlich nicht beneidens-

werth; am Ende dieser glatten Laufbahn angelangt, können sie nur auf einen langweiligen, nutzlosen Traum zurückschauen. Aber solche Menschen giebt es wohl kaum; die Wogen des Lebens haben Manchen zwar nur die Füße benetzt, während sie Anderen bis zum Halse emporschlugen, aber mit ihnen kämpfen mußten sie Alle, der Eine mehr, der Andere weniger, und wie sie diesen Kampf durchgeführt haben, ob schwach, ob stark, ob heldenmüthig oder feige, das giebt uns erst die Berechtigung, über ihren Charakter zu urtheilen. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Versuchung und Schwanken kein Charakter!

Man wird vielleicht einwenden, daß gewisse Lebensjahre da eine Grenze festsetzen müssen. Wo hört denn aber die Jugend auf und wo beginnt das Alter? Seht Ihr nicht täglich Greise mit jungen Herzen und Jünglinge, denen zum Greisenalter Nichts fehlt als das weiße Haar?

Es ist überhaupt ein sehr relativer Begriff, wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat Charakter". Hundertmal beweist er vielleicht eine Festigkeit, um die wir ihn beneiden und der wir alle Achtung zollen müssen, und auf einmal finden wir wieder Grund, seine Schwäche in einer Sache, worin wir uns sehr sicher fühlen, zu belächeln, wo nicht gar zu verachten. Es werden Wenige sein, von denen man mit Recht nach ihrem Tode sagen kann, daß sie den Charakter immer streng bewahrt haben; wenn aber von einem einzelnen Falle die Rede ist, dann warte man wenigstens das Ende ab; das entscheidet erst. Noch einmal: Ist ein ruhmreicher Sieg denkbar ohne Kampf? Darf man behaupten, Jemand habe einen heldenmüthigen, festen Charakter bewiesen, wenn es ihn gar keine Mühe gekostet hat, die Verführung bei Seite zu schieben? — Er war dann stumpf gegen diese Verführung, für ihn war eben keine Verführung vorhanden, und er hat seinen sogenannten Sieg höchst wohlfeil errungen.

Nur, wer die Wogen, muthlos am Kampfe verzagend, über sich zusammenschlagen läßt, wer sich der Leidenschaft, die er selbst

im Grunde seines Herzens verachtet, in die Arme wirft, nur weil sie ihn angenehm kitzelt, sich von den äußeren Verhältnissen des Lebens treiben läßt, wohin sie gerade wollen, der verdient den Namen eines Charakterlosen und unser Mitleid oder unsere Verachtung. —

Der Rittmeister und Ninon waren, wie schon gesagt, sogleich nach Dresden zurückgekehrt, daselbst also noch frühzeitig am Tage wieder angelangt. Das Erste, was sie thaten, war, daß sie sich nach dem Fremdenbureau im Polizeigebäude begaben und daselbst nach dem Aufenthalte Frau von Liebow's und ihrer Begleiterin, des Fräuleins von Tannenburg, fragten, den sie ohne Schwierigkeiten erfuhren. Der Rittmeister erkundigte sich auch gleichzeitig nach dem preußischen Lieutenant von Mohrfeldt, hörte aber, zu seiner Verwunderung, daß derselbe in Dresden gar nicht angemeldet sei; die Wohnung seines Vaters nannte man ihm indessen. Daß und zu welchem Zwecke Hugo sich in Tharand aufhalten könne, darauf kam das Paar nicht, nahm daher an, er sei nur auf der Durchreise oder zu einem sehr kurzen Besuche bei seinen Angehörigen hier.

Dies konnte ihnen nur sehr lieb sein, denn sie vermutheten ganz richtig, daß Therese sich nöthigenfalls unter seinen Schutz stellen würde, wo sie es dann wohl mit einem nicht zu unterschätzenden, gewandten und entschiedenen Gegner zu thun gehabt haben würden.

Um nun auch über den Zweck und die Dauer von Theresens Anwesenheit in Dresden möglichst in das Klare zu kommen, machte sich, auf Ninon's Rath, der Rittmeister sogleich auf den Weg nach dem Hotel, das ihm als ihre Wohnung bezeichnet worden war, während sie sich nach Hause begab, wo sie eine neue Ueberraschung finden sollte.

In Theresens Abwesenheit ließen sich die beabsichtigten Nachforschungen jedenfalls am besten anstellen, und der Rittmeister, der durch Ninon's Ueberredung schon halb für ihre Idee

gewonnen war, hatte auch den Entschluß gefaßt, sich ihnen mit ebenso viel Eifer als Vorsicht zu unterziehen. Als er sich dem Hause näherte, war er noch nicht recht einig mit sich selbst, ob er direkt nach der Dienerschaft der Damen fragen solle, denn es war doch sehr zweifelhaft, ob Johann sich noch dabei befinde und wie der Bursche sich gegen ihn benehmen werde. Aber der Zufall bestimmte sein Verhalten; Johann, der in Abwesenheit seiner Herrschaft nichts Besseres zu thun hatte, stand gerade, mit den Händen in den Hosentaschen und einer Cigarre im Munde, in der Hausthür, musterte mit hochmüthiger Gleichgültigkeit die Vorübergehenden und unterhielt sich mit dem Portier über den unermeßlichen Reichthum seiner Herrin, wobei er den Mund übervoll nahm und natürlich nicht vergaß, seiner eigenen Person eine große Wichtigkeit beizulegen.

Plötzlich brach er in seinen Rodomontaden kurz ab, riß die Augen weit auf und nahm die Cigarre schnell aus dem Munde, denn er hatte den sich nähernden Rittmeister erblickt und erkannt.

Diese ganz unerwartete Erscheinung seines alten Herrn weckte zwei sehr verschiedene Empfindungen in ihm, und da er selbst nicht so schnell zu beurtheilen vermochte, welche eigentlich die richtige sei, fand er sich in eine Bestürzung versetzt, die sich nur zu deutlich in seinem Aeußeren verrieth.

Hätte der Rittmeister nicht noch ein so stattliches Ansehen gehabt und vielleicht nicht gerade eine so ernste und finstere Miene gemacht, wie sie Johann früher an ihm fürchten gelernt hatte, so würde dieser wohl der einen Erwägung nachgegeben haben, daß Jener nicht mehr sein Herr sei und er ihm nach dem Vorgefallenen auch keine äußere Ehrerbietung mehr schulde; der Bursche war aber auch feige, und so fiel es ihm im Augenblicke schwer auf's Gewissen, daß er seinen ehemaligen Herrn eigentlich schmählich im Stiche gelassen habe, und dieser sich jetzt noch, wenn er ihn erblickte, bewogen fühlen könne, ihn deshalb zur Rede zu stellen.

Der letztere Gedanke blieb bei Johann jedenfalls überwiegend, denn er machte unwillkürlich einen krummen Buckel wie eine Katze und hatte große Lust, sich so geschickt und vorsichtig wie eine solche davonzuschleichen.

Dazu war es indessen schon zu spät geworden, denn der Rittmeister, der mit einem Blicke seine Unsicherheit richtig aufgefaßt hatte, gab ihm einen gebieterischen Wink, zu ihm heranzukommen, indem er selbst stehen blieb. Johann hielt es doch für das Beste, zu gehorchen, obgleich er die Berechtigung seines alten Herrn zum Befehlen nicht mehr anzuerkennen vermochte, und näherte sich mit den ehrerbietigsten Bücklingen, allerdings etwas zögernd, als ob er fürchte, seinen Hals in eine Schlinge zu stecken.

„Siehe da, Johann!" redete ihn der Rittmeister mit einer wohlberechneten Mischung von Hochmuth und Leutseligkeit an; „wie kommst Du denn hierher?"

Der Mensch berichtete stotternd, was Jener schon wußte.

„Ich glaube, das Gewissen schlägt Dir ein bischen darüber, daß Du ohne allen Abschied von mir fortgegangen bist," meinte der Rittmeister mit ziemlich ernstem Lächeln. Ich will Dir auch aufrichtig gestehen, daß mir das damals nicht ganz gleichgültig war, denn ich habe immer große Stücke auf Dich gehalten und würde Dir auch nach meiner Abreise von Schloß Glücksburg einen ganz hübschen Dienst bei mir angewiesen haben, wobei Du Deine Lina hättest heirathen können, wenn es Dir damit Ernst war, aber Du hast nun einmal anders gewählt und bist immer gescheidt genug gewesen, zu wissen, was Du thust. Ich beabsichtige nicht, Dir Vorwürfe zu machen."

Er sagte dies so ruhig und sicher, so ernst und gleichzeitig freundlich, daß es nicht verfehlen konnte, auf Johann einen tiefen Eindruck zu machen. Man wird sich erinnern, daß es schon früher mehr in seiner Neigung gelegen hatte, dem Herrn als der Frau zu dienen, und wie er in dem entscheidenden Augenblicke

geschwankt hatte, wessen Partei er eigentlich ergreifen solle. Seitdem war er nun wohl überzeugt gewesen, daß er das beste Theil erwählt habe, und jetzt erst ließen die Worte des Rittmeisters wieder einen Zweifel daran in ihm auftauchen; überdies war er, wie fast alle Menschen niederer Klasse, einer Schmeichelei, die ihm ein Vornehmer machte, höchst zugänglich, und wenn der gestrenge Herr Rittmeister nun gar ihn einen gescheidten Kerl nannte, so war dies eine Befriedigung für seine Eitelkeit und seinen Ehrgeiz, wie sie ihnen kaum besser hätte zu theil werden können.

Man brauchte kein großer Physiognomiker zu sein, um diese Gedanken auf seinem Gesichte zu lesen, und Herr von Tannenburg, dem sehr viel daran lag, sich dieses Menschen zu versichern, obgleich er ganz gut wußte, was er von seiner Ergebenheit und Treue immer nur werde halten können, beeilte sich, den erlangten Vortheil zu benutzen und sich in demselben festzusetzen.

Mit einem heimlichen Seufzer, äußerlich aber mit der kavaliermäßigsten Nonchalance zog er seine Börse, die gerade noch fünf oder sechs Goldstücke, sein ganzes Vermögen, enthielt, aus der Tasche und drückte sie dem überraschten Diener mit den Worten in die Hand:

„Du hast mir zwar nicht lange gedient, aber ich bin Dir dafür doch immer eine Erkenntlichkeit schuldig; zufällig habe ich nicht mehr bei mir, bei Gelegenheit aber kannst Du mich in meiner Wohnung aufsuchen, damit wir die alte Rechnung reguliren.“

Das schien dem überraschten Johann denn doch wahrlich zu viel! Er hatte, von seinem eigenen Gewissen verurtheilt, Vorwürfe erwartet und erhielt jetzt neben freundlichen, belobenden Worten obenein noch eine Belohnung in klingender Münze, die er, wie man schon weiß, ganz außerordentlich liebte! — Wahrhaftig, der Rittmeister war ein großmüthiger, nobler Herr, und

es überkam ihn so Etwas wie Reue, d. h. nicht etwa ein Selbst-tadel seiner damaligen Handlungsweise, sondern die Idee, daß er doch wohl mehr Vortheile aus dem Festhalten an seinem alten Herrn hätte ziehen können.

Darüber ging aber sein richtiger Dienstboteninstinkt doch nicht ganz verloren, denn dieser sagte ihm, der Rittmeister möge seiner doch wohl noch bedürfen; jedenfalls ließ sich anhören, was er wünschte.

Während ihm dies im Fluge durch den Kopf ging, steckte er die Börse, sich beinahe bis zur Erde verneigend, ein und behielt die Hand, um zu fühlen, was sie wohl enthalten möge, in der Tasche; dann versuchte er einige Entschuldigungen hervorzubringen, wie es auch gar nicht seine Absicht gewesen sei, den gnädigen Herrn zu verlassen, wie er nur dem bestimmten Befehle der gnädigen Frau habe gehorchen müssen u. s. w. Aber der Rittmeister unterbrach ihn:

„Schon gut! ich dachte mir das wohl. Du wirst mir das in den nächsten Tagen einmal ausführlicher erzählen können, denn heute habe ich leider nicht länger Zeit. Also meine Wohnung ist —"

Er bezeichnete sie genau.

„Aber warte einmal, Johann! Du kannst schon morgen Abend zu mir kommen; da findest Du mich bestimmt zu Hause. Wenn es Dein Dienst erlaubt —"

„Ich stehe immer zu Eurer Gnaden Befehl!" versicherte der entzückte Bursche.

„Gut, ich werde Dich erwarten. Aber ich glaube, daß Du gut daran thun wirst, wenn Du Deiner Gebieterin nicht geradezu sagst, wohin Du Dich zu begeben gedenkst; auch mir wäre das gerade nicht angenehm."

„Ich verstehe Euer Gnaden vollkommen," meinte Johann mit einem bedeutsamen Lächeln, das der Rittmeister wohl für etwas unverschämt hätte halten können.

„Wenn Du übrigens willst, daß sie es dennoch erfahre," setzte er spöttisch hinzu, „so brauchst Du nur der Lina, die doch wahrscheinlich auch hier ist, Deine Absicht anzuvertrauen."

„Gott soll mich behüten, gnädiger Herr! die Weiber können nicht schweigen."

„Wohl einem Jeden, der das nicht vergißt! Und nun Adieu, mein braver Bursche!"

Der Rittmeister machte eine kurze grüßende Bewegung, die Johann 'mit den tiefsten Verbeugungen erwiederte, und ging; aber, als ob ihm ein neuer Gedanke gekommen sei, wandte er sich noch einmal um und fragte, wo die gnädige Frau heute sei.

Johann berichtete diensteifrig, was er wußte, und dies genügte Herrn von Tannenburg auch vollkommen, denn er erfuhr dadurch, daß und aus welchem Grunde sich der Lieutenant von Mohrfeldt zur Zeit in Tharand aufhalte; wie sich die alte Bekanntschaft zwischen diesem und seiner geschiedenen Gattin aber wieder angeknüpft habe und in welchem Stadium sie sich augenblicklich befinde, wußte Johann jedenfalls selbst nicht, denn er war so geschwätzig geworden, daß er gewiß nicht an einen Rückhalt dachte.

Der Rittmeister hielt es auch nicht für passend, mehr zu fragen, und schien diese Mittheilungen mit großer Gleichgültigkeit aufzunehmen; innerlich fühlte er aber doch eine nicht geringe Aufregung, wenn er sich vorstellte, wie Hugo jetzt wieder den Platz einnehme, den er ihm so lange streitig gemacht hatte, und daß Therese im Begriffe sei, dennoch zu ihrem alten Ziele zu gelangen.

Während es ihm so schlecht ging, wiegten die Beiden sich wahrscheinlich im höchsten Glücke, und doch kostete es ihn nur wenige Worte, dasselbe zu zerstören, das heißt, wenn er hätte sprechen dürfen.

Welche köstliche Rache wäre das gewesen, und wie schwer drückten ihn in diesem Augenblicke die Fesseln, die er trug!

Noch nie war sein Wunsch, dieselben abzustreifen, so lebhaft gewesen als jetzt, und Ninon's Ideen schienen ihm immer vernünftiger und verführerischer.

Wenn er nur die Möglichkeit gesehen hätte, sie zur Ausführung zu bringen!

In dieser Stimmung kam er zu Hause an, und hier warf sich ihm Ninon, vor Freude strahlend, mit den Worten in die Arme:

„Karl, wir sind gerettet!"

XIV.

Ein neuer Anschlag.

Wir haben schon gesagt, daß Ninon, als sie nach Hause zurückkehrte, eine große Ueberraschung zu theil geworden war. Dieselbe bestand darin, daß ihr einer der Kellner des Hotels — eigene Dienstboten hatte der Rittmeister noch nicht angenommen — ein Billetchen überreichte, das er von einem Herrn mit dem Auftrage, es nur in ihre Hände und zwar unter vier Augen abzuliefern, erhalten haben wollte.

Der erste Blick auf die Adresse ließ sie die Handschrift des Barons Theodor erkennen, und sie zweifelte auch keinen Augenblick, daß er selbst der Ueberbringer gewesen sei. Mit vor Entzücken klopfendem Herzen eilte sie auf ihr Zimmer, entsiegelte das Papier und fand ihre Vermuthung vollkommen bestätigt: der Baron war erst vor wenigen Stunden angelangt und hatte ihren Aufenthalt auf dieselbe Weise, wie der Rittmeister und sie den Theresens, durch die Polizei nämlich, ermittelt.

Seine ungestüme und zärtliche Leidenschaft verrieth sich nun zwar noch in jedem Worte, das er geschrieben hatte, zum Theil aber verstand sie ihn doch nicht, denn er klagte, daß er über ihr Reiseziel irregeleitet worden sei, und fast schien es, als ob er ihr selbst eine Schuld daran beimesse; indessen ging er hierüber nur flüchtig fort und drängte sie, ihm, der mit Ungeduld die Aus-

führung ihres früheren Planes zur gemeinsamen Flucht erwarte, ein heimliches Rendezvous zu bewilligen, da er wohl nicht wagen dürfe, ihrem eifersüchtigen Gemahle offen unter die Augen zu treten; aber auch dies, schloß er, werde er auf jede Gefahr hin riskiren, wenn sie seine Bitte nicht schleunigst erfüllte.

Als Ninon diesen leidenschaftlichen Brief gelesen hatte, lächelte sie; nicht allein ihre Eitelkeit war befriedigt, sondern sie fühlte sich jetzt auch wieder vollkommen sicher. Es fiel ihr nicht ein, sich dem Baron vollständig in die Arme zu werfen und ihm ihren alten Geliebten zu opfern, wenn sich des Letzteren Verhältnisse noch einmal günstig gestalten ließen, und das hoffte sie mit des Ersteren Gelde jetzt erreichen zu können, wobei sie sich noch das ganz besondere Vergnügen versprach, ihren Haß gegen Therese zu befriedigen. Wenn sich aber diese Intrigue nicht durchführen ließ oder gar schlimme Folgen haben sollte, dann stand ihr wenigstens der Weg offen, sich den letzteren schleunigst dadurch, daß sie dem Baron den Willen that, zu entziehen; der Rittmeister war dann unrettbar verloren, und so weit ging ihre Anhänglichkeit doch nicht, daß sie sich geneigt gefühlt hätte, mit ihm Armuth und Elend, vielleicht gar Schande zu theilen.

Ueber die ihr noch unverständlichen Andeutungen Theodors machte sie sich nicht viel Kopfzerbrechen, denn sie war überzeugt, daß es sich da um ein Mißverständniß handle, das sich leicht werde heben lassen; dagegen hatte sie zu überlegen, wie sich das Wiedersehen herbeiführen lasse, ohne daß in einem der beiden Männer der Verdacht entstehe, sie spiele mit ihnen Beiden falsch; keinenfalls dürfte sie das verlangte heimliche Rendezvous bewilligen, sondern der Baron mußte sie zuerst in des Rittmeisters Gegenwart wiedersehen.

Als der Rittmeister ungefähr eine Stunde später eintraf, machte sie durchaus kein Hehl aus dem ihr zugegangenen Billet, und die Freude, die sie darüber geflissentlich zur Schau trug, mußte bei ihm ganz das Mißtrauen ausschließen, daß sie aus einem anderen Gefühle als dem Interesse für ihn selbst ent-

sprungen sei. Er hatte deshalb auch Nichts dagegen einzuwenden, daß sie sofort an den Baron in der Art, als ob es hinter seinem Rücken geschehe, schrieb und diesen aufforderte, sich noch an demselben Abende in einem eleganten und sehr besuchten Restaurationslokale an der Elbe einzufinden, wo sie in Gesellschaft ihres Gemahls erscheinen werde; sie rieth ihm, dem Letzteren ganz unbefangen entgegenzutreten, als ob ihn auf der Rückreise nach der Heimath nur der Zufall an diesen Ort geführt habe; alles Weitere werde sich später finden.

So geschah es denn auch. Das Paar hatte zur bestimmten Stunde einen Platz in dem erwähnten Etablissement eingenommen, der Baron erschien wie Deus ex machina — gegenseitige Ueberraschung, Begrüßung und Erklärung, und natürlich blieb nichts Anderes übrig, als daß der Rittmeister, der seine ihm vorgeschriebene Rolle ganz gut spielte, den alten Bekannten aufforderte, an seiner und seiner Gemahlin Seite Platz zu nehmen.

Theodor saß allerdings wie auf glühenden Kohlen; er hatte wohl zu bemerken geglaubt, daß ihn der Rittmeister mißtrauisch von der Seite betrachte und sein Unmuth über diese Begegnung, die doch kaum für eine zufällige gelten konnte, nur durch die conventionelle Höflichkeit in Schranken gehalten werde; andererseits entsprach Ninon's Benehmen auch gar nicht seinen Erwartungen, obgleich er sich sagen mußte, die Nothwendigkeit lege demselben in Gegenwart ihres Gatten Fesseln an. Die Blicke heimlichen Einverständnisses, die sie ihm zuwarf, konnten ihm um so weniger genügen, als er mit glühender Ungeduld eine Erklärung des Mißverständnisses, das ihn in der Irre umhergeführt hatte, und ihrer Ansichten über das weitere Verhältniß zu ihm herbeisehnte.

Davon konnte aber vorläufig in des Rittmeisters Gegenwart nicht die Rede sein; die Unterhaltung kehrte natürlich zu dem letzten Tage, den man in Paris gemeinsam verlebt hatte, also zu jenem fatalen Ueberfalle durch die Polizei, zurück. Der Rittmeister suchte in seinem eigenen Interesse den Vorfall so

unbedeutend als möglich darzustellen, sprach von einem groben Mißverständnisse und übel angebrachtem Diensteifer der Beamten und versicherte, daß, nachdem die Untersuchung gegen ihn und Major Andronikoff gar nichts Belastendes ergeben, er durch die Behörde vollständige Genugthuung erhalten habe — Dinge, auf die Theodor nur mit halbem Ohre hörte, da er sich noch gar nicht einmal die Mühe genommen hatte, über die größere oder geringere Schuld der beiden Spieler nachzudenken — und über den delikaten Punkt, daß sich seine Frau in den Schutz des Barons begeben habe, ging er auch schnell fort wie über eine Sache, mit der man allerdings nicht ganz zufrieden ist, bei der man aber, da sie nun einmal nicht mehr zu ändern, gute Miene zum bösen Spiele machen muß. Er bezwang sich sogar so weit, — und es war nicht schwer, ihm anzusehen, welche Mühe ihn dies kostete — dem jungen Manne für die seiner Frau gewährte Hülfe zu danken. Glücklicherweise schien dieses Thema Allen gleich peinlich zu sein, obgleich Ninon wenigstens es ziemlich unbefangen behandelte, und so hielt man sich nicht lange dabei auf. Natürlich mußte der Baron auch wahrheitsgetreu bekennen, was sein plötzliches Verschwinden aus Meudon veranlaßt hatte, und schien deshalb aufrichtig bedauert zu werden.

Der Rittmeister war eifersüchtig, das unterlag bei Theodor keinem Zweifel mehr, und diese Ueberzeugung konnte nur dazu beitragen, jedes kleine Mißtrauen, das er etwa in die Aufrichtigkeit Ninon's neuerdings gesetzt hatte, vollständig zu ersticken. Wenn er nur bald Gelegenheit gefunden hätte, mit ihr unter vier Augen zu sprechen!

Auch diese Gelegenheit herbeizuführen, war der gute Ehemann gefällig genug; unter irgend einem Vorwande erhob er sich bald und machte eine kleine Promenade auf dem dicht mit Gästen besetzten Perron, der sich unmittelbar an der Elbe vor dem Restaurationsgebäude hinzieht, und obgleich sie sich unter einer Menge von fremden Augen befanden, hinderte die beiden

Liebenden nun doch Nichts mehr, in Eile und mit gedämpfter Stimme die Fragen und Antworten, die ihnen auf dem Herzen lagen, auszutauschen.

„Ich habe Ihrethalben in Todesangst geschwebt, Theodor," flüsterte die Französin mit ihrem verführerischsten Blicke; „wie war es Ihnen möglich, mich so lange in Ungewißheit über Ihr Schicksal zu lassen?"

„Ich wollte Sie nicht durch die Mittheilung des Unfalls, der mich so plötzlich betroffen hatte, erschrecken, um so mehr, als ich stündlich hoffte, meine Freiheit wiederzuerhalten und zu Ihnen zurückkehren zu können; auch mußte ich es für gefährlich halten, Ihnen einen Brief zu senden."

„Zwei oder drei Worte würden genügt haben und hätten mir die Todesqual der Ungewißheit erspart. Aber Sie erhielten doch den Brief, den ich für Sie in Meudon zurückgelassen hatte? Warum folgten Sie mir nicht früher hierher?" fragte Ninon mit leicht schmollender Miene.

„Ja, ich erhielt ihn und war sofort zur Abreise bereit. Warum bezeichneten Sie mir aber nachträglich Berlin als Ziel Ihrer Reise?"

„Ich hätte das gethan?" rief Ninon mit unverstellter Verwunderung.

„Freilich, durch jenen Kommissionär, der mir Ihren letzten mündlichen Auftrag brachte."

Ninon blickte ihn starr an, und eine lebhafte Unruhe malte sich auf ihrem Gesichte.

„Scherzen Sie oder sind Sie wirklich betrogen worden, mein Freund?"

„Ich bin selbst schon nahe daran gewesen, das Letztere zu vermuthen" antwortete er, „und habe deshalb den Versuch gemacht, Sie hier aufzufinden. Aber wer kann ein Interesse dabei gehabt haben, unsere Wege auf diese hinterlistige Weise aus einander zu leiten? Sollte Ihr Gemahl selbst in seiner Eifersucht —"

„Das ist ihm nicht eingefallen!" sagte sie mit einer Bestimmtheit, die ihm sehr auffällig hätte erscheinen können, doch, sich schnell verbessernd, setzte sie hinzu:

„Ich glaube es wenigstens nicht, denn seit unserer Wiedervereinigung habe ich ihn nicht aus den Augen gelassen. Aber wie sah der Mensch aus, der Ihnen angeblich meinen Auftrag brachte? wodurch legitimirte er sich bei Ihnen, daß er von mir gesandt sei?"

Auf die letztere Frage mußte der Baron beschämt gestehen, daß er, durch die Zuversicht des Boten düpirt, gar nicht recht nach dessen Legitimation geforscht habe; die Beschreibung der Persönlichkeit indessen gelang ihm so gut, daß Ninon nicht mehr einen Augenblick lang im Zweifel blieb, Idaly und Bernard hätten ihr da einen Streich gespielt, dessen Zweck sie allerdings noch nicht begriff, aber doch zu fürchten begann.

Diese ihr schnell zur Gewißheit gewordene Vermuthung, sowie ihre Bekanntschaft mit jenen beiden mehr als zweideutigen Personen mochte sie aber doch nicht eingestehen und meinte nach kurzem Nachdenken, während dessen ihr hübsches Gesicht sich immer mehr verfinstert hatte:

„Wir sind betrogen worden, das ist gewiß. Es bleibt in der That keine andere Annahme übrig, als daß mein Mann mir und Ihnen diesen Streich gespielt hat. Mein Gott, wenn er eine Ahnung davon hätte, daß ich in Meudon einen Brief für Sie zurückgelassen habe!"

„Fürchten Sie das wirklich?" fragte Theodor besorgt.

„Ich will Ihnen gestehen, daß er mich seitdem furchtbar mit seiner Eifersucht gequält hat," flüsterte sie mit noch mehr gedämpfter Stimme und sich scheu nach dem Rittmeister umblickend, der noch immer gemächlich promenirte; „ich habe Ihretwegen erschütternde Scenen erlebt; er wird uns nie verzeihen, daß wir uns zusammen nach Meudon begeben haben."

„Dann wundere ich mich aber über den Empfang, den er mir heute hat zu theil werden lassen."

„Er will uns jedenfalls sicher machen, um Beweise zu erlangen," seufzte Ninon.

„Wozu wollen wir ihm aber Zeit dazu lassen?" fragte Theodor, seiner Leidenschaftlichkeit wieder nachgebend. „Was hindert uns, geliebte Ninon, den Entschluß, den wir schon damals gefaßt hatten, sofort auszuführen?"

„Ich beschwöre Sie um Gotteswillen, Theodor, sich jetzt zu mäßigen! Keine Miene darf verrathen, daß wir nicht über ganz gleichgültige Dinge plaudern, denn ich bin überzeugt, daß er uns keine Sekunde lang aus den Augen läßt."

Der Baron glaubte wirklich zu bemerken, daß der Rittmeister scharf hinüberblickte, und lehnte sich, seine Aufregung bezwingend, zurück.

„Entscheiden Sie schnell: Wann und wie?" murmelte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen. „Ich sterbe vor Ungeduld, Ihren Willen zu vernehmen."

„Wir müssen noch einige Tage warten und die Gelegenheit abpassen, um mit vollständiger Sicherheit zu Werke gehen zu können; sie wird sich am besten finden, wenn der Major hier eingetroffen ist, den mein Mann täglich erwartet und dessen Gesellschaft ihn dann von uns abziehen wird."

„Major Andronikoff?" wiederholte Theodor, offenbar höchst unangenehm überrascht von dieser Mittheilung. „Ich wünschte diesem Manne nicht mehr zu begegnen, der mich in eine so unangenehme, demüthigende Lage gebracht hat."

„Sie müssen dies meinetwegen vergessen, lieber Theodor; der Major ist augenblicklich der intimste Freund meines Mannes, und es würde den Letzteren noch mehr gegen Sie einnehmen, wenn Sie sich Jenem feindlich gegenüberstellen wollten. Suchen Sie sich überhaupt mit dem Rittmeister wieder mehr zu befreunden, um seinen Verdacht einzuschläfern. Wenn Sie mich wirklich lieben und Ihnen so viel daran liegt, daß wir unseren gemeinsamen Zweck erreichen, so wird Ihnen kein Opfer dafür zu schwer erscheinen."

„Gewiß nicht. Aber Sie stellen mich auf eine harte Probe; es widerspricht vollständig meinem Gefühle, dem Manne Freundschaft zu heucheln, den zu berauben ich im Begriffe bin."

„Es muß sein, mein Freund. Wir müssen mit allen uns zu Gebote stehenden Waffen kämpfen, nachdem wir uns einmal dazu entschlossen haben. Es böte sich jetzt vielleicht eine vortreffliche Gelegenheit, ihm einen Dienst zu leisten, der ihn sehr gut für Sie stimmen würde, und gleichzeitig Ihr Gewissen zu erleichtern, dadurch, daß Sie ihm im Voraus einen Ersatz für Das geben, was sie ihm nehmen wollen."

„Aber welche Idee von mir!" unterbrach sie sich selbst schnell. „Verzeihen Sie mir! Die Bitterkeit gegen diesen Mann, dessen Joch mir unerträglich geworden ist, seitdem ich Sie kennen gelernt habe, sprach aus mir. Für so elend halte ich ihn denn doch nicht."

„Ich verstehe nicht, was Sie andeuten wollten," meinte Theodor verwundert.

Nun, desto besser. Ich gedenke es auch nicht zu wiederholen."

„Wenn es aber unsere beiderseitigen Absichten unterstützen kann —"

„Nein, nein, lassen wir diesen thörichten Gedanken aus dem Spiele; er könnte mich selbst in Ihren Augen in ein falsches Licht stellen."

„Sie spannen meine Neugierde nur noch höher, Ninon. Was könnte wohl meine Empfindungen für Sie ändern? Wenn Sie an eine solche Möglichkeit glauben, erweisen Sie mir doch wahrlich wenig Vertrauen."

Seinen Unmuth bezwingend, fuhr er fort:

„Ich bitte Sie recht dringend, mir nicht aus überzarten Rücksichten zu verschweigen, was das Gelingen unserer Wünsche beschleunigen könnte."

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich sehr unrecht daran

that, diesem unwillkürlich in mir auftauchenden Gedanken nur ein Wort gegeben zu haben."

Ninon spielte so gut die Verwirrte, daß der Gedanke, dem sie jetzt eine so große Unbedeutsamkeit beizulegen bemüht war, in des Barons Augen doch eine besondere Wichtigkeit erhalten mußte.

„Sie schlagen mir also die erste Bitte, die ich bei unserem Wiedersehen an Sie richte, ab," sagte er unmuthig, „und obenein fordert diese nur Ihr volles Vertrauen, das Sie mir mehr als einmal gelobt haben."

„Wie hartnäckig und mißtrauisch Sie sind, Theodor!" rief die Französin, die, wie man sich leicht denken kann, nichts Anderes gewollt hatte, als daß sie zum Sprechen gezwungen werde. „Wenn Sie so ernst darauf bestehen, muß ich Ihrem Verlangen nachkommen, bitte Sie aber, nicht zu vergessen, daß Sie mich förmlich dazu gezwungen haben. Mein Gemahl befindet sich augenblicklich in großer Geldverlegenheit; das ist Alles. Aber es kann unzart von mir erscheinen, daß ich Ihnen diese Entdeckung mache, und ich bereue jetzt —"

„Genug!" unterbrach sie Theodor hastig; „ich wäre des Vertrauens, das Sie mir soeben geschenkt haben, wahrlich höchst unwürdig, wenn ich ein Wort der Entschuldigung anhören wollte. Ueberlassen Sie mir alles Weitere."

„Aber Sie wollen meine flüchtige, thörichte Idee doch nicht im Ernste auffassen? — Hören Sie, Theodor, bevor Sie in dieser Beziehung irgend einen Schritt thun, müssen Sie mich weiter anhören. Sie werden begreifen, wie peinlich es mir ist, über dergleichen Angelegenheiten zu sprechen, aber jetzt bin ich dazu verpflichtet."

„Ich bitte Sie wirklich, Ninon, dieses Thema fallen zu lassen."

„Nein, mein Freund; ich bin zu weit gegangen oder vielmehr zu weit getrieben worden, um schweigen zu dürfen. Ich habe Ihnen schon öfter angedeutet, daß der Rittmeister nicht

reich ist und — ich kann wohl behaupten, wider meinen Rath und Willen — in Paris ein Haus gemacht hat, wie es unseren Verhältnissen gar nicht entspricht. Seine Verschwendungssucht, sein Leichtsinn haben mich schon manche heimliche Thräne gekostet und viel zu dem Unglücke unserer Ehe beigetragen. Sie haben keine Aussicht, ein Darlehn, das Sie ihm gewähren würden, wiederzuerhalten, jetzt am allerwenigsten —"

„Aber ich bitte Sie allen Ernstes, Ninon, mir Alles, was ich zu thun für gut und nöthig halte, selbst zu überlassen; es kann mir nur noch peinlicher als Ihnen sein, darüber Worte zu wechseln."

„Ich habe Sie gewarnt — — Aber da kehrt er schon zu uns zurück; ich bitte Sie, vorsichtig zu sein."

Der Rittmeister näherte sich wirklich mit starken Schritten; das geschah keineswegs von ungefähr, denn Ninon, die ihm bereits im Voraus mitgetheilt hatte, auf welche Weise sie den Baron zu ködern gedenke, hatte ihm ein verabredetes Zeichen gegeben.

Von da an wurde es Theodor auch nicht mehr möglich, an diesem Abende noch ein einziges vertrauliches Wort mit ihr zu wechseln, denn ihr Pseudogemahl erzeigte ihm nicht wieder den Gefallen, allein zu promeniren.

Er behielt sein früheres, ziemlich kaltes Benehmen bei, und wenn er, als man sich trennte, auch der Höflichkeit das Opfer zu bringen schien, den Baron einzuladen, ihn am anderen Tage zu besuchen, so hielt sich dieser doch für überzeugt, daß er es sehr nöthig habe, sich bald auf einen freundschaftlicheren Fuß mit ihm zu stellen.

Daß er der erhaltenen Einladung folgte, versteht sich wohl von selbst.

In einer Beziehung wurde er getäuscht und fand dies bedenklich genug: Ninon ließ sich nicht sehen, und der Rittmeister entschuldigte ihre Abwesenheit mit einem nothwendigen Aus-

gange; er schlug dem Baron vor, mit ihm an einem anderen Orte zu frühstücken.

Verrieth sich dadurch der eifersüchtige Ehemann nicht deutlich genug? Der Baron hätte blind sein müssen, um nicht einzusehen, daß der Rittmeister ihn sich oder wenigstens seiner Gattin fernzuhalten wünsche, aber er unterdrückte seine Empfindlichkeit darüber, theils, weil er sein Gewissen nicht rein fühlte, theils, weil er hoffte, durch eine Unterredung unter vier Augen Alles wieder auf den alten Fuß zu bringen.

Er verfügte noch über eine ansehnliche baare Summe, die er bei sich trug, und überdies konnte er bei einem Banquier am Orte, der früher mit seinem Vater in Geschäftsverbindung stand und den er auf seiner vorjähriger Reise durch Deutschland persönlich kennen gelernt hatte, mit Leichtigkeit so viel Geld aufnehmen, als er wollte.

Die beiden Herren frühstückten gut, der feurige Wein überwand allmälig die Kälte, die sich zwischen ihnen fühlbar gemacht hatte, Einer arbeitete dem Anderen in die Hände, um zu dem Ziele zu gelangen, welches sie sich Beide gesteckt hatten, denn der Baron war ebenso begierig, sich Ninon's Gemahle gefällig zu erzeigen, als dieser, sein Geld in die Tasche zu stecken, und nach Verlauf von zwei Stunden war das Geschäft so weit glücklich abgeschlossen, daß der Rittmeister sich bei seinem jungen Freunde in einer Schuld von zweihundert Louisd'or befand, die er nie wiederzubezahlen und die Jener auch nicht zurückzuverlangen gedachte.

Damit schien die Eisrinde des Argwohns aber auch ganz von dem Herzen des Rittmeisters geschmolzen zu sein, und wenn Theodor auch nicht umhin konnte, diesen schnellen Uebergang etwas verächtlich zu finden, so hütete er sich doch wohl, dies merken zu lassen, und nahm mit Entzücken die Einladung zum häuslichen Diner an.

Arm in Arm kehrten die beiden Herren zurück, und Ninon wußte, als sie dieselben ankommen sah, frohlockend, woran sie war.

Hatte der Rittmeister vorher den Eifersüchtigen gespielt, so war er auf einmal die Nachsicht selbst geworden, und Theodor fand sehr bald Gelegenheit, mit seiner Angebeteten wieder unter vier Augen zu sprechen. Zwar wollte er anfänglich leugnen, womit er sich dieses Glück erkauft habe, aber Ninon verlangte jetzt auch seinerseits volles Vertrauen, und begnügte sich dann, achselzuckend zu sagen:

„Vergessen Sie nicht, mein Freund, daß ich Sie gewarnt habe."

Noch mehr aber wuchs das Erstaunen des Barons, als der Rittmeister am Nachmittage ganz von selbst den Vorschlag machte, er möge Ninon Abends doch in das Theater begleiten; er selbst habe dringende Abhaltung, wolle sie indessen nach dem Schlusse der Vorstellung erwarten, damit man den Abend gemeinsam verlebe.

Der junge Mann glaubte hierin einen Edelmuth zu sehen, der ihn beschämen mußte; er faßte die Sache etwa so auf, als ob ihm der Rittmeister gesagt hätte: „Ich weiß, was Du beabsichtigst, und dennoch vertraue ich meine Frau Deiner Ehre an." Wie er demzufolge nun auch hätte handeln mögen, so zerstörte Ninon doch sehr bald seine Träume, indem sie ihm zuflüsterte:

„Wir müssen heute vorsichtiger als jemals sein, denn ich bin überzeugt, daß er uns nur um so schärfer beobachten wird."

In Wirklichkeit aber waren beide Vermuthungen ganz falsch; der Rittmeister fürchtete Nichts, denn er glaubte sich vollständig auf seine alte Geliebte verlassen zu können, und er dachte auch nicht daran, den Baron durch ein edelmüthiges Vertrauen zu beschämen, sondern es lag ihm einfach daran, den Abend ungestört für sich zu haben, weil er den Bedienten der Frau von Liebow in seine Wohnung bestellt hatte.

Ninon hatte sich auch kaum an Theodor's Arme entfernt, als er seine Vorbereitungen für diesen ihm sehr wichtigen Besuch machte; sie bestanden vorzüglich darin, daß er das ganze Geld, das er kurz zuvor empfangen hatte, auf dem Schreibtische

so ausbreitete, daß es jedem Eintretenden sofort in die Augen fallen mußte; auf einen Menschen von Johanns Charakter mußte das zweifellos einen ungeheuren Eindruck machen. Dann zündete er sich eine Cigarre an und legte sich mit vornehmer Nonchalance auf das Sopha; sein Herz klopfte aber doch unruhig, denn er fühlte wohl, daß er ein gefährliches Spiel zu unternehmen im Begriffe sei.

Johann ließ nicht auf sich warten. Das Geld, das er am Tage zuvor von dem Rittmeister erhalten, hatte ihn lüstern gemacht, und er zweifelte nicht, daß es sich für ihn darum handeln werde, noch mehr zu verdienen, freilich wohl nur durch einen Verrath an seiner Gebieterin, denn dies zu begreifen, war er doch scharfsichtig genug. Aber das Gewissen des Burschen war immer weit gewesen, wo es sich um das Interesse seiner Herrschaft handelte, und gerade um diese Zeit fühlte er einen besondern Unmuth gegen Frau von Liebow, da diese ihn noch immer nicht in eine bessere dienstliche Stellung, wie er sie schon längst erstrebt, versetzt und überdies gegen Lina den Wunsch ausgesprochen hatte, die Heirath mit ihrem alten Geliebten noch zu verschieben. Johann, der noch kurz zuvor zu der Letzteren auf das Verächtlichste von dem Rittmeister gesprochen hatte, war, sobald er dessen Goldstücke in der Hand fühlte, auf einmal wieder ganz anderen Sinnes geworden und gestand sich heimlich, er habe dem braven Herrn doch wohl großes Unrecht gethan und würde sich vielleicht noch wohler als jetzt befinden, wenn er ihm damals gefolgt wäre.

Seiner Lina gegenüber war er dieses Mal wirklich schweigsam gewesen, theils, weil er erst hören wollte, was der Rittmeister eigentlich von ihm fordern würde, theils auch, weil er sich nicht mehr auf ganz so gutem Fuße mit ihr befand, seitdem sie sich bereitwillig dem Wunsche ihrer Herrin nachzukommen erklärt hatte.

Die Livree hatte er wohlweislich abgelegt, als er sich nach der Wohnung des Rittmeisters begab, und blickte sich sehr vor-

sichtig nach allen Seiten um, ehe er das Haus betrat, denn er konnte sich wohl denken, daß er in ein scharfes Verhör genommen werden würde, wenn Frau von Liebow von diesem Gange Kenntniß erhalten sollte.

Wir haben schon gesagt, wie er den Rittmeister fand, und in der That flößte ihm das scheinbar achtlos auf den Sekretair hingeworfene Gold, das seinen Luchsaugen nicht entging, sofort eine verdoppelte Ehrerbietung und Zuneigung für seinen ehemaligen Herrn ein.

Dieser war wieder äußerst leutselig; er erlaubte dem Bedienten sogar, sich auf einen in gehöriger Entfernung stehenden Stuhl niederzulassen, und rückte dann schnell mit der Sprache heraus, daß ihm sehr viel daran liege, Alles zu erfahren, was nach seiner Abreise von Glücksburg mit seiner geschiedenen Gemahlin vorgegangen sei. Dieses Interesse fand Johann denn auch so natürlich und unverfänglich, daß er, von Zeit zu Zeit sehr deutlich nach dem Golde schielend, haarklein berichtete, was er nur irgend wußte. So war denn die Unterhaltung auf das Befriedigendste in den Gang gekommen und die Offenherzigkeit und das Vertrauen des Dieners nahmen mit jedem weiteren Worte zu; er versicherte sogar wiederholt, wie schwer es ihm geworden sei und wie sehr er jetzt bereue, seinen alten Herrn, für den durch das Feuer zu gehen er immer bereit gewesen sei, durch die Umstände genöthigt, verlassen zu haben.

„Hm, ich würde ein paar Mal eine schöne Gelegenheit gehabt haben, Dir eine brillante Stellung zu verschaffen, mein Junge," meinte der Rittmeister obenhin, „wenn Du es nicht vorgezogen hättest, bei mir zu bleiben, was auch nicht Dein Schaden gewesen wäre. Da suchte z. B. ein intimer Freund von mir, der russische Major Andronikoff, der in Kurland bedeutende Güter besitzt, einen deutschen Haushofmeister, zu dem Du Dich wohl geschickt haben würdest; der Fürst de Ligne in Paris, mit dem ich täglich verkehrte, bat mich ebenfalls vor Kurzem, ihm einen zuverlässigen deutschen Kammerdiener, den er

mit sich auf Reisen nehmen wollte, zu empfehlen, u. s. w. Ich dachte dabei wahrhaftig an Dich. Du bist also nicht recht zufrieden mit Deiner jetzigen Stellung?"

Johann machte große Augen, als er von einer so hohen Bekanntschaft des Rittmeisters hörte, und gleich darauf eine ziemlich verdrießliche Miene darüber, daß ihm eine so glänzende Stellung wie die eines fürstlichen Kammerdieners entgangen sei, denn so hoch hatten sich seine Wünsche kaum jemals verstiegen; in diesem Augenblicke kam er sich recht klein und erbärmlich als Bedienter einer verwittweten adligen Dame vor, die obenein die Marotte besaß, sich fortwährend auf Reisen umherzutreiben, was ihm schon längst nicht mehr behagte; an seine Lina dachte er gar nicht, — ein fürstlicher Kammerdiener hätte jedenfalls ganz andere Ansprüche machen können.

Er antwortete daher mit einem Seufzer, daß ihm allerdings Manches zu wünschen übrig bleibe, und wenn er auch gerade noch nicht entschlossen sei, seinen Dienst bei Frau von Liebow zu quittiren, so möchten der gnädige Herr Rittmeister ihn doch nicht vergessen, wenn Seine Durchlaucht der Herr Fürst von Ligne die vorher erwähnte Stelle vielleicht noch nicht besetzt hätten oder gesonnen wären, sich zu verändern.

Der Rittmeister hatte beinahe Mühe, sein Lächeln über die Leichtgläubigkeit des Burschen, der mehr schlau als klug war, zu verbergen, und versicherte mit dem ernstesten Gesichte, er werde, wenn sich die Gelegenheit bieten solle, sein Möglichstes thun.

„Ich kann Dich mit gutem Gewissen empfehlen," setzte er hinzu, „denn Du bist ein gewandter Mensch, dem man vertrauungsvoll jeden Auftrag ertheilen kann."

„Aber," setzte er hinzu, während der geschmeichelte Johann sich tief verbeugte, große Gleichgültigkeit affektirend, indem er sich eine neue Cigarre anzündete, „dabei fällt mir ein, daß ich selbst noch ein Anliegen an Dich habe. Es liegt mir viel daran, zu erfahren, ob sich gewisse Papiere, die sich auf meine Ehe=

scheidung beziehen, hier in den Händen meiner ehemaligen Gattin oder in denen ihres Notars zu Olmütz befinden. Du wirst leicht begreifen, daß ich mich an sie selbst deshalb nicht wenden mag; würdest Du Dir wohl getrauen, mir darüber sichere Auskunft zu verschaffen?"

Er sah den Menschen, der über dieses Verlangen einigermaßen betroffen schien, ruhig forschend an und warf dann wieder einen nicht mißzuverstehenden Seitenblick auf das Gold.

Der letztere drang dem ehrlichen Johann tief in das Herz und verbreitete eine höchst angenehme Wärme darin; er wußte aber wahrlich nicht, ob er einem so schwierigen Auftrage gewachsen sein würde.

„Du würdest das am besten durch Deine Lina erfahren können," sagte der Rittmeister, ihm zu Hülfe kommend. „Ein Kammermädchen ist mehr oder weniger immer die Vertraute ihrer Herrin."

„Das ist wahr, Euer Gnaden," meinte Johann, erfreut, durch diesen Wink aus seiner Verlegenheit zu kommen; „wenn Sie mir diese Papiere näher bezeichnen könnten —"

„Das ist nicht schwer; sie sind in ein großes, fünffach versiegeltes Couvert eingeschlossen, das die Adresse der Freifrau Therese von Tannenburg trägt; Du kennst ja mein Wappen und meine Handschrift."

„Wie sollte ich nicht?"

„Vermuthlich befindet sich dabei auch ein Fläschchen oder ein Flakon mit einer Flüssigkeit, die wie Kaffee aussieht — man pflegt solche wichtige Dinge bei einander aufzubewahren. Lina würde diese Dinge jedenfalls ausspioniren können, wenn sie ihr nicht zufällig schon zu Gesicht gekommen sind. Natürlich müßtest Du das Mädchen auf die vorsichtigste Weise aushorchen, denn sie möchte glauben, daß ihrer Herrin irgend ein Schaden zugefügt werden soll, was keinenfalls in meiner Absicht liegt; ich will nur wissen, wo diese beiden Gegenstände sich befinden, sei es hier oder auf Glücksburg."

„Ich will mein Bestes thun, Euer Gnaden, um Ihnen eine sichere Nachricht darüber bringen zu können."

„Das wäre mir sehr angenehm, Johann, Du würdest mir dadurch einen größeren Dienst erweisen, als Du denken kannst."

Der Rittmeister langte, zur Bekräftigung seiner Worte, nach dem Schreibtische, erfaßte ein Häufchen Goldstücke und drückte dieses dem freudig überraschten Johann in die sich schnell öffnende Hand.

„Haben wir uns verstanden, mein Sohn?" fragte er dabei lächelnd.

„Vollkommen, Euer Gnaden; ich hoffe, Ihnen schon morgen Bescheid bringen zu können."

„Das wäre mir lieb, — ich werde Dich wieder um diese Stunde erwarten. Aber Vorsicht! übereile Nichts!"

„Sie können sich ganz auf mich verlassen."

„Und das tiefste Schweigen!"

„Wie das Grab!"

Johann erhob sich, da er bemerkte, daß der Rittmeister ihm Nichts mehr zu sagen habe; ehe er ging, konnte er aber doch nicht unterlassen, noch einmal zu erinnern:

„Wenn vielleicht Seine Durchlaucht der Herr Fürst von Ligne —"

„Da Dir an seinem Dienste so viel zu liegen scheint, werde ich in den nächsten Tagen deshalb an ihn nach Paris schreiben."

„Tausend ehrerbietigsten Dank, Euer Gnaden!"

„Fürstlicher Kammerdiener!" murmelte er vor sich hin, als er die Treppe wieder hinabging. „Wie nobel das klingt! Ich bin überzeugt, daß die Lina sich nicht einen Augenblick besinnen würde, ebenfalls ihren Dienst aufzugeben und mir zu folgen, das heißt, wenn ich dann noch —"

Er warf sich stolz in die Brust, und mit dem erhaltenen Gelde in der Tasche leise klimpernd, setzte er sein Selbstgespräch fort:

„Es muß ihm viel daran liegen, zu erfahren, wo sich der

Brief und das Fläschchen befinden, und wenn ich es ermittele, wird er sich jedenfalls noch großmüthiger zeigen. Nun, von solchen kleinen Nebenverdiensten muß man als gescheidter Mensch leben, und hierbei laufe ich nicht einmal Gefahr. Daß es mit den Papieren eine besondere Bewandtniß hat, kann ich mir schon denken, aber ein Fläschchen? — Hm, das ist sonderbar!"

Aber Johann hatte viel zu sehr den Fürsten von Ligne im Kopfe, als daß er sich denselben auch noch darüber hätte zerbrechen sollen, was der Rittmeister eigentlich im Schilde führe; daß es nichts Rechtes sei, sagte ihm wohl sein Instinkt.

Als er gegangen war, erhob sich der Rittmeister, und während er sein Geld wieder verschloß, sagte er kopfschüttelnd:

„Auf diesen Menschen werde ich mich zwar verlassen können, aber ich zweifle doch, daß es möglich werden wird, Ninon's Idee durchzuführen."

Dann kleidete er sich zum Ausgehen an und begab sich nach dem Theater, an dessen Ausgange er seine Geliebte und den Baron erwartete, um mit ihnen den Rest des Abends an demselben Orte wie Tags vorher zuzubringen.

XV.

Der Diebstahl.

Am folgenden Vormittage räumte die Kammerzofe Lina, während ihre Herrin und das Fräulein einen Ausgang in die Stadt gemacht hatten, das Schlaf- und Toilettenzimmer der Ersteren auf.

Es geschah nicht zum ersten Male in Abwesenheit der Herrschaft, daß Johann ohne Weiteres dieses Zimmer betrat und sich gähnend, als ob er schon eine Riesenarbeit hinter sich habe, in den gepolsterten Lehnstuhl sinken ließ, den seine Gebieterin kaum eine Stunde vorher, nachdem sie ihre Toilette gemacht, verlassen hatte. Lina hatte dagegen auch selten Etwas einzuwenden gehabt, denn sie schwatzte gern, während sie ihren Dienstpflichten nachkam; heute mußte sie aber wohl besonders übler Laune sein, denn sie rümpfte die Nase, blickte ihren Liebhaber unwirsch von der Seite an und meinte:

„Du könntest auch etwas Besseres thun, mein Lieber, als hier Maulaffen feil halten."

Wir wollen nicht unterlassen, zu verrathen, daß am vergangenen Abende ein Zank zwischen den beiden Liebenden stattgefunden hatte, weil Johann auf die zudringlich neugierigen Fragen Lina's, wo er so lange Zeit außerhalb des Hauses zugebracht habe, nicht Rede stehen wollte und endlich erklärte, er

sei noch lange nicht Ehemann, um die Verpflichtung zu fühlen, von allem seinen Thun und Handeln Rechenschaft abzulegen; überhaupt glaubte die Zofe eine sonderbar hochmüthige Miene an ihm wahrgenommen zu haben, woraus sie Schlüsse zog, die ihren ganzen eifersüchtigen Unwillen in Bewegung setzten.

Auf den wohlgemeinten Rath, den sie ihm jetzt eben ertheilt hatte, streckte der faule Bursche seine Glieder recht behaglich im Lehnsessel aus, gähnte abermals und erwiederte dann in offenbar ironischem Tone:

„Du scheinst schlecht geschlafen zu haben, mein Kind."

„So? woraus vermuthest Du denn das?"

„Aus Deiner übeln Laune; ich hörte einmal den Herrn Rittmeister von Tannenburg sagen, — wo der arme Herr jetzt nur stecken mag? — daß Einem böse Träume noch einen guten Theil des Tages in den Gliedern stecken blieben."

„Geh' mir mit Deinem Rittmeister, dem schändlichen Ehebrecher!" fuhr Lina erzürnt auf. „Von ihm hast Du gewiß nichts Gutes, sondern nur Untugenden gelernt."

„Hm, wer weiß?" meinte Johann mit stoischer Ruhe. „Um auf die Träume zurückzukommen, so kann ich Dir sagen, daß ich recht angenehm geträumt habe."

„Wahrhaftig? Nun, das wundert mich nicht, wenn man so einen angenehmen Abend verlebt hat."

„Angenehmen Abend?"

„Vielleicht in Gesellschaft einer hübschen Dresdnerin —"

„Sei nicht albern, liebes Kind; ich habe nicht von einem so elenden Neste, wie Dresden ist, geträumt, sondern von der Weltstadt Paris."

„Darf man nicht fragen, was Du da gemacht hast?" meinte das Mädchen spöttisch.

„Warum nicht? Ich träumte, ich wäre Kammerdiener bei einem großen Herrn, bei einem Fürsten von —"

Johann besann sich zeitig genug und verschluckte das letzte Wort. Lina lachte hell auf.

„Du und fürstlicher Kammerdiener?“ rief sie. „Das kommt mir gerade vor wie der Bär im Tanzsaale!“

Johann warf zuerst einen prüfenden Blick in den runden Spiegel, der über dem Toilettentische, vor dem er saß, angebracht war, und während der Ausdruck seines Gesichtes noch zwischen der Befriedigung, die er daraus geschöpft zu haben schien, und dem Aerger über die ihm in das Antlitz geschleuderte Beleidigung kämpfte, antwortete er mit der philosophischen Ruhe eines Sokrates:

„Dein Vergleich paßt durchaus nicht, mein Schatz; Du würdest sonst einen sehr schlechten Geschmack an den Tag gelegt haben.“

„Weil ich Dich einmal geliebt habe? Ja, wahrhaftig! — Aber meine Liebe hat ihre Grenze wie meine Geduld!“

„Dann kann es damit allerdings nicht weit her sein. Du würdest übrigens gern dieses Wort widerrufen, wenn Du Frau fürstliche oder fürstliche Frau Kammerdienerin —“

„Narr, der Du bist! was machst Du denn da wieder?“ rief die Kammerzofe erbost, indem sie schleunigst hinzusprang und mit dem Wischtuche dem Bedienten auf die Hände schlug, die sich gerade damit beschäftigten, zu probiren, ob sich der verschlossene Kasten des Toilettentisches nicht aufziehen lasse.

„Ich wollte nur sehen, was unsere Gnädige da drinnen verwahrt,“ erwiederte Johann gleichmüthig; „es müssen wohl sehr wichtige Dinge sein, da sie den Schlüssel mit sich genommen hat.“

„Was kümmert Dich das? Jede Frau hat ihre Geheimnisse.“

„Liebes Linchen,“ sagte Johann, plötzlich einen zärtlichen Ton annehmend, und versuchte das erzürnte Mädchen auf seinen Schooß niederzuziehen, — „ich will Dir sagen, wo ich gestern Abend gewesen bin.“

Lina schien große Lust gehabt zu haben, sich gegen seine Liebkosung zu sträuben, aber seine Worte machten sie schnell

anderen Sinnes, und sie gab nach, während sie mit einigem Mißtrauen fragte:

„Wirst Du mich auch nicht belügen?"

„Auf Ehre nicht!" erwiederte Johann treuherzig; — „früher oder später mußt Du es doch erfahren."

„Du bist mir also wirklich untreu gewesen?"

„Wer spricht denn davon? — Es kann aber leicht kommen, daß wir uns bald für einige Zeit trennen müssen."

„Johann!" rief sie, um eine Schattirung bleicher werdend.

„Höre mich nur ruhig an; die Veränderung, die ich vorhabe, wird uns Beiden zum Besten gereichen. Es war nicht ein bloßer Traum von dem fürstlichen Kammerdiener —"

„Willst Du mich schon wieder zum Besten haben?" rief Lina ärgerlich, wenigstens zum Schein bemüht, sich von ihm loszumachen.

„Auf Ehre nicht!" versicherte er wieder, und sie mußte wohl Etwas auf diesen Schwur geben, denn sie blickte ihm mit starrer Verwunderung in die Augen.

„Ja, liebes Herz," fuhr er triumphirend fort, — „es sind mir glänzende Anträge gemacht worden —"

„Aber von wem? Wer kann sich hier in der fremden Stadt um Dich bekümmern?"

Diese Frage brachte den Burschen wirklich in einige Verlegenheit, doch half er sich schnell mit einer Nothlüge, er habe den Bedienten eines vornehmen reisenden Herrn zufällig kennen gelernt, sich mit ihm befreundet und dieser ihm gestern Abend das Anerbieten gemacht, ihm eine glänzende Dienststellung, wie er sie vorher angedeutet, durch Empfehlung zu verschaffen.

„Der Mensch betrügt Dich, er hat es auf Deine Tasche abgesehn!" rief Lina.

Aber Johann versicherte mit so siegesgewissem Lächeln auf das Bestimmteste das Gegentheil, daß sie selbst schwankend

in ihrer ersten Ueberzeugung wurde. Ein dummer Tropf war Johann gerade nicht, das wußte sie recht gut.

Die nächste Besorgniß, die nun aber ihr Herz erfüllte, war, was aus ihr selbst werden solle, wenn sich die hohen Pläne ihres Geliebten durch einen sonderbaren Glücksfall realisiren sollten; als sie dies aber durch einige schwere Seufzer verrieth, schwur er so hoch und heilig, daß sie jedenfalls früher oder später sein Glück mit ihm theilen solle, daß sie sich doch wieder einigermaßen dadurch beruhigt fühlen konnte.

Allerdings hatte es Johann's übervolles Herz gedrängt, einen Theil seines Geheimnisses loszuwerden, zumal er sich bei seiner Geliebten dadurch wieder in Respekt setzen wollte, aber daneben hatte er auch noch auf ganz schlaue Weise einen anderen Zweck verfolgt und erreicht, nämlich Lina's Geist in eine Verwirrung zu bringen und ihr so viel zu denken zu geben, daß sie seine weiteren Fragen weniger beachtete. Trotz aller ihrer Bitten sprach er sich deshalb auch nicht weiter aus, meinte geheimnißvoll, man müsse den Tag nicht vor dem Abende loben und nicht auf noch immer wankenden Grund Häuser bauen, vertröstete auf die schon in den nächsten Tagen zu erwartende Entscheidung und brach endlich, während Lina's Stirn noch immer sorgenschwer gefaltet war, das Gespräch sehr entschieden mit den Worten ab:

„Jetzt kein Wort mehr über die Geschichte, bis ich meine Anstellung in der Tasche habe! Sprechen wir von etwas Anderem, mein Engel! Sagtest Du nicht vorher, unsere Gnädige habe ihre Geheimnisse da in dem Kasten verwahrt?"

„Natürlich," erwiederte die ganz gefügig gewordene Lina, die Frage jedenfalls nur für eine ganz müßige haltend; „wo anders soll sie denn an diesem fremden Orte solche Dinge verschließen?"

„Das ist schon wahr, aber ich bin nur neugierig, was sie überhaupt für Geheimnisse hat."

„Weiß ich's? Papiere, Briefe und dergleichen läßt man doch nicht für Jedermann offen liegen."

„Also wirklich Papiere, Briefe?"

„Gewiß; ich sah vor einigen Tagen noch, daß sie solche in einem hübschen, mit Silber beschlagenen Kästchen von Ebenholz aufbewahrt; sie trug den kleinen Schlüssel dazu an einer feinen Schnur um den Hals. Was geht uns das aber an? Ich habe jetzt ganz andere Dinge im Kopfe."

„Ich auch; ich fragte auch blos ganz zufällig," meinte Johann sehr ruhig, obgleich er innerlich fast überzeugt war, er habe seinen Zweck erreicht.

Und wenn der fünffach versiegelte Brief auch wirklich nicht in dem Ebenholzkästchen lag, war er doch fest entschlossen, dies dem Rittmeister gegenüber zu behaupten, da er dann sicherlich wieder eine hübsche Belohnung erhielt.

Zu derselben Stunde wie Tags vorher erschien Johann wieder in der Wohnung des Rittmeisters, der auch an diesem Abende Ninon und den Baron in ähnlicher Weise wie gestern zu entfernen gewußt hatte. Der Ersteren hatte er natürlich, sobald er sie unter vier Augen gesprochen, mitgetheilt, wie seine erste Unterhandlung mit Theresen's Bedienten abgelaufen war, und sie ihm ihre weiteren Instruktionen ertheilt.

Ninon faßte die ganze Angelegenheit wirklich mit Leidenschaft auf, die sich steigerte, sobald sie sich davon nur einigen Erfolg versprechen zu können glaubte, und diesen Eifer wußte sie, wenigstens theilweise, auch auf den Rittmeister zu übertragen.

Er hatte freilich noch lange hin- und hergeschwankt, ob er ihre gefährlichen Rathschläge befolgen solle, denn ihm fehlte eigentlich noch immer der Muth zum Verbrechen, obgleich er auf dieser Bahn schon einen guten Schritt vorwärts gethan hatte, aber, wie schon gesagt, war Ninon einmal der böse Geist für ihn geworden, dem er sich willenlos beugte, wenn sie auf einer Sache mit Ernst bestand.

Sein Gesichtsausdruck war an diesem Abende sorgenschwerer wie gestern, als Johann zu ihm kam, denn er hatte eine viel schwerere Aufgabe zu lösen; der Mensch achtete indessen in seiner triumphirenden Freude darüber, daß er so befriedigende Nachrichten bringe, nicht weiter darauf.

Er berichtete hastig, und die Miene des Rittmeisters klärte sich dabei schnell auf. Einen so günstigen Erfolg hatte er kaum erwartet; die Verführung war ihm jetzt um Vieles nähergekommen.

Johann empfing wieder eine reichliche Belohnung, wobei seine Augen noch heller zu glänzen begannen, auch unterließ der Rittmeister nicht, ihn zu versichern, daß er seinethalben bereits an seinen Freund, den Fürsten von Ligne, geschrieben habe und in längstens acht Tagen dessen Antwort erwarte. Dann aber, als er den Burschen vollständig befriedigt sah, nahm er eine geheimnißvolle Miene an und forderte ihn auf, sich dicht neben ihn zu setzen.

„Es gäbe eine Gelegenheit für Dich, fünfzig Louisd'or zu verdienen, Johann," sagte er gerade heraus, die Stimme tief dämpfend.

Johann riß Augen und Mund weit auf; die Summe klang ihm ungemein verlockend, aber gleichzeitig kam ihm der Blick des Rittmeisters auch so unheimlich vor, daß er sich, wie man sagt, zwischen Himmel und Hölle schwebend fühlte; er wußte nicht, was er erwiedern solle.

„Nun, hättest Du wirklich keine Lust dazu?" fragte Jener mit sardonischem Lächeln.

„Fünfzig Louisd'or!" wiederholte Johann nur, als ob er zu sich selbst sprach.

„Ich zahle sie Dir, heute die Hälfte, den Rest, wenn Du meinen Auftrag erfüllt hast."

„Und was soll ich thun, Euer Gnaden?" fragte der Bediente, augenscheinlich ängstlich.

„Mir für eine Stunde nur das Ebenholzkästchen verschaffen, das in dem Toilettentische Deiner Gebieterin steht."

Johann zuckte, wie von einer Schlange gestochen, zusammen.

Des Rittmeisters Blick ruhte durchbohrend fest, als wolle er ihn bezaubern, auf ihm. Es schien ihm ein gutes Zeichen für das Gelingen seines Planes, daß der Mensch nicht sofort eine entschiedene Weigerung aussprach; er wußte, daß wer erst überlegt, ob er ein Verbrechen begehen soll, demselben schon halb verfallen ist.

„Euer Gnaden, das ist sehr gefährlich!" stammelte Johann endlich.

„Durchaus nicht, mein Sohn; ich beabsichtige nur, dieses Kästchen zu öffnen, von dem bewußten Papiere Abschrift zu nehmen und es dann, wieder an seinen Platz zu legen; dann magst Du schnell nach Hause zurückkehren, den Kasten ruhig wieder an seinen Ort stellen, und Niemandem wird es in den Sinn kommen, daß er nicht immer dort geblieben sei. Es handelt sich hier keineswegs um einen Diebstahl, den Du mir hoffentlich nicht zutrauen wirst, sondern nur um eine kleine List, wie sie in Prozeßangelegenheiten oft genug gebraucht wird, — und Du weißt ja, daß ich noch im Prozesse mit meiner geschiedenen Gemahlin liege."

Das wußte Johann zwar nicht, aber er nickte doch nachdenklich mit dem Kopfe.

„Die gnädige Frau trägt aber immer den Schlüssel zu dem Toilettentische bei sich," wandte er ein.

„Die Schlösser an den Gasthausmöbeln pflegen nicht die besten zu sein," erwiederte der Rittmeister mit überlegenem Lächeln, „und glücklicherweise besitze ich einen sogenannten Nachschlüssel oder Dietrich und will Dich unterweisen, wie man denselben gebraucht."

Er ließ dem Worte die That folgen, indem er sich erhob und an seinen verschlossenen Sekretär trat. Der Nachschlüssel,

den er aus der Tasche gezogen hatte, that mit Leichtigkeit seine Schuldigkeit, und als ob er Johanns Muth, das unsaubere Handwerk zu erlernen, noch erhöhen wolle, nahm er aus einem Schubfache fünfundzwanzig Louisd'or und drückte sie ihm mit den Worten in die Hand:

„Das ist die Abschlagszahlung."

Der Mensch war ganz verwirrt; das Gold blendete ihn, er hätte nicht über sich gewinnen können, es zurückzugeben, und steckte es langsam in die Tasche.

„Die Sache ist also abgemacht?" fragte der Rittmeister heiter.

„Kann ich mich auch darauf verlassen, Euer Gnaden, daß Sie mir nach einer Stunde das Kästchen unversehrt wiedergeben, wenn ich es Ihnen gebracht habe?"

„Auf mein Ehrenwort!"

„Es wird auch Nichts darin fehlen?"

„Narr, ich sagte Dir ja schon, daß ich nur eine Abschrift von dem Papiere nehmen will."

„Und das Fläschchen, von dem Sie sprechen? Ich weiß nicht einmal mit Bestimmtheit, ob es sich auch in dem Kästchen befindet."

„Das ist Nebensache. Du wirst Alles unverletzt zurückerhalten. Warte die Gelegenheit ab, bis Du gewiß bist, „daß Deine Herrin ein paar Stunden lang von Hause abwesend bleiben wird."

„Das geschieht fast täglich."

„Desto besser! Führe dann schnell Dein Werk aus und eile zu mir!"

„Wenn ich Sie aber gerade nicht zu Hause treffen sollte? Ich kann nicht die Stunde bestimmen, wann sich die Gelegenheit bietet."

„Das ist wahr; Du darfst den günstigen Zeitpunkt nicht versäumen. Wäre ich nicht hier, so fändest Du jedenfalls eine

junge Dame in diesem Zimmer, der Du ganz so wie mir vertrauen kannst. Zum Ueberfluß wird sie sich dann durch diesen Siegelring legitimiren."

„Euer Gnaden, ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich mich vor der Geschichte fürchte," stöhnte Johann, sich den Schweiß von der Stirn wischend.

„Das ist schlimm, mein Sohn; ich hätte Dir mehr Courage zugetraut," meinte der Rittmeister mit einem strafenden Blicke. „Der Fürst von Ligne braucht jedenfalls einen Mann, der nicht allein Gewandtheit, sondern auch Muth besitzt."

„O, Euer Gnaden, ich habe Muth! — Wenn die Sache aber herauskäme?"

„Wie wäre das möglich? Und würdest Du dann nicht längst weit fort von hier sein?"

Diese Erwägung schien auf Johann einen großen Eindruck zu machen, denn er richtete das gesenkte Haupt wieder auf und fragte zuversichtlicher:

„Es ist also ganz gewiß, daß ich Kammerdiener bei dem Herrn Fürsten von Ligne werde?"

„Hast Du nicht mein Versprechen und bin ich nicht doppelt verbunden, dasselbe zu halten, nachdem Du mir einen so großen Dienst erzeigt haben wirst? — Uebrigens werde ich in jedem Falle für Dich sorgen und Dich mit mir nach Paris zurücknehmen."

„Euer Gnaden kehren also dahin zurück?"

„In nächster Zeit schon."

„Ich werde mein Möglichstes thun."

„Du wirst Dich dadurch sehr gut empfehlen bei mir und allen meinen Freunden."

Johann ging mit schwerem Herzen, aber auch mit dem Entschlusse, Alles daranzusetzen, um die fünfzig Louisd'or zu verdienen und fürstlicher Kammerdiener zu werden.

Der Rittmeister rieb sich frohlockend die Hände. —

Wenn der verrätherische Bediente noch eine kleine Nebensorge hatte, so war es die, ob sich das, was der Rittmeister suchte, auch wirklich in der kleinen Chatoulle von Ebenholz befinden werde, denn dies war doch immer noch eine sehr unsichere Vermuthung von ihm; aber auch darüber tröstete er sich mit der Erwägung, daß Jener wenigstens seinen guten Willen werde anerkennen müssen; im Nothfalle konnte er ja sagen, Lina habe sich getäuscht oder ihn belogen.

Nach einer Gelegenheit, in Theresens Schlafzimmer zu gelangen, brauchte er nicht lange auszuspähen, denn die Dame litt ihre innere Unruhe nur selten zu Hause, und schon am Nachmittage des folgenden Tages gelang es ihm, auch Lina auf die unverdächtigste Weise für einige Stunden zu entfernen. Nun ging er rasch an das Werk.

Sein Herz klopfte zwar nicht wenig dabei, das Geräusch seiner eigenen Tritte, als er sich dem bewußten Tische näher schlich, schreckte ihn, und seine Hände zitterten so heftig, daß es ihm anfänglich gar nicht gelingen zu wollen schien, das Schloß auf die ihm bezeichnete Weise zu öffnen.

Er fühlte den Schweiß von seiner Stirn perlen und betete, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, wenn man den sehnlichen Wunsch, daß eine höhere Macht ihm bei seinem bösen Vorhaben behülflich sein möge, und die in der Jugend auswendig gelernten und jetzt unwillkürlich über seine bebenden Lippen gehenden Worte wohl ein Gebet nennen dürfte, und schon war er nahe daran, die ganze Sache aufzugeben und schleunigst von dem Orte der Versuchung zu fliehen, als das Schloß aufsprang und seine Hand unwillkürlich den Kasten hervorzog. Der Rittmeister hatte, in seiner Voraussetzung, daß sich an den Gasthofmeubeln gerade keine Kunstschlösser befinden würden, Recht gehabt.

Der Kasten enthielt hauptsächlich Toilettenartikel, für die er auch eigentlich bestimmt war, und auch noch manche andere Dinge, welche Therese einstweilen hier am besten verwahren zu

können geglaubt hatte, aber Johann kümmerte sich um Nichts weiter als um die kleine Chatoulle von Ebenholz; es steckte doch noch ein Rest von Ehrlichkeit oder Gewissen in ihm, der ihn in eine Art Fieber versetzte und seine Blicke halb verschleierte. Auch ein Häufchen Goldstücke lag da, verlockend blitzendes Gold, aber bei dem Anblicke desselben überkam ihn eine Art Schauder, und er wagte es nicht zu berühren. Hastig nahm er die Chatoulle und verschloß den Kasten wieder; dann eilte er, wie von einem bösen Geiste gejagt, aus der Stube und vermochte erst außerhalb derselben wieder tief Athem zu schöpfen, war es ihm doch vorgekommen, als glotzten ihn der Toilettentisch und alle die übrigen Meubles im Zimmer höhnisch und drohend an.

Nun glaubte er aber auch keine Zeit verlieren zu dürfen, hüllte das Kästchen gut ein und machte sich, es krampfhaft festhaltend, nach der Wohnung des Rittmeisters auf den Weg.

Als er an die ihm wohlbekannte Zimmerthür geklopft hatte, rief von innen eine helle, wohlklingende Stimme:

„Herein!"

Obgleich dieselbe aber durchaus nichts Erschreckendes hatte, fuhr sie dem armen Sünder doch durch alle Glieder, denn es war nicht die des Rittmeisters gewesen.

Glücklicherweise erinnerte er sich, daß Letzterer ihm gesagt hatte, in seiner Abwesenheit werde ihn eine Dame empfangen, der er vollständig vertrauen dürfe; er drückte also auf die Klinke und trat ein.

Der Rittmeister war eigentlich absichtlich nicht zu Hause geblieben; da Ninon sich erboten hatte, falls in seiner Abwesenheit Johann mit dem Kästchen eintreffen sollte, Alles so gut, wie er selbst es nur könnte, zu besorgen, hatte er gern die Gelegenheit ergriffen, den Baron zu einem Spaziergange aufzufordern, da er doch nur mit innerem Widerstreben an den Diebstahl ging und sich dabei so wenig als möglich persönlich zu betheiligen wünschte, als ob er seine Schuld dadurch zu mildern vermocht hätte.

Ninon war also allein zu Hause, und, immer entschlossener und kühner wie ihr Geliebter, hatte sie Nichts sehnlicher gewünscht, als das Kästchen recht schnell in ihre Hände zu bekommen. Ihr Antlitz strahlte daher vor Freude, als sie Johann mit seiner verhüllten leichten Last in der Hand erblickte.

Man wird sich erinnern, daß der Bursche sie nur einmal flüchtig gesehen hatte, als er seine Herrin in der Villa an der March suchte und fand; vielleicht würde er sie wiedererkannt haben, aber dazu befand er sich jetzt in zu großer Verwirrung. Verlegen und ängstlich blieb er an der Thür, die er wieder hinter sich geschlossen hatte, stehen und starrte zweifelnd die ihm entgegeneilende Dame an.

„Sie suchen den Herrn Rittmeister von Tannenburg, mein Freund?“ fragte Ninon zuversichtlich und streckte, kaum noch Herrin ihrer Ungeduld, begierig die Hände nach der Chatoulle aus. „Ich erwartete Sie bereits in seinem Auftrage; hier ist der Ring, der mich legitimiren sollte.“

Johann zögerte doch noch und meinte kleinlaut, er wolle lieber eine Weile auf die Rückkehr des Herrn warten, aber Ninon wußte ihm so schmeichelnd und wieder mit solcher Entschiedenheit zuzureden, daß er endlich das Kästchen in ihre Hand legte. Sie forderte ihn nun auf, Platz zu nehmen, und eilte, ehe er es verhindern konnte, mit der Chatoulle in das Nebenzimmer, indem sie ihm zurief, er möge ihre Rückkehr abwarten.

Dem Bedienten wurde angst und bange um das Herz, denn es kam ihm eine dunkle Ahnung, daß er selbst betrogen und später vielleicht für die ganze Geschichte allein verantwortlich gemacht werden könne, aber er sah ein, daß er augenblicklich nichts Anderes thun könne, als sich auf die Ehrenhaftigkeit des Rittmeisters und dessen Bevollmächtigter zu verlassen; er hatte wohl gehört, daß die Letztere die Zimmerthür hinter sich abgeschlossen, und es wäre von ihm jetzt gewiß ebenso thöricht gewesen, sich auf Bitten zu legen, daß sie wieder öffne und die Untersuchung

des Kästchens in seiner Gegenwart vornehme, als gefährlich, deshalb Lärm zu machen.

Einigermaßen beruhigte es ihn nur, daß er im Nebenzimmer, das sie betreten hatte, fortwährend Geräusch vernahm, von ihrer Anwesenheit also überzeugt sein zu können glaubte; dennoch trocknete er sich mehr als einmal den kalten Schweiß von der Stirn und wünschte, tief seufzend, Nichts mehr, als daß der Rittmeister jetzt nach Hause zurückkehre und er das entwandte Gut erst wieder in seinen Händen halten möge, um es an seinen alten Platz bringen zu können.

Indessen betrachtete Ninon mit sichtlichem Entzücken von allen Seiten das Ebenholzkästchen und machte sich dann daran, zu untersuchen, wie es wohl am leichtesten zu öffnen sein möge. Im Nothfalle würde sie nicht Anstand genommen haben, das Schloß gewaltsam zu sprengen und dann Johann fortzuschicken, daß er es in Eile repariren lasse; aber dies blieb doch immer eine bedenkliche Sache, und sie griff daher zu einem Nachschlüssel, der wie der andere, von dem Rittmeister dem Bedienten Johann anvertraute, sich schon längst in ihrem Besitze befand. Sie hatte sich diese wie noch manche andere Requisiten der Kunst, sich überall durch das Leben fortzuhelfen, schon vor Jahren in Paris mit Bernard's Hülfe zu verschaffen gewußt, bevor sie ihre Abenteurerzüge antrat.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, die zum Theil auf das durch die Ungeduld und Aufregung verursachte Zittern ihrer hübschen Hände zu schieben waren, drehte sich der Schlüssel, und der Inhalt der Chatoulle lag offen vor ihr.

Es war ein gewöhnlicher kleiner Kasten mit einem leicht herauszunehmenden Einsatze.

Ninon untersuchte zuerst den oberen Theil, indem sie die darin befindlichen Gegenstände mit einer gewissen Vorsicht herausnahm, um sie nachher wieder so an ihren Platz legen zu können, daß die Eigenthümerin nicht auf den ersten Blick be-

merken mußte, sie seien während ihrer Abwesenheit von fremden Händen berührt worden.

Es waren meistentheils Briefe und lose Papiere, und fast obenauf lag der gesuchte fünffach gesiegelte Brief, den Therese natürlich gleich nach dem Empfange schon erbrochen hatte, um sich von dem Inhalte zu überzeugen; das Papier nahm sie heraus, und nachdem sie es flüchtig durchlesen hatte, legte sie es bei Seite, dafür steckte sie einen in gleicher Form zusammengefalteten leeren Papierbogen hinein.

Offenbar hatte sie nicht geringe Lust, auch die übrigen Briefe, die größtentheils von der Hand des Rittmeisters waren, zu lesen, doch überwand sie, da es ihr an Zeit dazu fehlte, diese Versuchung.

Ein freudiges und dabei heimtückisches Lächeln überflog ihr Antlitz, als sie nun auch das bewußte Krystallfläschchen fand. Sie konnte nicht im Mindesten daran zweifeln, daß dies das richtige sei, denn obwohl sie es schon an der Farbe des flüssigen Inhalts erkannte, hatte Therese noch die besondere Vorsicht gebraucht, auf das Papier-Etiquette mit schwarzer Dinte ein Kreuz zu malen und daneben das verhängnißvolle Wort „Gift!" zu schreiben.

Ohne Zögern goß sie den Inhalt aus und füllte das Fläschchen aus einer noch auf dem Tische stehenden halbvollen Kaffeetasse, worauf sie es so sorgfältig wie vorher wieder verschloß.

„Die Herren vom Gerichte," flüsterte sie dabei, „würden große Augen machen und die Frau jedenfalls für toll erklären, wenn sie jetzt diesen höchst unschuldigen Kaffee untersuchen lassen wollte."

Ninon hatte somit Alles erlangt, was sie und der Rittmeister schon längst so sehnlich erstrebt hatten, aber die Neugierde, der wohl hauptsächlich die Gehässigkeit gegen ihre ehemalige Nebenbuhlerin zu Grunde lag, trieb die Unselige noch weiter.

Besonders fiel ihr ein in rothen Maroquin zierlich gebundenes Buch in die Augen, und als sie es aufschlug, las sie auf der ersten Seite:

„Mein Tagebuch."

Ein Freudenblitz zuckte über ihr Gesicht, und, die Blätter flüchtig umschlagend, murmelte sie:

„Von ihrer Hand! — Geständnisse einer schönen Seele! — Das muß allerliebst sein; wenn ich die Zeit hätte, es zu durchlesen, würde es mir jedenfalls mehr Vergnügen machen, als der spannendste Roman."

Plötzlich hielt sie nachdenklich inne, und ihre Mienen verfinsterten sich wieder, nahmen aber auch einen Ausdruck von wahrhaft teuflischem Hohne an.

„Sie scheint ganz aufrichtig gegen sich selbst gewesen zu sein," sagte sie von Neuem zu sich selbst. „Dieses kleine Buch könnte in meiner Hand die furchtbarste Waffe gegen das gehaßte Weib werden, und wenn es mir beliebte, darauf einzugehen, würde sie wahrscheinlich geneigt sein, es mir mit ihrem halben Vermögen wieder abzukaufen. Bei Gott! Das ist ein wichtigerer Fund, als ich mir anfänglich vorgestellt habe! — Um keinen Preis gebe ich ihn jetzt wieder aus der Hand, mag daraus auch entstehen, was da wolle! — Doch nein, sie würde es sofort vermissen, denn sie scheint ihre Erlebnisse und Empfindungen täglich ziemlich regelmäßig bis heute eingetragen zu haben; — ich darf es nicht wagen."

Sie versank, unbeweglich das Buch in der Hand haltend, in düsteres Nachdenken. Man hätte den schweren Kampf ihres Inneren deutlich auf ihrem Gesichte lesen können; ihre dunklen Augen starrten mit wahrhaft unheimlichem Ausdrucke auf die beschriebenen Blätter.

Endlich legte sie das Buch mit einem tiefen Seufzer auf die Seite und murmelte:

„Wir wollen es noch überlegen und indessen sehen, was der zweite Theil dieser Chatoulle enthält."

Dabei hob sie den vorerwähnten Einsatz heraus, ließ ihn vor Erstaunen, das sich in allen ihren Zügen malte und wider ihren Willen einen halblauten Aufschrei hervorrief, aber beinahe zu Boden fallen.

Was ihre Augen erblickten, war aber auch wirklich im Stande, besonders eine eitle und putzliebende Frau mit dem größten Entzücken zu erfüllen, denn aus dem halbdunklen Raume des Kästchens, in das zum Ueberflusse gerade in diesem Augenblicke noch einige durch die Fenster brechende Strahlen der untergehenden Sonne fielen, leuchtete ein wahrhaft feenhafter Glanz, von den brillanten Reflexen verschiedenfarbiger edler Steine gebildet, hervor.

In dieser Abtheilung ihrer Chatoulle verwahrte nämlich die reiche Frau von Liebow ihre besten Schmuckgegenstände anscheinend sehr nachlässig, denn sie waren ohne Etuis, weil dieselben zu viel Platz fortgenommen haben würden, bunt durch einander geworfen.

Ein prächtiges Collier, — beiläufig gesagt, das Brautgeschenk Thereseus von ihrem ersten Gemahle, dem Major und Kammerherrn von Liebow — Armbänder, Busennadeln und Boutons repräsentirten hier eine Summe, welche selbst bei nicht sehr bescheidenen Ansprüchen für das ganze Leben eines Menschen genügen konnte. Die ehemalige Tänzerin war nicht im Stande, auch nur annähernd den Gesammtwerth der ihren Augen sich darbietenden Kostbarkeiten abzuschätzen, obgleich sie sich sonst ziemlich gut, freilich hauptsächlich vom Hörensagen, auf Schmucksachen verstand.

Besonders stach ihr das Collier in die Augen, und sie konnte nicht unterlassen, es mit vor Aufregung zitternder Hand emporzuheben und näher zu betrachten.

Es war auch ein köstliches Stück von Juwelierarbeit; große und kleine Brillanten und Diamanten von reinstem Wasser bildeten in silberner Fassung eine bewegliche Blumenguirlande, die sich in der Mitte zu einem großen Rosenbouquet

verschlang; das blitzte und glühte in den purpurnen Abendsonnenstrahlen, als ob es der Französin die Finger verbrennen müßte.

Im ersten Augenblicke hatte Ninon keinen anderen Gedanken als den:

„Wie muß dieser Schmuck mir wohl stehen?"

Ein paar Sekunden später schon stand sie vor dem Spiegel und legte das Collier um ihren Hals. Ein zweiter Ausruf des Entzückens entwand sich ihrer Brust, und es wäre vielleicht für einen heimlichen Beobachter äußerst schwer zu entscheiden gewesen, ob in diesem Momente die Brillanten oder die dunklen Augen der Französin, die sich damit geschmückt hatte, mehr Feuer ausstrahlten.

„Wie glücklich sie ist!" seufzte Ninon unwillkürlich.

Wenn sie aber auch so bald noch nicht müde werden konnte, sich und den Schmuck im Spiegel zu beschauen, so mußten ihre Gedanken und Empfindungen wohl schnell in eine ganz andere Bahn einlenken, denn ihr Gesicht wurde wieder finster und die soeben noch halb geöffneten Lippen preßten sich konvulsivisch fest auf einander. Der Schmuck behielt natürlich seinen Glanz, aber Die, welche ihn trug, war nicht mehr schön; ihr Gesichtsausdruck verrieth den giftigsten Neid, die niedrigste Habsucht.

Erst nach einer langen Pause riß sie das Halsbald ungestüm wieder ab, wandte sich um und schien im Begriffe, es an seinen Platz zu legen, aber ihre Hand zögerte, dies auszuführen.

Wir müssen den Lesern das Selbstgespräch verrathen, das sie nur dachte, ohne daß ihre festgeschlossenen Lippen zuckten.

„Wenn dieses Collier mein wäre! — Wenn es nur wenigstens nicht gerade ihr gehörte! — Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß dieses Weib sich damit schmücken soll! — Ich fühle, daß ich sie jetzt doppelt glühend hasse. Womit hat sie denn verdient, so reich zu sein, die Heuchlerin? Ist sie besser als

ich? Was habe ich denn erreicht, wie bitter ich auch mit dem Leben kämpfen mußte?"

Sie ließ sich mit unwirschem Ungestüm auf das Sopha niedersinken, und während sie das Collier noch immer in der einen Hand behielt und die Augen nicht von dem verführerischen Glanze abwandte, stützte sie das Haupt auf; ihre Stirn war tief gefaltet, ihr Busen wogte stürmisch.

„Wenn ich doch dieses Collier behalten könnte! ich gäbe meine Seligkeit dafür! — Bah, welch' läppischer Gedanke! das wäre wahrlich ein billiger Preis! — — Wenn ich wagen würde, die Chatoulle wieder zu verschließen und zurückzugeben, ohne es hineingelegt zu haben, würde vielleicht schon morgen Alles entdeckt sein. Der Verdacht eines Diebstahls müßte zunächst auf ihre Dienstboten fallen; der Bursche da draußen sieht mir gar nicht so aus, als ob er einer solchen Beschuldigung gegenüber lange schweigen könnte; er würde seinen eigenen Hals auf Karls Kosten aus der Schlinge ziehen. Karl dürfte natürlich keine Ahnung davon haben, daß ich das Collier behalten. Aber wer sollte es denn sonst genommen haben? Läge das nicht klar auf der Hand? — Man würde uns verhaften, Haussuchung halten — wir wären unter allen Umständen verloren, ich wenigstens! — Nein, es ist eine Unmöglichkeit!"

Als sie so weit gekommen, warf sie das Collier heftig auf den Tisch, sprang vom Sopha auf und begann mit starken Schritten im Zimmer umherzugehen; krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust, Thränen traten in ihre Augen. Eine Art Nervenfieber mußte sie ergriffen haben; ihr ganzer Körper zitterte, und sie biß sich die Lippen blutig; dabei kehrten ihre Blicke immer wieder auf den blitzenden Schmuck zurück, der sie vollständig bezaubert hatte. Sie schien einen Kampf zwischen Leben und Tod zu bestehen.

„Wie albern bin ich doch!" murmelte sie dann wieder, indem sie sich mit der kalten Hand über die glühend heiße Stirn strich. „Kann es denn so schwer sein, einigen bunten Steinen

zu entsagen, wenn hinter ihrem Besitze Schande und Strafe stehen? — Theodor soll mir einen ähnlichen Schmuck kaufen —"

In diesem Augenblicke klopfte Johann, dem die Zeit endlich doch zu lang und dessen Angst immer größer geworden war, bescheiden an die Zimmerthür.

„Ich darf nicht länger warten, ich muß die Chatoulle zurücktragen," drängte er, den Mund an das Schlüsselloch legend.

Ninon fuhr zusammen, und das nervöse Zittern ihres Körpers verstärkte sich; mit der größten Mühe nur gewann sie es über sich, zu antworten:

„Ich komme im Augenblicke."

Jetzt drängte sich aber Gedanke auf Gedanke in ihr; die Begierde siegte immer schneller über die Vernunft.

„Wohin kann es führen," sagte sie sich, „wenn Karl und ich, der Fesseln, die uns bisher banden, ledig, nun wirklich Ansprüche an diese Frau erheben, die stolz und eigensinnig genug ist, auch jetzt noch den Kampf gegen uns aufzunehmen, nachdem wir die gefährlichsten Waffen ihrer Hand entwunden haben? Im besten Falle werden wir ihr eine Geldsumme abzwingen, von der wir einige Jahre anständig leben können, und dann beginnen Kampf und Gefahr wieder von Neuem. Sie kann bald sterben, und dann sind wir um alle Vortheile geprellt, die wir uns jetzt versprechen; — auch der Rittmeister kann sterben, und dann habe ich wieder alle Macht über sie verloren. Im anderen Falle wagt sie auf jede Gefahr hin, uns einen Prozeß wegen Diebstahls an den Hals zu werfen, und dieser elende Bediente wird uns dann verrathen, wie er sie jetzt verräth."

Man sieht, daß Ninon schon ganz anders dachte, wie kurz zuvor, und daran war allein der Diamantenschmuck schuld, denn man wird sogleich hören, zu welchem Schlusse sie gelangen wollte, indem sie sich ganz ihren bisherigen Ansichten zuwider selbst überredete.

„Ich habe an der Seite des Rittmeisters nur noch ein

elendes Leben voll Unruhe und Furcht zu erwarten. Was bindet mich denn eigentlich noch an ihn, seitdem mein Kind todt ist? — Er wird wahrhaftig nicht verzweifeln, wenn ich ihn verlasse, und wenn er es thäte, was kümmert es mich? Bin ich ihm mehr Dank schuldig oder er mir? Ich habe ihm jetzt den letzten Dienst erwiesen, und es wird an ihm liegen, wenn er denselben nicht in kluger Weise benutzt; wir sind quitt! — Bietet sich mir jetzt nicht die schönste Gelegenheit, das Glück des Lebens noch einmal zu versuchen? Der Baron ist schwärmerisch in mich verliebt, ich kann Alles bei ihm durchsetzen. Er wird glücklich sein, wenn ich ihm das Anerbieten mache, schleunigst mit ihm zu entfliehen, — aber nicht nach seiner Heimath; das wäre eine arge Thorheit von mir, ihn dahin zu begleiten, wo man mich bald genug ermitteln würde. Wir können nach Italien gehen, die ganze Welt steht uns offen; Niemand wird unserer Spur zu folgen vermögen, wenn wir einige Vorsicht anwenden. Ich kann dort ein Götterleben führen und — den Schmuck behalten. Zur Vorsicht nehme ich auch ihr Tagebuch an mich; will und kann sie mich dann angreifen, so werde ich sie dadurch zum Schweigen zwingen. Aber wird Theodor auch einwilligen? — Er muß es! — Der schwärmerische Narr hat sich noch gar keinen vernünftigen Plan für unsere Zukunft gemacht; ich werde ihm denselben vorschreiben. Wenn er mich an einen sicheren Ort im Auslande gebracht hat, mag er nach Hause reisen und sich mit seinem Vater arrangiren. Wenn der Alte todt ist, wird er überglücklich sein, mich heirathen zu dürfen; bis dahin ist auch die Vergangenheit in Vergessenheit gerathen. Ich will doch sehen, ob ich nicht Alles durchsetzen kann, was ich ernstlich wünsche!"

Sie stampfte trotzig mit dem Fuße auf, warf den Kopf mit übermüthigem Ausdrucke in die Höhe und begann dann eiligst, Alles wieder wie vorher in die Chatoulle einzupacken, bis auf das Tagebuch und das Collier, das sie in ihren Busen gleiten ließ.

An die Stelle ihrer hohen Aufregung schien jetzt eine kaltbedachte Entschlossenheit zu treten.

Als sie das Kästchen wieder verschlossen hatte, öffnete sie die Thür, an der Johann mit sehr bleichem Gesichte, das sich indessen schnell wieder verklärte, als sie ihm ersteres reichte, stand.

„Wie Sie sich leicht überzeugen können," sagte sie mit ruhigem Lächeln, „ist Alles wieder in der alten Ordnung. Der Rittmeister hat mich übrigens noch beauftragt, Ihnen fünfundzwanzig Louisd'or auszuzahlen."

Sie gab ihm das Geld, und der Mensch entfernte sich mit einer schnellen, aber ehrerbietigen Danksagung.

Als er fort war, warf sich Ninon ganz erschöpft wieder auf das Sopha und flüsterte mit einem tiefen Seufzer, der indessen mehr Erleichterung ihrer Brust als Bekümmerniß ausdrückte:

„Nun ist es entschieden! — In dieser Nacht noch muß ich fort von hier, denn dieser Boden wankt unter meinen Füßen! — Wenn ich nur erst Theodor sprechen könnte!"



Druck von A. Sacco (verantwortlich J. Kersten) in Berlin.

Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Band.





